

Schweizerische Zeitschrift für Soziologie

herausgegeben von der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie
mit Unterstützung der Schweizerischen Geisteswissenschaftlichen Gesellschaft
(Schweizerische Akademie der Geisteswissenschaften)

Revue suisse de sociologie

publiée par la Société suisse de sociologie
avec l'aide de la Société suisse des sciences humaines
(Académie suisse des sciences humaines)

Inhaltsverzeichnis/Table des matières

H. GESER .

Einleitung: Der "Ethnische Faktor" im Prozess gesellschaftlicher
Modernisierung 165

C. GIORDANO

Ethnizität: soziale Bewegung oder Identitätsmanagement? 179

G. ENDRUWEIT

Entwicklungssoziologische Perspektiven 199

I.-M. GREVERUS

Ethnizität und Identitätsmanagement 223

U. WINDISCH

La structure profonde de la xénophobie 233

A. DOBLER-MIKOLA

Determinanten der soziokulturellen Integration 257

J.-P. GONVERS, L. MONNIER, G. de RAHM et A. MOTTAZ
La deuxième génération d'Espagnols en Suisse 279

Buchbesprechungen/Bibliographie critique 293

Summaries in English 307



Editions Georgi

Schweizerische Zeitschrift
für Soziologie
Revue suisse de sociologie

Contents of Volume 7 (1981) Number 2

H. GESER

Introduction: the Ethnical Factor
and Societal Modernization 165

C. GIORDANO

Ethnicity: A social Movement
or Identity Management 179

G. ENDRUWEIT

Prospects in Developmental Sociology 199

I.-M. GREVERUS

Ethnicity and Identity Management 223

U. WINDISCH

Xenophobia 233

A. DOBLER-MIKOLA

Socio-cultural Integration 257

J.-P. GONVERS, L. MONNIER,
G. de RHAM & A. MOTTAZ

Second-generation Spaniards
in Switzerland 279

Book Review 293

© 1981 Schweizerische Gesellschaft für Soziologie
Société suisse de sociologie.

ISSN 0379-3664

Erscheint dreimal jährlich
Publiée trois fois par an
Published three times per year.

Verwaltung, Abonnements, Werbung:
Administration, abonnements, publicité:
Administration, subscriptions, advertising:
Editions Georgi / Georgi Publishing Company
CH-1813 Saint-Saphorin (Suisse / Switzerland)
Printed in Switzerland.

EINLEITUNG: DER "ETHNISCHE FAKTOR" IM PROZESS GESELLSCHAFTLICHER MODERNISIERUNG

Hans Geser

Soziologisches Institut der Universität Zürich, Zeltweg 63, 8032 Zürich, Schweiz.

I

Die tägliche Zeitungslektüre liefert ebenso wie die jüngste Geschichtsschreibung unzählige Illustrationsbeispiele für die von Moynihan/Glazer (1974) vertretene These, wonach Erscheinungen ethnischer Gruppenidentifikation und ethnisch determinierter Spannungen und Konflikte im Laufe des 20. Jahrhunderts an Häufigkeit und Virulenz ständig zugenommen hätten.

In besonders ausgeprägter Weise trifft dies sicher für die Entwicklungsländer zu, wo insbesondere sehr heftige, lang anhaltende und/oder politisch besonders folgenschwere Konflikte der letzten Jahre (z.B. der Biafra-Krieg, die Sezession von Bangladesh, der Nahostkonflikt, die Kurdenkriege oder die katastrophalen Entwicklungen in Uganda) nicht ohne den Einbezug ethnischer Kausalfaktoren erklärbar sind (vgl. z.B. Young, 1976), und wo das rasche Anwachsen neuer Ausdrucksformen der Ethnizität beobachtet werden kann, die – wie vor allem im vieldiskutierten Fall des "Tribalismus" – eindeutig nicht als transitorische Residuen eines traditionellen Gesellschaftszustandes erklärbar sind, sondern als Ergebnisse kolonialer und post-kolonialer Entwicklungen betrachtet werden müssen (vgl. z.B. Geertz, 1963).

Dieser Eindruck eines positiven (oder wenigstens indifferenten) Zusammenhanges zwischen Prozessen gesellschaftlicher Modernisierung einerseits und der Konservierung bzw. Neubildung ethnischer Gruppensolidaritäten andererseits verstärkt sich, wenn man mitberücksichtigt, in welchem Ausmasse der ethnische Pluralismus sich auch Ländern mit mittlerem und hohem sozio-ökonomischen Entwicklungsniveau (z.B. Spanien, Belgien, Kanada, England, Frankreich) in letzter Zeit verstärkt ausgeprägt hat und diese Staaten vor neuartige, mit den etablierten Strategien demokratischer Konsensbildung allein vielleicht kaum lösbare Integrationsprobleme stellt.

All diese Tendenzen zur Pflege oder Revitalisierung alter oder gar zur Konstituierung neuer partikulärethnischer Gruppenloyalitäten profilieren sich in dramatischer Weise

– gegenüber einer auf das 19. Jahrhundert zurückgehenden, in Europa noch immer und in der Dritten Welt erst seit der Entkolonisierung kultivierten Konzeption *nationalstaatlicher Politik*, deren Bestreben dahin geht, die innerhalb eines gegebenen Territoriums lebende Bevölkerung zu einer über ethnische Gruppengrenzen hinausreichenden, homogenen und universalistischeren Loyalität zu verpflichten;

– gegenüber einer in ihren Wurzeln ebenfalls ins 19. Jahrhundert zurückreichenden *Konzeption der soziologischen Gesellschaftstheorie*, die den Faktor

„Ethnizität“ überhaupt nicht oder allenfalls im Sinne eines mit zunehmender Modernisierung zum Verschwinden verurteilten historischen Residuums einbezieht. Diese Auffassung konstituiert den vielleicht wesentlichsten (und selten explizit gemachten) Konvergenzpunkt der ideologisch so einflussreichen „klassischen Gesellschaftstheorien“, die sich bei Anwendung dieses Gesichtspunktes nur darin unterscheiden, ob sie für die Überwindung ethnischer Gruppensolidaritäten die Entstehung eines „proletarischen Klassenbewusstseins“ (Marx), den Übergang von „mechanischer zu organischer Solidarität“ (Durkheim), die Transformation von „Gemeinschaft“ zur „Gesellschaft“ (Toennies), das Überwecheln von „traditionalen“ zu „legal-bürokratischen“ politischen Herrschaftsformen (Weber) oder irgendeinen andern umfassenden (und in seinem Ablauf immer als autonom, ja schicksalschaft-unausweichlich begriffenen) sozietaalen Wandlungsprozess verantwortlich machen.

Die dominierende Prägenkraft dieser klassischen Interpretationen der modernen Gesellschaft und ihrer Entwicklungstendenzen lässt sich bis in *neuere und neueste Epochen des makrosoziologischen Denkens* nachweisen, indem

– nach dem zweiten Weltkrieg eine (vor allem in den 50er und 60er Jahren unbestritten vorherrschende) „Modernisierungstheorie“ aufkam, innerhalb welcher gesellschaftlicher Wandel eindimensional als kontinuierliche Annäherung an einen (vor allem durch die USA exemplifizierten) Modellzustand der „reifen Industriegesellschaft“ begriffen wurde, deren Integration durch die Ausprägung einer homogenen, gewissermassen den Stellenwert einer religiösen Konsensbasis einnehmenden *Ideologie der „nationalen Prosperität“* (Israel, 1966) und einer *höchst universalisierten „civic culture“* (Almond/Verba, 1963) gewährleistet erschien;

– in neueren „strukturell-funktionalen“ (Parsons) oder „funktional-strukturellen“ (Luhmann) Weiterentwicklungen der makrosoziologischen Theoriebildung die heutige Gesellschaft primär oder gar ausschliesslich unter dem Gesichtspunkt ihrer (ständig zunehmenden) „funktionalen Differenzierung“ thematisiert wird: mit der Konsequenz, dass man im Auseinanderwachsen und Sichverselbständigen funktionsspezifischer Subsysteme (Institutionen, Organisationen, Rollen, u.a.) die zentrale Quelle für Spannungen, Konflikte und Desintegrationstendenzen moderner Gesellschaften erblickt, und man bereits von den fundamentalsten konzeptuellen Festlegungen her keinen Platz offenhält, um die aus der *segmentären* Gesellschaftsdifferenzierung (in Ethnien oder andere subkulturelle Gruppen) heraus entstehenden Integrationsprobleme zu diskutieren.

So bedeutet die Reaktualisierung der Ethnizitätsproblematik für die Soziologie letztlich nichts weniger, als dass die seit Hobbes im Mittelpunkt umfassender sozialer Theoriebildung stehende Grundsatzfrage nach der „Möglichkeit gesellschaftlicher Ordnung“ (bzw. in neuerer Diktion: nach den „Stabilitätsbedingungen sozietaaler Systeme“) erneut mit aller Schärfe zur Diskussion gestellt wird.

Zu den notwendigen Voraussetzungen ihrer befriedigenden Beantwortung wird es wohl gehören, dass (beispielsweise im Sinne von Eisenstadt, 1973) das Verhältnis zwischen „Tradition“ und „Modernität“ als eine höchst differenzierte

Interdependenz- und Komplementaritätsbeziehung (anstatt wie bisher üblich nur unter dem Aspekt ihrer wechselseitigen Inkompatibilität und historischen Sequenz) begriffen wird, und dass es gelingt, zwischen der heute sehr differenzierten, aber einseitig auf Aspekte der Funktionaldifferenzierung festgelegten systemtheoretischen Gesellschaftsanalyse einerseits und den (weniger ausgebauten) "middle-range Theorien" über Ethnizitäts- und Subkulturphänomene andererseits eine Synthese herzustellen.

II

Im Sinne Max Webers können ethnische Gruppen als soziale Kollektive charakterisiert werden, deren Mitglieder ein *subjektives Bewusstsein ihrer gemeinsamen "Abstammungsverwandtschaft"* aufrechterhalten, aber im Unterschied zu Verwandtschaftsgruppen nicht durch sexuelle Blutbande oder irgendwelche konkrete Formen des "Gemeinschaftshandelns" untereinander verknüpft sein müssen (Weber, 1972, 234ff).

Dieses für die Konstituierung eines ethnischen Kollektivs gleichzeitig notwendige und hinreichende *konsensuale Zusammengehörigkeitsbewusstsein* muss scharf von den *objektiven Antezedenzbedingungen und Kausalfaktoren seiner Entstehung* unterschieden werden, zu denen qualitativ und quantitativ sehr unterschiedlich ausgeprägte *Ähnlichkeiten der Mitglieder* (hinsichtlich Rasse, Sprache, Tradition, Verhaltensgewohnheiten) und/oder *gemeinsam durchlebte historische Ereignisse* (z.B. Migrationen, Kolonisierungen u.a.) gehören können. Die Tatsache, dass das Kollektivbewusstsein am abstrakten (und häufig keiner empirischen Verifikation bedürftigen) Faktum gemeinsamer "Abstammung" (anstatt wie bei andern Konsensgruppen an spezifischen Merkmalen des Berufs, Lebensalters, sozialen Standes, religiösen Bekenntnisses u.a.) festgemacht wird, hat die wichtige funktionale Konsequenz, dass die Mitglieder eine äusserst generalisierte Disposition zum Eingehen inhaltlich überaus vielfältiger Sozialbindungen aufrechterhalten: insbesondere auch die Bereitschaft, im Mikrobereich des *familiären Konnubiums* einerseits und auf der Makroebene *politischer Staatsorganisation* andererseits in funktional diffuser, "gemeinschaftlicher" Weise zusammenzuleben (vgl. Weber, 1972, 239).

Dieser *geringe Grad an sachlicher Spezifität und Konditionalität* des Solidariätsbewusstseins kommt in besonderem Masse darin zum Ausdruck, dass ethnische Gruppen häufig eine äusserst *generalisierte Form des "Ethnozentrismus"* entfalten: indem sie ihre Neigung zur Höherwertung eigener und zur Abwertung fremder Merkmale auf einen überaus breiten, potentiell unbegrenzten Kreis verschiedenartiger Attribute beziehen (vgl. z.B. Summer, 1906, 12; LeVine & Campbell, 1972, 8).

Auf Grund derartiger konzeptueller Festlegungen sind bereits seit Sumner und Weber die Grundlinien eines Programms soziologischer Ethnizitätsforschung vorgezeichnet, bei der es darum geht

– dem "subjektiven Faktor" (des Bewusstseins gemeinsamer Abstammung) einen gleichzeitig sehr hohen und gegenüber den Faktoren objektiver Ähnlichkeit autonomen Stellenwert einzuräumen: so dass die simple Vorstellung von Ethnizität

als eines direkten Ausflusses objektiver Ähnlichkeiten ersetzt werden muss durch viel komplexere Theorieansätze, bei denen erklärt werden muss, unter welchen Bedingungen welche Similitäritätsmomente in welchem Umfang zu *Kristallisationskeimen für Ethnizitätsbewusstsein* werden;

– Ethnizität im Rahmen einer umfassenderen "Theorie umweltoffener Sozialsysteme" als eine mit bestimmten funktionalen Konsequenzen verknüpfte *Adaptationsstrategie sozialer Kollektive* zu begreifen, so dass versucht werden muss, einerseits die *gesellschaftlichen Umweltbedingungen* zu eruieren, die ein Kollektiv dazu nötigen, eine am sachlich unspezifizierten Kriterium der "gemeinsamen Abstammung" festgemachte (und deshalb beispielsweise für beliebige Wandlungen im Inhalt der benötigten kollektiven Handlungen unempfindliche) Form der Solidaritätsbindung zu wählen, und andererseits die *sozietaalen Auswirkungen* zu eruieren, die aus der Existenz und den Selbstbehauptungsstrategien derartiger Kollektive resultieren.

III

Um die unverminderte oder gar anwachsende Bedeutung des "ethnischen Faktors" in hochdifferenzierten modernen Gesellschaften kausal zu verstehen, lassen sich verschiedene, hier nur andeutungsweise skizzierte theoretische Argumentationslinien verfolgen, die ihren Ausgangspunkt nehmen

1. von der *historischen Evolution der Staatsorganisation*, die sich in einer engen und – wenn man will – "dialektischen" Wechselwirkung zu Prozessen ethnischer Gruppenbildung vollzieht;

2. von den fundamentalen, alle institutionellen Spären übergreifenden *Prozessen funktionaler Differenzierung*, die zwar im Sinne klassischer Gesellschaftstheorien durchaus häufig zur Auflösung ethnischer Solidaritäten und ihrer Ersetzung durch universalistisch-kosmopolitische Identifikationsformen beitragen, unter gewissen Bedingungen aber umgekehrt auch Ethnizität erlauben, begünstigen oder gar aktiv mitstimulieren können;

3. von neuen, durch technologische ebenso wie sozio-politische Faktoren begünstigte Entwicklungen *weltweiter Kommunikation, Interaktion und Migration*, die – weit davon entfernt, die Weltgesellschaft in einen undifferenzierten "melting pot" zu verwandeln – dazu beitragen, die Kultivierung von ethnischen Partikularismen zu erleichtern und Probleme der kollektiven Identitätsfindung (für die der Rekurs auf Ethnizität eine mögliche Lösung darstellt) zu akzentuieren.

1. Die *historische Entwicklungsgeschichte des Staates* und die bis in die neueste Zeit hinein beobachtbaren Tendenzen zur *Perfektionierung und weltweiten Ausbreitung staatlich organisierter Herrschaftsformen* wirkt sich auf den "ethnischen Faktor" in zweierlei Weise aus: indem Staaten einerseits *indirekt* die Entstehung infrastaatlicher Ethnien (die auf der Bewahrung ihrer angestammten Identität und Autonomie insistieren) begünstigen, und andererseits *direkt* den institutionellen Rahmen für ein neues (z.B. "nationalistisches") Ethnizitätsbewusstsein bereitstellen.

Die *erstgenannte*, mit sehr hoher Konfliktivität einhergehende Wirkung entsteht dadurch, weil Staaten den Anspruch erheben, die gesamte innerhalb eines Territoriums befindliche Bevölkerung ungeachtet ihrer verwandtschaftlichen oder traditional-kulturellen Solidaritätsbindungen einer *politischen Monopolherrschaft* zu unterwerfen, (vgl. Service, 1971, 159), und weil sie überdies häufig Instrumente darstellen, um zwischen verschiedenen traditionellen Gruppen *Dominanz- und Ausbeutungsverhältnisse zu stabilisieren*.

Diese historisch äussert langfristige Entwicklung

- beginnt in der Zeit *nach dem Neolithikum*, wo die Grenzen politischer Herrschaft zum erstenmal nicht mehr mit den Grenzen der traditionellen Dorfgemeinschaft koinzidierten (vgl. Lenski, 1966, 147);

- findet ihre Fortsetzung in der Entstehung *imperialer Reiche*, denen es mit der Zeit immer besser gelang, eroberte Ethnien nicht nur durch Tributpflichtigkeit einem übergeordneten Herrschaftszentrum dienstbar zu machen, sondern – wie z.B. im *persischen Reich* und im *Imperium Romanum*) stabil einzugliedern und unter eine einheitliche Rechtsordnung zu subordinieren;

- findet eine dramatische Verschärfung durch das Aufkommen des *Nationalismus im 19. Jahrhundert*, wo Staaten zum erstenmal systematisch dazu übergingen, von allen Bürgern des Territoriums eine *normative politische Identifikation* anstatt (wie noch im österreichisch-ungarischen Reich bis zum ersten Weltkrieg üblich) bloss die Tolerierung obrigkeitlicher Administrativeingriffe zu fordern.

Erst dieser normative Integrationsanspruch des modernen (seit dem Ende des Kolonialismus sich weltweit ausbreitenden) Nationalstaates hat zur Folge, dass ethnische Gruppen (mit ihrem den Staat konkurrenzierenden Anspruch auf sachlich generalisierte kollektive Identifikation) in die politische Subversivität ver gedrängt und – wie z.B. im Falle der *Basken* oder *katholischen Nordiren* – zu äusserst erbittertem Widerstand herausgefordert werden.

Im Verhältnis zwischen nationalistischer Staatsmacht und dem Autonomiestreben infranationaler Ethnien kann leicht ein Teufelskreis sich eskalierender Spannungen und Konflikte entstehen, indem

- das staatliche Machtzentrum für subordinierte traditionelle Gruppen in kaum zu übertreffender Weise die Bedingungen einer "Quelle gemeinsamer externer Bedrohung" erfüllt, die in der Literatur so häufig als ein Faktor erwähnt wird, der die Bewusstseinsbildung über kulturelle Andersartigkeit und den Aufbau kollektiver ethnischer Solidarität begünstigt (vgl. z.B. LeVine & Campbell, 1972, 29 ff; Nordlinger, 1972; Coser, 1956);

- als Folge der daraus folgenden ethnischen Zentrifugalität aber eine gesteigerte politische Integrationskrise eintritt, die den Staat dazu führt, durch zusätzliche Intensivierung zentralistischer Machtentfaltung seinen Zusammenhalt zu sichern (vgl. Smock & Smock, 1975, 14 ff.).

Der *zweitgenannte* Zusammenhang zwischen Staatlichkeit und Ethnizität besteht darin, dass Staaten die Entstehung neuer ethnischer Solidaritätsgruppen

begünstigen: indem sie einem territorial integrierten Volk zu einem *Erfahrungsschatz gemeinsam durchlebter Geschichte* und einen *Bestand an gemeinsamen Symbolen, Verhaltensformen und kulturellen Traditionen* verhelfen, um die herum sich – falls zusätzliche Faktoren wirksam sind – ein neues ethnisches Kollektivbewusstsein kristallisieren kann. Die Bedeutung dieses von Weber als "Umdeutung von rationalen Vergesellschaftungen in persönliche Gemeinschaftsbeziehungen" (vgl. Weber, 1972, 237) bezeichneten, isomorph auch innerhalb von Organisationen (vgl. Stinchcombe, 1965, 185 ff) beobachtbaren Vorgangs besteht keineswegs nur in seiner kausalen Bedeutung für die Entstehung des politischen Nationalismus, sondern weit darüber hinaus auch darin, dass

– nach aussen hin scharf umgrenzte Ethnien möglicherweise überhaupt erst als Folge staatlicher Organisation (mit ihrer Eigenschaft, scharf dichotom Zugehörige und Nichtzugehörige voneinander zu unterscheiden) haben entstehen können (vgl. LeVine & Campbell, 1972, 99);

– eine durch das Kollektiverlebnis gemeinsamer Staatlichkeit induzierte ethnische Gruppierung die Fähigkeit hat, ihre Identität weit über die historische Dauer des eigenen Staates hinaus (bzw. während längerer Perioden der Fremdherrschaft oder der Vertreibung vom eigenen Territorium) stabil aufrechtzuerhalten.

Das paradigmatische historische Beispiel des *jüdischen Volkes* bildet nur eine besonders eindruckliche Illustration des allgemeinen Prinzips, dass Ethnizität – gewissermassen im Sinne einer auf die nichtinstitutionelle Ebene konsensualer Solidaritätsbindungen regredierte und deshalb hinsichtlich ihrer Überlebensbedingungen sehr viel anspruchsloseren "*Latenzform von Staatlichkeit*" die Funktion haben kann, den Zusammenhalt eines Kollektivs über schwierige Zeiten (des Zerfalls oder Verlustes staatlicher Organisation und/oder der ökologischen Dispersion ihrer Mitglieder) hinweg zu bewahren: wobei dann infolge des hohen sachlichen Generalisierungsgrades der Gruppensolidarität (vgl. II) über Jahrtausende hinweg die Bereitschaft zur Rekonstituierung eines eigenen Staates im kollektiven Bewusstsein lebendig bleiben kann (vgl. dazu LeVine & Campbell, 1972, 100).

Bei Anwendung derartiger historischer Erfahrungen auf die gegenwärtige Weltlage ergibt sich zwanglos der Schluss, dass einerseits infolge der *nachkolonialen Proliferation von "New Nations"* haufenweise neue Kristallisationskeime für zukünftig sich artikulierende Ethnizität zur Verfügung stehen, und dass andererseits auf Grund von *Flüchtlingsströmen und anderen Formen kollektiver Migration* Dispositionen entstehen können, um Ethnizität (als einzige noch verfügbare Strategie zur Rettung der Gruppenidentität) zu kultivieren (vgl. 3).

2. Es kann zwar nicht bestritten werden, dass die Prozesse gesellschaftlicher Struktur differenzierung (sowohl entlang funktionsspezifischer wie auch schichtmässiger Dimensionen) in mannigfacher Weise zur Abschwächung oder gar Auflösung von ethnischem Solidaritätsbewusstsein beitragen können: sei es, weil auf Grund der *gesteigerten gesamtgesellschaftlichen Integrationskraft arbeitsteiliger Beziehungen* die auf "mechanischer Integration" beruhenden Sozialbindungen an

Bedeutung verlieren (Durkheim), weil übergreifende Formen *klassenspezifischer Solidarisierung* in den Vordergrund treten (Marx), weil der Zusammenhalt moderner Gesellschaften nur auf der Basis einer "enttraditionalisierten" *universalistischen Kultur* möglich ist (Weber u.a.), oder weil dank der Möglichkeit funktionspezifischer Spezialisierung die für die Intensivierung von Ethnizitätsbewusstsein so bedeutsamen *interethnischen Konkurrenzbeziehungen* verschwinden (LeVine & Campbell, 1972, 36).

Andererseits aber lassen sich auch theoretische Gründe (sowie empirische Illustrationsbeispiele) für entgegengesetzte Auswirkungen anführen, die in der makrosoziologischen Theoriebildung bisher viel weniger Beachtung gefunden haben:

2.1. Wenn funktions- oder schichtmässige Strukturdifferenzierungen mit segmentären ethnischen Differenzierungen *kumulieren* (anstatt quer zu ihnen verlaufen), entstehen zusätzliche objektive Gründe für die Mitglieder, sich untereinander als gleichartig und gegenüber Nicht-Mitgliedern als andersartig zu betrachten und daran ein Ethnizitätsbewusstsein anzuknüpfen (vgl. LeVine & Campbell, 1972, 70).

So hat die Abdrängung der *Juden* auf ganz spezifische funktionale Gesellschaftsnischen (urbanes Kleinbürgertum, Handel und Finanzgeschäfte) während des europäischen Mittelalters sicher positiv zur Bewahrung ihres ausgeprägten ethnischen Bewusstseins beigetragen, und die ethnischen Konflikte der modernen Weltgesellschaft sind teilweise deshalb so ausgeprägt, weil das zunehmend dramatischere Wohlstandsgefälle zwischen reichen und armen Ländern (wie auch häufig zwischen reichen und ärmeren Schichten innerhalb der Drittweltländer selbst) mit zahlreichen andern Sozialdifferenzierungen (z.B. Rasse, Kultur, gemeinsame politische Geschichte u.a.) koinzidiert.

Im besonderen kann die *Abdrängung auf eine diskriminierte Schichtlage* zur Folge haben, dass die Aufrechterhaltung oder Revitalisierung von Ethnizität nicht nur (aus Gründen der durch sozio-ökonomische Homogenität erleichterten Möglichkeiten wechselseitiger Verständigung) besser gelingt, sondern zusätzlich auch noch die wichtige Funktion erfüllt, die für den Vollzug kollektiver Sozialmobilität notwendigen Voraussetzungen (der solidarischen Gruppenkohäsion und gemeinsamen politischen Mobilisierung) herzustellen (LeVine & Campbell, 1972, 31 ff).

Weitgehend unerforscht ist die in diesem Zusammenhang naheliegende Frage, inwiefern *Prozesse gesellschaftlicher Differenzierung* (bzw. der *gesellschaftliche Evolutionsprozess insgesamt*) kausal als eine Resultante *interethnischer Reibungen, Abgrenzungs- und Konfliktlösungsversuche* verstanden werden können, und inwiefern die Art der *Besetzung bestehender struktureller Nischen* aus dem Bestreben ethnischer Gruppen erklärt werden kann, günstigere Bedingungen für die *Aufrechterhaltung von Homogenität nach innen* und für die *Akzentuierung ihrer Andersartigkeit gegenüber Aussenstehenden* zu erzeugen.

2.2. Gesellschaftliche Differenzierungsprozesse können zweitens auf Grund ihrer Dynamik in *indirekter Weise* zur Revitalisierung ethnischer Gruppenidentifikationen beitragen: indem sie jene alternativen, etwa auf der Vorgegebenheit

ständischer Statuspositionen oder traditionaler Berufsrollen beruhenden Struktur-basen unterminieren, die in früheren Gesellschaften den Individuen eine stabile Verankerung ihrer personellen Identität ermöglicht haben (vgl. z.B. Smock & Smock, 1975, 5).

Theoretischer formuliert: je mehr sich die Gesellschaft hinsichtlich ihrer schichtmässigen und funktional-arbeitsteiligen Strukturverhältnisse intern dynamisiert, desto mehr werden Individuen dazu veranlasst, ihre personale Identität an von dieser Dynamik wenig oder gar nicht affizierten Status- und Rollenkriterien festzumachen: so dass rein *askriptive*, etwa auf *Geschlecht*, *Rasse* oder *ethnischer Abstammung* basierende Formen sozialer Identifikation paradoxerweise wieder stärker in den Vordergrund rücken können als beispielsweise in der mittelalterlichen Gesellschaft, wo die allgemeine Statik der Gesellschaftsdifferenzierung es dem Individuum ermöglichte, seine soziale Identität in Termini seiner (lebenslänglich invarianten) *Berufsrolle* und *Standeszugehörigkeit* zu definieren.

2.3. Wenn man im Sinne Durkheims davon ausgeht, dass es immer mehr die aus den *arbeitsteiligen Interdependenzbeziehungen* heraus entstehenden sozialen Bindekräfte sind, welche den Zusammenhalt der umfassenden Gesamtgesellschaft garantieren, so kann man daraus schliessen, dass die Prinzipien "mechanischer Solidarität" nun für relativ beliebig variierende Kollektivitätsbildungen auf unteren sozialen Ebenen zur Verfügung stehen, weil sie nicht mehr wie früher für Aufgaben umfassender gesellschaftlicher Integration in Beschlag genommen werden, sondern frei verfügbar sind, um die von kleinen Gruppen oder Einzelindividuen ausgehenden Bedürfnisse nach Identitätsbildung zu befriedigen.

Diese fundamentale Hypothese scheint einen günstigen Ansatzpunkt abzugeben, um die *kulturelle Binnendifferenzierung moderner Gesellschaften* (in Termini von Subkulturen, religiösen Sekten u.a.) sowie die *Privatisierungstendenzen der Familienverhältnisse und Liebesbeziehungen* zu erklären, und sie scheint sich auch bei einer *Anwendung auf die Ethnizitätsproblematik* zu bewähren, wo sich zeigt, dass

- die *arbeitsteilig-institutionellen Integrationskräfte* (vor allem der Wirtschaft, Technik und Wissenschaft) sich heute in zunehmendem Masse auf die *inter- und supranationale Sphäre der gesamten Weltgesellschaft* erstrecken;
- die Referenzniveaus *ethnischer Identifikation* – scheinbar davon völlig unbeeindruckt – nach wie vor an *nationale* oder *infranationale* Ebenen gebunden bleiben, ja vielleicht – wie neuere Desintegrationstendenzen innerhalb hochentwickelter westlicher Nationen zeigen – in zunehmendem Masse auf ein im Vergleich zum 19. und frühen 20. Jahrhundert noch enger umgrenztes soziales Bezugsfeld regredieren.

Anders als bei *Subkulturen* mit sachlich spezifischer Konsensbasis ist diese radikalisierte Dissoziation zwischen den Ebenen "organischer" und "mechanischer" Solidarität hier allerdings mit schwerwiegenden Folgeproblemen und inneren Widersprüchen verbunden: weil ethnische Gruppen häufig darauf ausgehen, durch Anstre-

bung staatlicher Autonomie oder andere Strategien funktionaler Autarkisierung die beiden Integrationsebenen wieder miteinander zur Deckung zu bringen (und insofern jene gesellschaftlichen Differenzierungsprozesse gern rückgängig machen möchten, die in anderer Hinsicht durchaus Voraussetzungen ihrer eigenen Entfaltung darstellen).

3. Schliesslich gehen auch von der *Zunahme sozialer Interaktions- und Kommunikationsmöglichkeiten* (als einem weiteren zentralen Aspekt gesellschaftlicher Modernisierung) Wirkungen aus, die keineswegs immer zu einer Einebnung traditioneller Kulturunterschiede und zur Ersetzung partikularistischer ethnischer Identifikationen durch universalistisch-kosmopolitische Orientierungsformen führen, sondern im Gegenteil die Konstituierung und Konsolidierung ethnischer Gruppierungen dadurch begünstigen, dass

- *bessere strukturelle und technologische Möglichkeiten zur Pflege ethnischer Kultur und Solidarität* zur Verfügung stehen;
- *traditionelle Gruppierungen häufig erst als Folge wechselseitiger Wahrnehmung und Kontaktnahme mit "Ethnizität"* (im Sinne einer bewussten Artikulierung und Verteidigung ihrer kollektiven Identität) *reagieren*.

In Hinblick auf den *erstgenannten* Zusammenhang kann man nicht genug betonen, in welchem Masse beispielsweise *Schulen, Massenmedien, assoziative Vereinigungen* oder *urbane Zentren* sachlich relativ generalisierte institutionell-technologische Instrumente darstellen, die sich für die Kultivierung und Diffusion partikulärer ethnischer Traditionen ebenso gut wie für die Pflege universalistischerer Werte und Normen einsetzen lassen, und wie sehr etwa das *Telephonieren* oder das *Reisen im Flugzeug* dazu dienen kann, um unter erschwerten Bedingungen (z.B. hoher geographischer Dispersion) enge Kontakte mit nahestehenden Angehörigen zu konservieren, anstatt neue Interaktionen mit Aussenstehenden anzuknüpfen.

Wie das vieldiskutierte, vor allem auf dem afrikanischen Kontinent verbreitete Phänomen des "*Tribalismus*" beweist, können auf Grund regelmässigerer und umfassenderer Gruppenwahrnehmungen objektiv bereits seit langem bestehende kollektive Abstammungseinheiten ("Stämme an sich") erstmals zum Referenzobjekt für intensive ethnische Gemeinschaftsidentifikation (d.h. zu "Stämmen für sich") werden, die in früherer Zeit – wo der soziale Perzeptionshorizont des Einzelnen mit den Grenzen seiner kommunalen Lebensgemeinschaft koinzidierte – im Bewusstsein ihrer Angehörigen überhaupt nicht existierten (vgl. z.B. Geertz, 1963; Smock & Smock, 1975, 3; Esman, 1973, 69).

Der *zweitgenannte* positive Zusammenhang zwischen Ethnizität und extensiver Kommunikation ergibt sich aus der in der bisherigen Literatur gut verankerten und empirisch durch zahllose Illustrationsbeispiele belegbaren Hypothese, dass soziale Gruppierungen aller Art häufig erst auf Grund wechselseitiger Wahrnehmung und Kontaktnahme mit der Ausprägung eines "Ethnozentrismus" reagieren, weil

- die Mitglieder oft erst als Folge derartiger externer Kontakte ein adaequates Bewusstsein von ihrer Ähnlichkeit mit Gruppengenossen und ihrer Andersartig-

keit im Vergleich zu Aussenstehenden gewinnen (können) (vgl. Smock & Smock, 1975, 3);

– eine Gruppe häufig erst durch solche Fremdkontakte (insbesondere konfliktiver und subordinierender Natur) dazu gedrängt wird, ihre kollektive Identität aktiv dadurch zu verteidigen, dass *bisher implizit gehaltene Elemente gemeinsamer Kulture explizit ausformuliert und mittels intentional gestalteter Politiken nach innen hin konserviert und nach aussen hin artikuliert (oder gar andern Gruppierungen aufoktroiert) werden* (vgl. LeVine & Campbell, 1972, 32).

Im besonderen muss in diesem Zusammenhang auf die grosse Bedeutung *kollektiver Migrationsbewegungen* (vom Massen-Reisetourismus über Gastarbeiterwanderungen bis zu Flüchtlingsströmen) hingewiesen werden, die – wenn sie nicht durch eine *ex ante* bestehende Ethnizität selbst ausgelöst werden – in hohem Masse dazu beitragen, sowohl die kognitiven wie die motivationalen Voraussetzungen für ethnisches Kollektivbewusstsein zu erzeugen und die – wie wiederum das *Judentum* so deutlich zeigt – laut Max Weber bereits seit frühester historischer Zeit eine Hauptdeterminante für die Entstehung eines Bewusstseins "gemeinsamer Abstammung" gebildet haben (vgl. Weber, 1972, 237).

IV

Das Ziel der vorangegangenen knappen Ausführungen war es, auf die unbestrittene Berechtigung einer auf *Ethnizitätsfragen in der modernen Gesellschaft* spezialisierten *Sondernummer* hinzuweisen, und andererseits ein absichtlich abstrakt und historisch weiträumig angelegtes *theoretisches Hintergrundgerüst* aufzuspannen, von dem her betrachtet es vielleicht leichter fällt, die nachfolgenden Beiträge hinsichtlich ihrer Aussagekraft und komplementären Zusammengehörigkeit zu würdigen und in Bezug auf ihre höheren theoretischen Implikationen optimal auszuschoöpfen.

Besondere Beachtung verdienen dabei die verschiedenen Versuche, die Ethnizitätsproblematik in ein *Umfeld generalisierterer soziologischer Konzepte und Theorien einzubetten* und mit Hilfe *neuartiger analytischer Instrumente* zur Klärung alter und zur Exploration neuer Fragestellungen beizutragen.

* * *

Der logischerweise an den Anfang gestellte Beitrag von Giordano spannt ein grosszügiges Koordinatennetz fundamentaler begrifflicher Differenzierungen auf, indem

1. beim Konzept der "ethnischen Gruppe" unterschieden wird zwischen dem *objektiven Gruppencharakter des "Ethnos"*, wie er sich aus faktisch bestehenden Ähnlichkeiten der Mitglieder ergibt, und dem *subjektiven Aspekt der "Ethnizität"* im Sinne einer dynamischen Strategie, mit der die Mitglieder selbst ihr Bewusstsein gemeinsamer Zugehörigkeit kultivieren;

2. beim Konzept der "Ethnizität" nochmals unterschieden wird zwischen

– einem *spontaneistischen Aspekt des ungeplant ablaufenden Kollektivhandelns*, für dessen Analyse sich z.B. der Begriff der "charismatischen Sozialbewegung" eignet;

– einem *zweckrationalen Aspekt des geplanten Managements*, bei dem Ethnizität als ein opportunistisch gewähltes Mittel zur intentionalen Verfolgung von Gruppenzielen erscheint.

Der heuristische Nutzen dieser konzeptuellen Differenzierungen besteht einerseits in der Einsicht, dass bei der Untersuchung ethnischer Phänomene ganz unterschiedliche soziologische Ansätze (strukturelle Makrotheorie, Organisationstheorie, Theorie des symbolischen Interaktionismus u.a.) kombiniert werden müssen (bzw. können), und andererseits in der implizierten Aufforderung, in systematischer Weise nach den Determinanten zu forschen, die

– die Transformation eines objektiven "Ethnos" in eine intern kohäsive und nach aussen handlungsfähige Ethnizitätsgruppe sowie

– das relative Gewichtsverhältnis zwischen spontaneistischen und rationalorganisatorischen Prozessen ethnizistischer Artikulation mitbeeinflussen.

Die stark an Michels und Weber erinnernde Hypothese Giordanos, dass ethnische Gruppen im Laufe ihrer zeitlichen Entwicklung eine irreversible Verlagerung von spontaneistischer zu organisatorischer Selbststeuerung vollziehen, mag im Lichte neuerer, eher "regressiv" verlaufender Ethnizitätsphänomene allerdings revisions- oder wenigstens differenzierungsbedürftig erscheinen.

Endruweit's Beitrag liefert die Gelegenheit, um die Problematik der Ethnizität unter dem Blickwinkel des *soziologischen Minoritäts- und Marginalitätsbegriffs* zu beleuchten und dadurch als Sonderfall innerhalb einer viel breiter angelegten Theorie zu behandeln, die die Beziehungen zwischen kulturell verschiedenartigen gesellschaftlichen Gruppen (vor allem in Hinblick auf ihre schichtungs- und machtmässigen Relationen) zum Inhalt hat.

Von grösster Tragweite ist dabei vor allem die Feststellung, dass ein hoher Grad an ethnischer Gesellschaftsdifferenzierung nicht gleichbedeutend mit staatlicher Desintegration und Fragmentierung sein muss, insofern es nämlich (und teilweise gerade als Konsequenz der endogenen Selbstorganisation der verschiedenen Ethnien) möglich wird, einen höheren *absoluten Gesamtumfang an verfügbarer politischer Macht* zu erzielen.

Der Beitrag von *Greverus* gewinnt seine Bedeutung aus der ungewohnten, ja teilweise provokativen Konsequenz, mit der versucht wird, das Phänomen der Ethnizität völlig von seinem dynamischen Aspekt her als einen *Prozess der kollektiven Identitätsbildung* zu begreifen, und dadurch die diametralste Gegenposition zu jedem "substanzialistischen" (d.h. z.B. von Kriterien objektiver Blutsverwandtschaft oder kultureller Ähnlichkeit der Mitglieder ausgehenden) Erklärungsansatz zu formulieren.

In bewusster Anlehnung an die von Goffman und anderen Exponenten des

symbolischen Interaktionismus im interindividuellen Mikrobereich durchgeführten Analysen wird der Begriff des "*Identitätsmanagements*" als Ausgangspunkt gewählt, um den Erzeugungsprozess von ethnischem Bewusstsein als einen in jedem Fall intentionalen und häufig auch relativ rational und zweckgerichtet gestalteten Vorgang zu charakterisieren, den eine Gruppe im Sinne einer Strategie wählen kann, um für ihre Mitglieder eine kollektive Verbesserung ihrer Lebenschancen und/oder eine Strukturierung ihrer individuellen Identität zu erreichen.

Kaum ein anderer theoretischer Ansatz ist wohl besser dazu disponiert, dem *instabil-transitorischen Charakter* zahlreicher empirisch beobachtbarer Formen aktueller Ethnizität Rechnung zu tragen und einen Teil jener Probleme zu lösen, die laut LeVine & Campbell auf Grund der in der Soziologie und Kulturanthropologie jahrzehntelang gepflegten Tendenz entstanden sind, ethnische Gruppen zu tief verankerten und zeitlich äusserst stabilen Entitäten zu hypostasieren (vgl. LeVine & Campbell, 1972, 102).

Weit darüber hinausgehend aber wird durch Applikation des symbolisch-interaktionistischen Theorieapparats auf Ethnizitätsprobleme die Sicht auf zahlreiche zusätzliche Phänomene, Mechanismen und Erklärungsmöglichkeiten frei: etwa auf die Möglichkeit, dass die Mobilisierung von ethnischer Solidarität ein opportunistisches Mittel für die Verfolgung relativ beliebiger (häufig vom Kollektiv nicht selbst explizit gemachter Zwecken benützt wird, oder dass sich Prozesse des "*Identitätsmanagements*" heteronom unter dem Einfluss dominanter externer Gruppen (z.B. im Sinne von Etikettierungsprozessen) vollziehen.

Der Artikel von Windisch über die *Xenophobie von Schweizern gegenüber ausländischen Gastarbeitern* ist zur Gesamtheit aller übrigen Beiträge dieser Nummer in hohem Masse komplementär: indem hier primär versucht wird, den Ethnozentrismus einer (in diesem Falle: soziostrukturell dominanten) sozialen Gruppe nicht unter dem Gesichtspunkt ihrer gesellschaftlichen Ursachen und Konsequenzen, sondern unter dem Blickwinkel ihrer *inneren semantischen Struktur* zu analysieren.

Im folgerichtigen Anschluss an den französischen Strukturalismus einerseits und an die Piaget'sche Theorien der kognitiven individualpsychologischen Entwicklung andererseits stellt Windisch die Frage, ob es generalisierte (d.h. von spezifischen inhaltlichen Ausformungen unabhängige) Gesetzmässigkeiten ethnozentrischen Denkens, Ideologisierung, Kategorisierung etc. gibt, die für sozio-zentrierte kognitive Codes schlechthin gelten und in den von den Trägerindividuen autonom (d.h. ohne Intervention des analysierenden, und deshalb bereits eigene, universalistischere Codes mitbringenden Soziologen) formulierten Aussagen am reinsten zum Ausdruck kommen.

Wenn eine derart anspruchsvolle, für die Soziologie und die Kulturanthropologie in gleicher Weise fundamentale Fragestellung auch nur mit Hilfe sehr aufwendiger komparativer Forschungen beantwortet werden könnte, so liefert der vorliegende Beitrag dennoch einen intellektuell anregenden (und emotionell vielleicht erschütternden) Einblick in gesamtschweizerisch wohl ziemlich verbreitete faschistoide Denkstrukturen: geprägt durch einen "*helvetischen Ethnozentrismus*", der

im Verhältnis des Schweizers zu ausländischen Gastarbeitern ebenso dominant in den Vordergrund rückt, wie er sonst (z.B. in den Beziehungen der Schweizer untereinander) überdeckt wird durch Identifikationen, die an partikuläreren Bezugsebenen (der Region oder Gemeinde) oder an universelleren Referenzniveaus festmachen.

Wie unterschiedlich die Schweizer ihren "ethnozentrisch-xenophoben Code" gegenüber Immigranten verschiedener Provenienz aktualisieren, wird im darauf folgenden Beitrag von *Dobler-Mikola* über *das Assimilationsverhalten von in die Schweiz eingewanderten Finninnen* klar, die in keiner Weise das Objekt einer kollektiven Stigmatisierung und/oder strukturellen Diskriminierung zu sein scheinen, so dass sich das Mass ihrer Annäherung oder Distanznahme zum Aufnahmekontext wie auch untereinander primär durch *individuell-idiosynkratische Faktoren* bestimmt.

In Hinblick auf eine generellere und der Komplexität moderner Gesellschaften angemessene Ethnizitätstheorie lässt sich aus Dobler-Mikolas Arbeit die Lehre ziehen, dass

- das makroskopische Phänomen der Bewahrung oder Auflösung einer ethnischen Gruppenidentität als Resultante aus unzähligen mikroskopischen, von Einzelindividuen unter Berücksichtigung ihrer biographischen und sozio-ökonomischen Gesamtsituation getroffenen, Entscheidungen und geformten Verhaltensweisen begriffen werden kann (bzw. muss);

- zahlreiche Variablen, die normalerweise ganz undifferenziert zu einem einheitlichen Syndrom der "Ethnizität" gerechnet werden, faktisch relativ unabhängig voneinander variieren: indem es beispielsweise möglich ist, dass subjektiv gefühlte und in objektiver Interaktion praktizierte Gruppenzugehörigkeiten auseinanderklaffen oder (z.B. durch den intervenierenden Einfluss einer individuell spezifischen "Soziabilität") gleichzeitig die soziale Distanz zum Immigrationskontext *und* zur eigenen ethnischen Subkultur zu reduzieren.

Zusätzliche Voraussageschwierigkeiten über das Assimilations- vs. Ethnizitätsverhalten fremdländischer Minoritäten entstehen aus der *intergenerationellen Dynamik* derartiger kollektiver Prozesse, für deren Verlauf vor allem das Verhalten der – gleichzeitig gegenüber der Herkunftsfamilie wie gegenüber dem Aufnahmekontext stark marginalisierten – *Immigrantenkinder* von grösster Bedeutung ist. In ihrem kurzen Beitrag über spanische Gastarbeiterkinder weisen *Gonvers et al.* sehr deutlich auf die strukturelle Unentschiedenheit einer derartigen interstitiellen Lage hin und vermögen deshalb die bange Frage nicht zu beantworten, ob in der "zweiten Generation" eine für die zukünftige innere Stabilität der Schweiz bedrohliche "ethnische Zeitbombe" tickt, oder ob die geballte Kraft sozio-struktureller, über Mechanismen dichter Alltagsinteraktion ebenso wie über langfristige bildungs- und berufsmässige Mobilitätschancen wirkender Integrationsfaktoren hinreichend ist, um einen irreversiblen Assimilationsprozess in Gang zu bringen.

Seit den Erfahrungen *Ramses II* mit den widerspenstigen *Israeliten* bis zu den Problemen der *Niederländer* mit ihren *Molukkern* dürfte es sich herumgesprochen haben, dass importierte ethnische Minderheiten sich im Aufnahmekontext

unter gewissen Umständen als "trojanische Pferde" erweisen können: wobei vielleicht gerade der *relativ hohe strukturelle Differenzierungsgrad des Immigrationslandes* als auslösendes Moment in Rechnung gestellt werden muss, denn mit zunehmender gesellschaftlicher Komplexität wachsen einerseits die Möglichkeiten, gegenüber den Immigranten verschiedenste qualitative Formen der (relativen) Marginalisierung (z.B. neben wirtschaftlichen auch bildungs- oder siedlungsmässige) aufrechtzuerhalten, und andererseits sinkt selbst bei guten politischen Absichten die Chance, in nützlicher Frist einen umfassenden, alle Institutionen in sich einbegreifenden Prozess struktureller Eingliederung durchzusetzen.

LITERATUR

- ALMOND, G.A. & VERBA, S. (1963), "The Civic Culture" (Little, Brown & Co, Boston).
 COSER, L.A. (1956), "The Functions of Social Conflict" (Free Press, Glencoe, IL).
 EISENSTADT, S.N. (1973), "Tradition, Change and Modernity" (Wiley, New York).
 ESMAN, M. (1973), The Management of Communal Conflict, *Public Policy*, 21 (1973) 49-78.
 GEERTZ, C. (1963), "Old Societies and New States" (Free Press, Glencoe, IL).
 GLAZER, N. & MOYNIHAN, D.P. (1974), Why Ethnicity? *Commentary*, 58 (1974) 39.
 ISRAEL, H. (1966), A Religious Basis for Solidarity in Industrial Society, *Social Forces*, 45 (1966) 84-95.
 LENSKE, G. (1966), "Power and Privilege" (McGraw-Hill, New York).
 LEVINE, R.A. & CAMPBELL, D.T. (1972), "Ethnocentrism: Theories of Conflict, Ethnic Attitudes and Group Behavior" (Wiley, New York).
 SERVICE, E.R. (1971), "Primitive Social Organization" (Random House, New York, 2nd ed.).
 SMOCK, D.R. & SMOCK, A.C. (1975), "The Politics of Pluralism" (Elsevier, Amsterdam).
 STINCHCOMBE, A.L. (1965), Social Structure and Organizations, *Handbook of Organizations* (March, J.G., Ed.) (Rand McNally, Chicago).
 SUMNER, W.G. (1906), "Folkways" (Dover Publ., New York).
 WEBER, M. (1972), "Wirtschaft und Gesellschaft" (Mohr, Tübingen, 5 Aufl.).
 YOUNG, C. (1976), "The Politics of Cultural Pluralism" (University of Madison Press, Madison).

ETHNIZITÄT: SOZIALE BEWEGUNG ODER IDENTITÄTSMANAGEMENT ?¹

Christian Giordano

Institut für Kulturanthropologie und europäische Ethnologie, Universität Frankfurt,
Corneliusstr. 34, 6000 Frankfurt/M, Deutschland.

ZUSAMMENFASSUNG

Im 1. Teil wird versucht, die Analogien und Unterschiede zwischen den Begriffen Ethnizität, Ethnos und Ethnicity zu klären. Dabei zeigt sich, dass Ethnizität im Sinne der kontinental-europäischen Kulturanthropologie andere Dimensionen aufweist als der anglo-amerikanische Begriff "ethnicity". In diesem Zusammenhang werden dann zwei scheinbar konträre Konzepte von Ethnizität verglichen: der Ansatz von V. Lanternari, der Ethnizität als Phänomen der Basis auffasst und derjenige von I.M. Greverus, in der das fragliche Phänomen als eine "von oben" induzierte Erscheinung betrachtet wird. In Wirklichkeit beziehen sich beide Konzeptionen jedoch nur auf zwei unterschiedliche, oft aufeinanderfolgende Phasen des Gesamtprozesses. Lanternari betont hauptsächlich die Phase der sozialen Bewegung; Greverus konzentriert sich hingegen auf die "institutionalisierten" Formen. Nach Meinung des Autors sind diese Phasen insofern verbunden, als soziale Bewegungen - und daher auch Ethnizität - grundsätzlich eine Tendenz zur Stabilisierung, d.h. zur Institutionalisierung in sich tragen.

RÉSUMÉ

Il est tenté, dans la première partie, de clarifier les analogies et les différences entre les notions de "Ethnizität", "Ethnos" et "Ethnicity". Il en ressort que le terme d'ethnicité, dans l'acception de l'anthropologie culturelle de l'Europe continentale, recouvre d'autres dimensions que celles du concept anglo-américain d'"Ethnicity". Sous ce rapport, deux conceptions d'ethnicité, apparemment contraires, sont comparées: celle de V. Lanternari, pour qui l'ethnicité est un phénomène induit par la base, et celle de I. M. Greverus, pour qui le phénomène en question est à considérer comme une manifestation induite "d'en haut". En réalité, les deux conceptions ne font cependant que se rapporter aux deux phases différentes, très souvent successives, d'un processus d'ensemble. Lanternari met tout spécialement l'accent sur la phase du mouvement social; Greverus met l'accent, par contre, sur les formes "institutionnalisées". De l'avis de l'auteur, ces phases sont liées dans la mesure où l'on considère qu'une tendance fondamentale à la stabilisation, donc à l'institutionnalisation, est sous-jacente à tout mouvement social, et par conséquent à l'ethnicité.

1. "ETHNICITY": MODE UND VERWIRRUNG IN DER KULTURANTHROPOLOGIE

Die immer massivere Präsenz von Migranten aus den Ex-Kolonien in England sowie die vermehrten Protestakte von diskriminierten ethnischen Gruppen in den USA – wie etwa die Aktionen der Afro-Amerikaner, der Indianer, der Puertoricaner, der Chicanos usw. – haben in den letzten 15 Jahren für die dortige Kultur- und Sozialanthropologie neue Forschungsgebiete bzw. neue theoretische Perspektiven eröffnet (Lanternari, 1977, 188).

Diese neuen Anschauungen lassen – nicht ohne Verwunderung – erkennen, dass die angenommene ethnische Homogenität der britischen Gesamtgesellschaft

¹ Vortrag gehalten am 23.9.80 im Rahmen des 2. Skandinavisch-Deutschen Colloquiums, Freie Universität Berlin, 21-26. September 1980.

bzw. die *Melting-Pot*-Struktur der amerikanischen nicht der heutigen Realität entspricht. Forscher stellen immer häufiger fest, dass die zwei bereits genannten komplexen Grossgebilde eher dem Typus der *Plural Society* gleichen, der ursprünglich von Furnivall zur Charakterisierung von südostasiatischen Sozialstrukturen entwickelt wurde (Furnivall, 1939 und 1948).

Für die angelsächsischen Sozialwissenschaftler – und insbesondere für die Anthropologen – beginnt somit der Begriff der *Race Relations* von nun an eine zentrale Stellung einzunehmen (Banton, 1967). Eine Studie der *Race Relations* in einer ethnisch *pluralen* Gesellschaft beinhaltet aber zwangsläufig die differentielle Analyse der jeweiligen ethnischen Gruppierungen. Es handelt sich in diesem Zusammenhang also vornehmlich darum, die jeweils spezifische *Ethnicity* der Letztgenannten genau zu umreissen.

Bereits hier beginnen aber die Probleme, dann obwohl es eine imponierende Zahl von empirischen Studien gibt, die sich mit der *Ethnicity* von spezifischen Gruppen auseinandersetzen, fehlt jedoch – unserer Meinung nach – eine eindeutige theoretische Fundierung dieses Begriffes. Ohne die etwas voreilige Kritik von Lanternari teilen zu wollen, wonach die *Ethnicity Studies* als ein Auswuchs des amerikanischen Kulturrelativismus zu betrachten sind, möchten wir betonen, dass in fast jeder dieser Studien die Definition von *Ethnicity* unterschiedlich formuliert wird (Lanternari, 1977, 189). Man kann sich dem Eindruck nicht erwehren, dass es sich hierbei um sogenannte *operationelle Definitionen* handelt, die keine hohen theoretischen Ansprüche besitzen und die lediglich unmittelbaren empirischen Forschungszwecken dienen.

Dieses *Theorie-Defizit* wurde besonders von einem der besten Kenner der *Ethnicity*-Diskussion, L. Despres, bemängelt. Er schreibt in diesem Zusammenhang:

“Without detracting from the merit of these more recent works, it is apparent that a theoretical framework capable of informing comparative ethnic studies has not yet emerged.” (Despres, Hrsg., 1975, 191).

Nun hat der britische Anthropologe J.C. Mitchell aus der inflationsartigen Fülle von Definitionen die verschiedenen *Ethnicity*-Konzeptionen herauszu-kristallisieren versucht. Dieser Autor unterscheidet in diesem Zusammenhang zwei grundlegenden *Ethnicity*-Vorstellungen: die *strukturelle* und die *kognitive* (Mitchell, in Cohen, Hrsg., 1974, 1, 15).

Die *strukturelle* Konzeption entspricht der *objektivistischen* im Sinne von L. Despres, wobei *Ethnicity* auf Grund von empirisch beobachtbaren *Handlungsmustern*, *Institutionen* und *sozialen Rollen* bestimmt wird (Despres, Hrsg., 1975, 191; Mitchell, in Cohen, Hrsg., 15 f). Bei dem *kognitiven* Ansatz, den Despres als *subjektivistisch* bezeichnet, wird dagegen die *Intentionalität* der untersuchten ethnischen Gebilde in den Vordergrund gestellt. Dementsprechend spielt hier der Webersche *subjektiv gemeinte Sinn* in Form von kollektiven *views of themselves and each other* die wichtigste Rolle (van den Berghe, in Despres, Hrsg., 1975, 72).

Man unterscheidet nun oft im Bereich der sozio-kulturellen Phänomene ein *System of Actions* als Ebene der *tatsächlich beobachtbaren Handlungen* – d.h.

das *Eidos* von A.L. Kroeber – und ein *System of Values and Beliefs* als Ebene *kollektiver Denkinhalte* – d.h. das *Ethos* von A.L. Kroeber (Beattie, 1964, 49 f.; Kroeber, 1948, 293 f.). Folglich betrachtet die strukturelle Konzeption *Ethnicity* als ein Phänomen des *System of Actions*, während der *kognitive Ansatz Ethnicity* als eine Erscheinung des *System of Values and Beliefs* ansieht. Die *strukturelle Anschauung* versucht also *Ethnicity* durch *Eigenschaften*, die *kognitive* dagegen *Ethnicity* durch *jeweilige Einstellungen* zu definieren (Mühlmann, 1964, 137).

Diese unbefriedigende *Dichotomie* theoretischer Ansätze wurde in den letzten Jahren besonders von P.L. van der Berghe unterstrichen, der sich seinerseits um eine *synthetische Definition* von *Ethnicity* bemüht hat. Er hat mit Recht mehrmals nachdrücklich betont, dass der Begriff *Ethnicity* nicht auf rein *objektive* bzw. *subjektive* Merkmale reduziert werden kann (van den Berghe, in Despres, Hrsg., 1975, 72). Er behauptet, dass *Ethnicity* vielmehr aus der Interaktion struktureller – wie etwa gemeinsame, von anderen ethnischen Gruppen unterschiedliche traditionelle Handlungsweisen – und kognitiver Faktoren – wie etwa die ethnische Selbstzuordnung – besteht. Gruppensoziologisch formuliert, konstituiert sich *Ethnicity* in dieser Ausprägung sowohl aus der Existenz *objektiver* Gruppenstrukturen als auch aus dem *subjektiven* Wir-Bewusstsein der Gruppenmitglieder.

Dieser Auffassung von *Ethnicity*, die heutzutage immer mehr Popularität erlangt, ist aber für die kontinental-europäische Anthropologie keine Neuheit. Vergleicht man nun die sog. *Ethnos-Theorie* mit den theoretischen Ergebnissen der *Ethnicity*-Forschung, dann stellt man zwischen diesen zwei Richtungen zwar Schwerpunktsverlagerungen, jedoch auch erhebliche Berührungspunkte fest. Wir wollen in der Folge diese Analogien thematisieren.

2. ETHNOS: DEFINITION EINES WENIG REZIPIERTEN BEGRIFFES

Wir können in diesem Zusammenhang keine detaillierte vergleichende Analyse dieser zwei theoretischen Ansätze vornehmen. Wir wollen jedoch die unverkennbare Ähnlichkeit der zwei Grundkategorien *Ethnicity* und *Ethnos* betonen, damit der Unterschied dieses Begriffspaares zum Begriff *Ethnizität* deutlich wird. Dafür müssen wir aber zuerst noch den Begriff *Ethnos* kurz vorstellen, ein Begriff, der bereits 1972 von dem exilrussischen Ethnographen S. M. Shirokogoroff in seinen konstitutiven Merkmalen eingehend umrissen worden ist. Für diesen Autor ist *Ethnos*

„eine Gruppe von Menschen, die eine Sprache sprechen, ihre einheitliche Herkunft anerkennen, über einen Komplex von Brauchtum und Lebensweise verfügen, der durch die Tradition geheiligt und bewahrt wird und sie von anderen derartigen Gruppen unterscheidet“ (Shirokogoroff, 1923, 13, 122).

Diese Definition ist nicht ganz vollständig, denn für Shirokogoroff stellt *Ethnos* auch eine biologische Einheit dar, die durch die endogame Weitergabe der Erbbedingungen geprägt ist (Shirokogoroff, 1936).

Für die heutige Rezeption des *Ethnos*-Begriffes ist diese biologische Kategorie nur von geringer Bedeutung. Faktoren wie *gemeinsame Geschichte und Kul-*

tur sowie *Gruppengefühl* gelten gegenwärtig als die *Grundpfeiler des Ethnos* (Greverus, 1978, 182).

Die Bemühungen um eine Neuformulierung des Ethnos-Begriffes von Shirokogoroff sind besonders von der *sowjetischen Ethnographie* (Bromlej und Tokarew) sowie von der *deutschen Ethno-Soziologie* (Mühlmann) vorgenommen worden, wobei zwischen diesen zwei Schulen einige – unserer Meinung nach – nicht prinzipielle Meinungsverschiedenheiten bestehen. Die deutsche Kulturanthropologin I.M. Greverus hat in diesem Zusammenhang mit Recht bemerkt, dass die sowjetische Ethnographie die "*Objektivität der Geschichte* als Grundlage der ethnischen Selbstzuschreibung" betont, während die deutsche Ethno-Soziologie *völkerpsychologische Merkmale*, wie etwa das *Wir-Gefühl*, unterstreicht, "das sowohl auf der tatsächlichen als auch fiktiven Annahme eines gemeinsamen 'Schicksals' beruht" (Greverus, 1978 a, 182).

Allerdings handelt es sich dabei um nicht so weit auseinanderliegende Auffassungen. Die Hinweise des führenden sowjetischen Ethnographen J. Bromlej auf das ethnische Selbstbewusstsein sowie auf die Verbindung zwischen Kultur und Psyche in seiner Ethnos-Konzeption deuten gerade daraufhin, dass *intentionale Faktoren* zur Charakterisierung von Ethnien von grosser Wichtigkeit sind (Bromlej, 1977, 5).

Mühlmann als Hauptvertreter der deutschen Ethno-Soziologie zeigt die Schwierigkeit *objektiver* ethno-historischer Rekonstruktion in Gebieten mit einer *lebhaften ethnischen Tektonik* wie z.B. in Überlagerungsgesellschaften auf. Gerade solche soziale Gebilde sind durch so *komplexe Assimilationsvergänge, Umvolkungs-experimente* usw. geprägt worden, dass eine ethnische Einordnung der konstituierenden Gruppen auf Grund von *objektiven* ethno-historischen Daten nur schwerlich zu leisten ist (Mühlmann, 1964, 137-172). Allerdings postuliert Mühlmann keine reine völkerpsychologische Theorie.

Zwar sind das *Wir-Bewusstsein*, die *ethnische Selbstzuordnung* bzw. die sog. *Volkstum-Gesinnung* nach Mühlmann für die Herausbildung eines Ethnos massgebend, jedoch beinhalten diese psychischen Vorgänge eine – vielleicht ins Mythische transponierte – *Interpretation* der realen historischen Prozesse und ihre *Internalisierung* (Mühlmann, 1964, 173; Mühlmann, 1962, 291 ff).

Für diesen Autor besteht ein Ethnos darüberhinaus auch aus *pekuliären* stabilen sozio-kulturellen Mustern, wie etwa Institutionen und verfestigten Beziehungsgeflechten, die allerdings erst in Verbindung mit der *kollektiven Intentionalität* der Ethnos-Mitglieder richtig fassbar werden (Mühlmann, 1964, 57).

Zusammenfassend ist zu bemerken, dass Ethnos – trotz der bereits erwähnten unterschiedlichen Schwerpunkte zwischen sowjetischen und deutschen Theoretikern – als eine Gruppe von Menschen charakterisiert werden kann, die

- (a) über *gemeinsame historisch investierte Erfahrungen* im Sinne von *sedimentierter Tradition* verfügt,
- (b) die sich durch das *Bewusstsein ihrer Einheit*, das sog. *Wir-Gefühl*, sowie durch *dementsprechende Abgrenzungs- bzw. Segregationsmechanismen* auszeichnet,

- (c) die *gemeinsame, stabile, pekuliäre sozio-kulturelle Handlungsmuster* besitzt.

Vergleicht man abschliessend diese Konzeption mit der modernsten *Ethnicity*-Vorstellungen, dann stellt man ganz deutlich fest, dass – mit Ausnahme von den Hinweisen auf die gemeinsame Geschichte bzw. auf die einverlebten historischen Erfahrungen, die im *Ethnicity*-Konzept meistens fehlen – die Bestimmungskategorien der beiden Ansätze sehr ähnlich sind. *Wir-Gefühl*, ethnische Selbstzuordnung, Abgrenzung von *Fremdgruppen* in der Ethnos-Theorie bilden auch die Grundlage der bereits erwähnten kognitiven Faktoren von *Ethnicity*, während die strukturellen Kriterien mit der Darlegung von den stabilen sozio-kulturellen Mustern weitgehend übereinstimmen.

3. ETHNIZITÄT: ABGRENZUNGSPROZESSE SOZIALER GRUPPEN

Plakativ formuliert, stellt *Ethnicity die Gesamtheit der Wesenszüge von Ethnos* der (Dashewski, 1976, 3; Glazer & Moynihan, Eds., 1976, 1). Der Begriff *Ethnizität* – it. *etnicismo* – ist dagegen weder als ein Synonym zu *Ethnicity* noch zu Ethnos, Ethnie oder ethnischer Gruppe zu betrachten.

I.M. Greverus definiert Ethnizität

“als einen Prozess... bei dem menschliche Gruppen bewusst ethnische Charakteristika als Abgrenzungskriterien gegenüber andere Gruppen einsetzen, um in ihrem gesellschaftlichen Dasein bestimmte Ziele zu erreichen” (Greverus, 1981).

V. Lanternari und G. Devereux haben ähnliche Konzepte entwickelt (Lanternari, 1977; Devereux, 1972).

Wichtig erscheint uns in diesem Zusammenhang, dass Ethnizität von diesen Autoren als die *Bewegung auf ein Ethnos* begriffen wird. So gehören zu diesem Phänomen alle die Bestrebungen, die auf Bestätigung, Verteidigung bzw. Verbesserung der ethnischen Identität abzielen (Greverus, 1981).

Nach Devereux wird dementsprechend Ethnizität von einer sog. *dissoziativen ethnischen Identität* hervergerufen und nach Lanternari ist sie als eine *Antwort auf ethnische Unterordnung* aufzufassen (Devereux, 1972, 148 f.; Lanternari, 1977, 162).

Es stellt sich nun die Frage, in welcher Gestalt Ethnizität erscheint. Lanternari versteht sie vornehmlich als *soziale Bewegung*, während Greverus sie in enger Verbindung mit *Identitätsmanagement* sieht. Wir wollen hier beide Argumentationen etwas näher diskutieren.

4. ETHNIZITÄT UND SOZIALE BEWEGUNG

Die herrschenden soziologischen Ansätze – besonders die ökonomistischen bzw. modernisierungstheoretischen Vorstellungen in der Entwicklungssoziologie – vertreten jahrzehntelang und z.T. noch heute die Meinung einer konfliktfreien unbegrenzten Akkulturation bzw. normativen Integration (Giordano & Hettlage,

1979, 5 ff). Diese Fortschrittstheorien haben also mit fast missionsartigem Fanatismus den evolutionären Wandel "wenig entwickelter Gebiete in Richtung auf eine Industriegesellschaft" postuliert (Giesen, Goetze & Schmid, Hrsg., 1975, 129).

Nun hat das Phänomen der immer stärkeren Verbreitung von Regionalismen, Nationalismen, Lokalpatriotismen usw. in unseren modernen, komplexen Industriegesellschaften die bereits erwähnten Thesen stark in Frage gestellt und zugleich den italienischen Anthropologen V. Lanternari dazu bewogen die genannten Ethnizitätsbestrebungen als Reaktion marginalisierter Gruppen gegen die *Homogenisierungsaktivitäten* von internationalen politischen Organisationen, von wirtschaftlichen multinationalen Konzernen und von ökumenischen religiösen Institutionen zu betrachten (Lanternari, 1977, 13 f).

Bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte Alexis de Tocqueville auf die Probleme einer *uniformen* Gesellschaft hingewiesen. Dieses "Lamento" ist in jüngster Zeit sowohl von Kulturkritikern wie D. Riesman und H. Marcuse als auch von engagierten Schriftstellern wie P.P. Pasolini wieder aufgegriffen worden. Wenn diese Autoren von der *einsamen Masse*, von dem *eindimensionalen Menschen* bzw. von der *Homologisierung der Kultur* sprechen, wollen sie aus drei verschiedenen Blickwinkeln die negativen Folgen von sozio-kulturellen Homogenisierungsvorgängen in der modernen industriellen und post-industriellen Welt zum Ausdruck bringen.

Kulturkritik beinhaltet aber längst noch keine wissenschaftliche Erkenntnis, deshalb hat sich Lanternari darum bemüht, die weltweiten Folgen von sozio-kulturellen Uniformierungsprozessen etwas systematischer zu analysieren.

Ausgehend von Gramsci's Konzeption des Antagonismus zwischen dominanten und subalternen Weltbildern (Gramsci, 1980 & 235 ff) interpretiert Lanternari – wie bereits angedeutet – Ethnizität vornehmlich als Ausdruck der Opposition beherrschter bzw. überlagerter Gruppen gegen die, von ihm wörtlich genannte, *dekulturative Herausforderung* (it. sfida deculturatrice) herrschender Schichten (Lanternari, 1977, 239). Es wäre nun aber eine *Überinterpretation* dieses Phänomens, es marxistisch als *Klassenkampfstrategie* zu deuten: Ethnizität hat nicht immer mit Klassenbewusstsein zu tun, darüberhinaus bilden oft subalterne Gruppen weder Klassen noch müssen sie in einer Klassengesellschaft eingeordnet sein.

Ethnizität beinhaltet dagegen die Suche bestimmter marginalisierter Gruppen nach einer *Identität*, die ihrerseits durch *ethnische Merkmale*, wie wir sie bereits in den ersten zwei Abschnitten beschrieben haben, gekennzeichnet ist.

Von einem kulturanthropologischen Standpunkt aus gesehen, lässt sich daher Ethnizität eindeutig besser mit der Bezeichnung *soziale Bewegung* als mit dem sehr *einschränkenden* und etwas *ethnozentrischen* Begriff *Klassenkampf* umreißen.

Unter sozialen Bewegungen verstehen wir – wohl gemerkt – nicht nur wie herkömmlich die *epochalen Weltanschauungen* und ihre *sozialen und politischen Aktivitäten* wie z.B. die Arbeiterbewegung (Hartfiel, 1976, 4).

In Übereinstimmung mit R. Heberle und E. Mühlmann ist für uns *soziale Bewegung* der *prozesshafte Ausdruck* einer *besonderen Art sozialer Gruppe*, die

- (a) sich durch verhältnismässig langfristige Interaktionen ihrer Mitglieder auszeichnet (Heberle, 1967, 10),
- (b) typischerweise schwach organisiert bzw. strukturiert ist (Heberle, 1977, 10),
- (c) deren Mitglieder ein Bewusstsein der Zussammengehörigkeit besitzen, das – so wörtlich Heberle –

“durch aktive Teilnahme an den Bestrebungen der Gruppe, durch gemeinsames Handeln – z.B. bei Streiks und Demonstrationen durch gemeinsames Ertragen und Bekämpfen von Widerständen” entsteht (Heberle, 1967, 9f).

H. Landsberger hat überdies unterstrichen, dass soziale Bewegungen als kollektive Reaktionen auf einen niedrigen Gruppenstatus zu verstehen sind (Landsberger, 1974, 22).

Nun sind die von Lanternari angesprochenen Ethnizitätserscheinungen gerade durch eine (relativ) langfristige Kontinuität gekennzeichnet. Wichtiger sind aber für unsere Argumentation seine Hinweise auf die Spontaneität, d.h. auf die schwache Organisation dieser Phänomene, auf das Protestverhalten als Grundlage des Gruppengefühls und nicht zuletzt auf die Bedeutung von ökonomisch, sozial und kulturell marginalisierten Gruppen – d.h. Gruppen mit niedrigem Status – als Träger von Ethnizität (Lanternari, 1977, 18, 22, 25, 26 f., 61, 72, 238 f).

Wir sind somit zum Kernpunkt dieses Abschnittes gelangt, nämlich zur typologischen Betrachtung der Intentionen und der *Ablaufregeln*, die für Ethnizität als soziale Bewegung massgebend sind.

Wir möchten gleich im voraus bemerken, dass Ethnizität in ihren typischen Erscheinungsformen *immer* ausgeprägte *nativistische Denkinhalte und Aktionsabläufe* aufweist (Lanternari, 1977, 183 ff). Dabei handelt es sich um die *demonstrative Reaktivierung, Revitalisierung* bzw. *Wiederherstellung der eigenen, gemeinsamen Werte* einer Gruppe sowie ihrer Normen und Institutionen, die von einer dominanten Fremdkultur bedroht oder erschüttert worden sind (Mühlmann, 1961, 11 f; Lanternari, 1977, 52, 34).

In diesem Zusammenhang möchten wir noch hinzufügen, dass keine vollständige Wiederbelebung der eigenen Kultur angestrebt wird. Es handelt sich eher um die Wiederherstellung von ausgewählten Verhaltensstandards “so wie die betreffenden Menschen diese verstehen” (Linton, 1943, 230 ff.; Mühlmann, 1961, 10). Dies bedeutet aber, dass die Umdeutung der eigenen Verhaltensweisen sowie die Umstiftung des Fremden zum Eigenen durchaus vorliegt. Kulturkontakt beinhaltet *eben immer* die Herausbildung von solchen Synkretismen, wonach das Eigene von dem Übernommen nicht mehr deutlich zu unterscheiden ist (Mühlmann, 1961, 10f.).

Ethnizität als soziale Bewegung mit nativistischem Charakter will nun also zahlreiche Aspekte der eigenen Kultur wiederbeleben; wir wollen uns hier auf die Analyse der vier wichtigsten sich z.T. überschneidenden Bereiche beschränken, und zwar:

- (a) auf die Revitalisierung der Sprache;
- (b) auf die Reaktivierung des Lebensstils;
- (c) auf die Wiederbelebung der politischen Kultur;
- (d) auf die Wiederherstellung der religiösen Tradition.

4.1. Die Revitalisierung der Sprache

Damit wollen wir hier besonders auf die *revivalistische Tendenz* innerhalb der europäischen Gesamtgesellschaften von ethnischen Sprachen und Dialekten hinweisen, die eine herausragende nativistische Widerstandsfunktion gegen die dominanten Bestrebungen der nationalstaatlichen Fremdkultur übernehmen.

In Bezug auf Ethnizität lassen sich solche Phänomene besonders gut auf Grund von Slogans wie z.B. *Sardinia colonia* (Üb. Sardinien Kolonie) und *Barbouzi fora* (heraus mit der Fremdenlegion aus Korsika) belegen. Um die Bedeutung der Sprache als Oppositionssymbol bei Ethnizität noch besser zu verdeutlichen, möchten wir hier nicht die üblichen Beispiele des sprachlichen Revivalismus in Baskenland, Katalonien, Occitanien usw. anführen, sondern nur darauf hinweisen, dass die Wiederbelebung der autochtonen ethnischen Sprache durchaus eines der ersten Anzeichen für eine sich bildende Ethnizität in nationalstaatlich sehr "treuen" Gebieten sein kann: vor kurzem durften wir gerade in Verona mehrmals den eindeutigen Slogan *Fora i Taliani dal Veneto* (Üb. Heraus mit den Italienern aus Venetien) beobachten.

4.2. Die Reaktivierung des Lebensstils

Darunter verstehen wir vornehmlich die *Reaktivierung der alt-eigenen sozialen Normen und Institutionen des Ethnos* zu dem man sich gehörig fühlt durch eine soziale Bewegung. Es handelt sich dabei um die Wiederherstellung der ethniespezifischen Verhaltenskodices, die angeblich das Alltagsleben des Ethnos vor der – wie Lanternari sagen würde – dekulturativen Herausforderung der dominanten Fremdkultur geregelt hatten. Dazu gehören also Bräuche, Sitten und sozial-moralische Handlungsrezepte. In enger Verbindung damit steht die Wiederbelebung der normkonformen Handlungsvollzüge sowie der traditionellen Sanktionen für abweichendes Verhalten. Zuletzt sollten in diesem Zusammenhang auch alle diese ethniespezifischen Lebensäußerungen wie Lieder, Tänze, Feste usw. erwähnt werden, die von den Sozialwissenschaftlern mit dem Sammelbegriff *Folklore* bezeichnet werden.

Unzählige Beispiele für die Reaktivierung des ethniespezifischen Lebensstils konnten besonders in der 3. Welt während und nach der Dekolonisationsphase beobachtet werden. Als prägnantes Beispiel möchten wir hier die *Ujamaa*-Bewegung in Tanzania anführen, die auf die Wiederherstellung mehrerer Aspekte der vorkolonialen Lebensführung verschiedener Ethnien abzielt. So wurden Programme über die Rückkehr zum Land, über die Reorganisation der Bevölkerung in traditionellen Dorfgemeinschaften sowie Programme zur Revitalisierung der traditionellen Wirtschaftsaktivitäten auf modernerer Basis wie Ackerbau und Viehzucht entwickelt (Trappe, 1966, 229 ff).

Weitere gute Beispiele können wiederum in Afrika südlich der Sahara gefunden werden. Der Mau-Mau-Aufstand in Kenya zielte u.a. auf die Wiederherstellung des vorkolonialen Landsystems bei den Kikuyu sowie auf die Wiedereinführung ihrer tribalen Sozialverfassung mit Polygynie, Initiationszerimonien usw. (Mühlmann, 1961, 126 f). Für die Reaktivierung von ethniespezifischen Bräuchen haben sich z.B. auch zwei unter einander so verschiedene Bewegungen wie der *Mulelistismus* und der *Mobutismus* in Zaire stark ausgesprochen (Lanternari, 1977, 62 ff; 1967).

4.3. Die Wiederbelebung der politischen Kultur

Bei Ethnizität als sozialer Bewegung treten oft politische Konzeptionen hervor, die ihren Ausdruck in nicht doktrinär ausgesprochenen Programmen über die *Reaktivierungsmassnahmen politischer Traditionen* einer oder mehrerer Ethnien finden. Diese häufig nicht genau definierten Vorstellungen zeichnen sich eben dadurch aus, dass sie mit politischen Vorstellungen der dominanten Fremdkultur eng verwoben sind. So können z.B. präpolitische Einrichtungen segmentärer Gesellschaften mit westlich-egalitaristischen Denkinhalten legitimiert werden.

Diese Verflechtungen wurden in überzeugender Weise von S.N. Eisenstadt und Y. Azmon am Beispiel der sog. *synkretistischen Sozialismen* in der 3. Welt eingehend untersucht (Eisenstadt & Azmon, Hrsg., 1977). Arabischer, afrikanischer, asiatischer Sozialismus bilden mit Recht für diese Autoren Sammelbegriffe für sehr heterogene Phänomene, die aus der *Symbiose autochtoner Traditionen ethnischen Ursprungs und importierten politischen Organisationsweisen und Ideologien* bestehen. Auch bei diesen letztgenannten Synkretismen sowie bei den sog. *Dritten Wegen* darf nicht vergessen werden, dass sie im Grunde häufig das Resultat von Ethnizität darstellen.

4.4. Die Wiederherstellung der religiösen Tradition

Hier stehen wir unseres Erachtens vor einem der wichtigsten Merkmale von Ethnizitätsbestrebungen. Bei ethnischer Selbstzuordnung sowie bei Abgrenzungs- und Segregationsprozessen nimmt die religiöse Zugehörigkeit eine zentrale Stellung ein. Es ist deshalb nicht verwunderlich, wenn Ethnizität als nativistische soziale Bewegung die religiöse Tradition des Ethnos, zu dem man sich zuschreibt, wiederherzustellen versucht. Zu diesem Thema gibt es sehr viel Literatur, die hier nicht behandelt werden kann (Vgl. dazu besonders Worsley, 1957; Lanternari, 1960; Mühlmann, 1961; Turner, 1969).

Uns genügt es, darauf hinzuweisen, dass – ähnlich wie bei der Reaktivierung der politischen Kultur – der Revivalismus ethnischer Religionen und Rituale ausgeprägte *synkretistische Züge* aufzeigt. Lanternari und Mühlmann haben vielfach bei religiösem Nativismus in der 3. Welt die Präsenz von christlichen Elementen festgestellt, welche durch die katholische und protestantische Missionstätigkeit eingeführt worden sind (Lanternari, 1967; Mühlmann, 1961). Darüberhinaus lassen sich diese Bewegungen sehr oft von Vorstellungen eines *glücklichen Endzustandes der Menschheit* – d.h. eines *Tausendjährigen Reiches* – leiten. Es werden

also mit Vorliebe *chiliastische* und *messianische* Aspekte der alt-eigenen sowie der fremd-übernommenen religiösen Traditionen reaktiviert.

Wir kommen nun zum Thema der sog. *Ablaufregeln* von Ethnizität als soziale Bewegung. W. E. Mühlmann hat mehrmals mit Nachdruck unterstrichen, dass soziale Bewegungen stets dynamische Grössen sind, die sich räumlich und zeitlich stark verändern. Eine so formulierte Bemerkung wäre für den Kultur-anthropologen uninteressant, wenn dahinter nicht die Bemühung zur Typologisierung stehen würde. Eine solche dynamistische Betrachtungsweise ist also kultur-anthropologisch erst dann relevant, wenn *Regelhaftigkeiten der Verlaufskurve* von Ethnizitätsbestrebungen herausgearbeitet werden. Nimmt tatsächlich Ethnizität die Form einer sozialen Bewegung mit nativistischen Zügen an – ein Sachverhalt, der nach Lanternari mit Häufigkeit auftritt – dann macht ein solches Phänomen mehrere typische Stadien durch, die wir in diesem Zusammenhang kurz skizzieren wollen.

(a) Mühlmann sieht als Voraussetzung für soziale Bewegung – und deshalb auch für Ethnizität – das *kollektiv-psychische In-Bewegung-Kommen* an, das wiederum laut unserer beiden letztgenannten Autoren von *Frustrations-* bzw. *Empörungsgefühlen* auf Grund *ethnischer Überlagerung* (bei Invasionen), *politischer Bevormundung* (bei Binnen- und Aussenkolonialismus), *ökonomischer Dependenz* (bei Neo-Kolonialismus) und durch dekulturative Prozesse verursacht wird (Mühlmann, 1961, 262; Lanternari, 1960, 1967, 1974, 1977).

(b) Diese *aufsteigende psychische Erregung* – d.h. die sog. erhöhte kollektive Temperatur – führt zur *Herausbildung von charismatischen Führungsrollen*. Die Leitung der Bewegung wird also von Führern übernommen, deren Macht, aus der Sicht der Geführten, auf *ausseralltäglichen Qualitäten* wie Heiligkeit, Heldenkraft, Vorbildlichkeit beruht (Weber, 1956).

Kikuyu und Black Panthers, sizilianische Separatisten und algerische Nationalisten, berberische Autonomisten und Mulelisten (d.h. die Ethnizitätsbestrebungen, die uns gerade durch den Kopf gehen) sind jeweils in dieser Phase von Persönlichkeiten wie Yomo Kenyatta, Malcolm X, Andrea Finocchiaro Aprile, Ahmed Ben Bella, Mouloud Mammeri, Pierre Mulele geführt worden, die zweifellos zu den Charismatikern gerechnet werden können.

(c) *Charismatische Qualitäten wirken "ansteckend"*: die kollektive Erregungskurve steigt daher an, und Ethnizität als soziale Bewegung geht dementsprechend in Richtung des *Kulminationspunktes* (Mühlmann, 196, 255). Wir stehen vor der sog. "*Montée aux extrêmes*" die J. Baechler als Grundeigenschaft der "*Phénomènes révolutionnaires*" betrachtet (Baechler, 1970, 44). Diese Situationen sind mit gewaltsamen Unruhen, Aufständen, Umstürzen, Säuberungsaktionen verbunden. Klassische Beispiele dafür bleiben noch immer die periodischen Aufstände auf Kreta im 19. Jahrhundert, die Mau-Mau-Rebellion in Kenya (1952) und der Kongo-Chaos (1960).

(d) Nach der "*Montée aux extrêmes*" tritt eine *kollektive Ernüchterung* ein: darüber werden wir uns aber erst später eingehend auseinandersetzen.

Um Missverständnisse zu vermeiden, möchten wir noch zum Abschluss betonen, dass wir mit der Beschreibung der Phasen von Ethnizität keine mechanistische Perspektive zeigen wollten. Die verschiedenen Stadien sind daher nicht als zwangsläufig anzusehen. Unsere Skizze ist selbstverständlich nur als *idealtypische Darstellung* zu verstehen.

5. ETHNIZITÄT UND IDENTITÄTSMANAGEMENT

Es wäre allerdings allzu einseitig, Ethnizität nur unter dem Gesichtspunkt der sozialen Bewegung zu analysieren. In diesem Sinne weigert sich der italienische Anthropologe G. B. Bronzini, Ethnizität ausschliesslich als Protestausdruck gegen die Überlagerung einer dominanten Fremdkultur zu definieren (Bronzini, 1980, 209-213).

Nach Aronson schliessen Ethnizitätsbestrebungen sogar *Disengagement*-Strategien ein (Aronson, in Henry, Hrsg., 1976, 9-19).

Lanternari selbst hat an mehreren Stellen seines Buches "Crisi e ricerca d'identità" zugegeben, dass Ethnizität von elitären Gruppen instrumentalisiert, manipuliert, kommerzialisiert, ja sogar – wie er etwas überspitzt formuliert – "narkotisiert" werden kann (Lanternari, 1977).

Unabhängig von diesen Autoren hat die deutsche Kulturanthropologin I.M. Greverus diese Thematik genauer untersucht und dafür den Begriff *Identitätsmanagement* entwickelt (Greverus, 1981).

Wir wollen in diesem Zusammenhang gleich darauf hinweisen, dass der Begriff Identitätsmanagement einige Berührungspunkte mit demjenigen des *Impression Management* aufzeigt (Goffman, 1959, 208 ff.).

In Übereinstimmung mit den theoretischen Prinzipien des Goffman'schen symbolischen Interaktionismus haben S.M. Lyman und W.A. Douglass *Impression Management* in ethnisch heterogenen Gesellschaften als eine Interaktionsstrategie der kollektiven oder individuellen *Self Presentation* interpretiert. Diese Autoren wollen – präziser ausgedrückt – die taktische Anwendung von ethnischen Identitätsvorstellungen bzw. Stereotypen für die Bewältigung von Alltagssituationen sowie für die Gestaltung des individuellen Werdegangs bzw. der individuellen Karriere thematisieren (Lyman & Douglass, 1973, 344, 347). In diesem Sinne verstehen sie unter *Impression Management* die erworbene Fähigkeit eines Handelnden, die eigenen ethnischen Merkmale zu verbergen oder zu betonen, um bei Mithandelnden bzw. bei Referenzgruppen einen bestimmten *Eindruck* zu erwecken. Selbstverständlich können solche Demonstrationsstrategien bei ausgeprägten rassistischen Unterschieden nur begrenzt benutzt werden (Lyman & Douglass, 1973, 353).

Bei diesem eher kognitiven Ansatz in Form einer Analyse der *Um-zu-Motive* (Schütz, 1960, 100) des ethnischen *Impression Management* spielt also die Vorstellung der *Manipulation von ethnischen Charakteristika* eine zentrale Rolle. I. M. Greverus hat dieser letzte Aspekt auch nachdrücklich betont, sie will dementsprechend – wie sie selber wörtlich schreibt – die "Manipulations- und Abhängigkeitskonstellationen der 'Gemanageten'" deutlich zum Ausdruck bringen

(Greverus, 1981), wobei damit die herrschaftssoziologischen Komponenten des Phänomens Ethnizität herausgearbeitet werden.

Bereits diese Bemerkungen deuten darauf hin, dass Ethnizität für diese Autorin durch *institutionalisierte Führungspositionen*, ja vielleicht sogar durch die Präsenz einer Elite im Sinne Paretos gekennzeichnet ist. Diese *Identitätsmanager* werden von Greverus *Interessenvertreter, Promotoren, Initiatoren* bzw. *Mediatoren* genannt (Greverus, 1981). Ihre Macht beruht folglich – um mit M. Weber zu sprechen – nicht so sehr auf charismatischen Qualitäten, sondern viel mehr auf alltäglichen rationalen Merkmalen.

Diese Rationalität lässt sich aber – unserer Meinung nach – bereits an den Grundintentionen des Identitätsmanagement ablesen. Hierbei herrschen *nicht vage, enthusiastische, ja vielleicht exstatische Stimmungen* nach dem Motto *es muss anders werden* oder *es muss endlich etwas geschehen*, sondern *präzis formulierte Programme* (Greverus, 1981).

Ethnizitätsprogramme können nun aber bloße *ethische Ornamente* zur Verschleierung von personalistischen Interessenkonstellationen sein. Wie Ethnizität von *Identitätsmanagern* zum Sprungbrett für persönliche Profilierung sowie zum Objekt kommerzieller Transaktionen werden kann, hat unsere Autorin besonders gut am Beispiel der Zigeuner gezeigt. Die Präsenz von einem international bekannten Schauspieler als *Identitätsmanager* beim Romano-Kongress in Genf im Jahre 1978 und die immer stärkere Kommerzialisierung des Zigeuner-Exotismus stellen für I.M. Greverus nur die eklatantesten Formen einer solchen Instrumentalisierung von Ethnizität dar (Greverus, 1981).

In derselben Richtung liessen sich zweifellos auch die etwas unsystematischen Ausführungen von Lanternari über das Phänomen des *Indianers im Schaufenster* als touristische Attraktion der nordamerikanischen Reservate interpretieren (Lanternari, 1977, 186 ff.). Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Greverus die Konzeption einer *nüchternen Ethnizität* vertritt. Ihre Ziele, d.h. die Bestätigung, Verteidigung oder Verbesserung der ethnischen Identität werden von einem *Management* verwaltet, ohne dass primär eine Gefährdung der Gruppe als ethnisches Gebilde vorliegt. Damit ist aber impliziert, dass das Management Ethnizität einsetzen kann, um bestimmte ausgeprägte, sozio-ökonomische Gegebenheiten zu verfestigen oder zu verändern.

Als Paradebeispiel dafür können die *Identitätsmanager* der separatistischen Bewegung in Sizilien (1943-47) angeführt werden. Obwohl eine echte Gefährdung der sizilianischen ethnischen Identität damals nur beschränkt vorhanden war, haben sich einige Mitglieder der grossgrundbesitzenden Schichten der sog. *sicilianità* – d.h. der ethnischen Wesenszüge der Sizilianer – bedient, um den sozio-ökonomischen Status Quo – d.h. die durch eventuelle gesamtitalienische Reformen bedrohte latifundistische Agrarsozialstruktur der Insel – intakt zu erhalten (Marino, 1979, 37, 39 ff.).

Nicht immer kann also Ethnizität als Protestphänomen betrachtet werden, und nicht selten treten Manipulationsversuche für persönliche Zwecke seitens der *Identitätsmanager* auf (Greverus, 1981).

6. SOZIALE BEWEGUNG UND IDENTITÄTSMANAGEMENT : EIN GEGENSATZ ?

Wir wollen in diesem Abschnitt untersuchen, welche Zusammenhänge zwischen den zwei bereits vorgestellten Ansätzen bestehen. Stellt Ethnizität als soziale Bewegung eine *kontrastierende Alternative* zu Ethnizität als Produkt von Identitätsmanagement dar? Oder sind diese zwei Konzeptionen komplementär?

Auf dem ersten Blick hat man keinen Zweifel: die zwei Auffassungen sind schlecht miteinander vereinbar, denn soziale Bewegung und Identitätsmanagement bilden zwei gegensätzliche Kategorien. Für diesen Kontrast gibt es eine ganze Reihe gravierender Hinweise.

(a) Ethnizität als soziale Bewegung entsteht – wie Lanternari mit aller Energie betont hat – aus der *spontanen, kollektiven Frustration bzw Empörung* gegen die sog. dekulturnative Herausforderung einer dominanten Fremdkultur. I.M. Greverus sieht dagegen Ethnizität als eine Erscheinung, die von dem *Identitätsmanagement induziert* wird.

Mit einer entwicklungssoziologischen Terminologie könnten wir hier zusätzlich hinzufügen, dass Ethnizität für Lanternari von der *Basis*, d.h. *von unten* ausgeht, während Greverus dagegen unterstreicht, dass der Impuls für Ethnizität von einer *leitenden Trägergruppe*, d.h. *von oben* kommt.

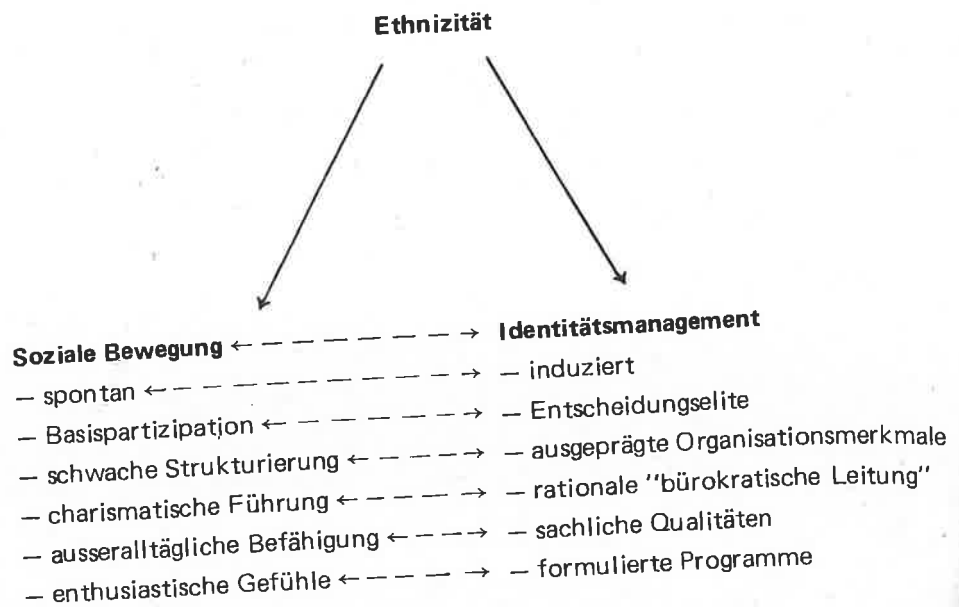
Soziale Bewegung und *Identitätsmanagement* sind eben per definitionem jeweils ein *Basis-* bzw. ein *Elite-Phänomen*.

(b) Unsere letzten Bemerkungen führen uns zum Problem der zwei *grundverschiedenen Vorstellungen über die Organisation von Ethnizität*. Ethnizität als soziale Bewegung ist schwach strukturiert. Im Idealfall fehlen Gremien, Hierarchien und Verbände. Die Leitung der Bewegung liegt in den Händen eines charismatischen Leaders, dessen *ausseralltägliche Qualitäten* keiner seiner Anhänger bezweifelt. Darüberhinaus verfolgt Ethnizität als soziale Bewegung keine *ausgesprochenen Ziele*: die Gefolgschaft des Charismatikers lässt sich eher von enthusiastischen Gefühlen leiten.

Von gegenteiliger Meinung ist I.M. Greverus: nach dieser Autorin – wenn wir sie richtig verstehen – gehören zu Ethnizität dagegen ausgeprägte Organisationsmerkmale, wie Hierarchien, Schichtungsstrukturen, eine rationale, fast "bürokratische" Leitung und nicht zuletzt doktrinär formulierte Programme. Die Gegensätze zwischen den zwei vorgestellten Ansätzen können nun schematisch zusammengefasst werden (Schema 1).

Wir könnten nun diese theoretischen Gegensätze noch detaillierter untersuchen, wir wollen aber die Leser mit weiteren Klassifikationen nicht belästigen.

Interessanter scheint es uns, die etwas paradoxe These zu vertreten, dass mithilfe einer dynamischen Betrachtungsweise *soziale Bewegung* und *Identitätsmanagement* nicht so sehr ein Gegensatzpaar bilden, sondern sich auf *zwei aufeinanderfolgende Phasen* des gesamten Ethnizitätsvorgangs beziehen. Dafür müssen wir aber einen kleinen Schritt zurückmachen und die typischen Stadien einer sozialen Bewegung nochmals unter die Lupe nehmen. Wir hatten bereits angedeu-



Schema 1

tet, dass soziale Bewegungen nach der Registrierungsphase ein Ernüchterungsstadium erfahren. Diese von Repressionen und Anpassungen bzw. von der Veralltäglichen des Charisma hervorgerufene Ernüchterung bildet im Normalfall das Vorzeichen für die Stabilisierung der Bewegung – wie es Mühlmann wörtlich ausdrückt – auf einem niedrigen Spannungsniveau (Mühlmann, 196, 277). Damit ist nicht so sehr das Erlöschen der sozialen Bewegung, sondern eher ihr *in-den-Untergang-Gehen* oder auch ihre *Institutionalisierung*.

Der Institutionalisierungsprozess von sozialen Bewegungen und dessen negative Folgen wurde aber interessanterweise auch von einigen – meist nicht ganz orthodoxen – marxistischen Ideologen und Agitatoren unterstrichen. Bereits L. Trotzki hatte durch den von Parvus stammenden Begriff der *permanenten Revolution* die *Gefahren* der Institutionalisierung von Bewegungen angedeutet (Kolakowski, 1978, 2, 456 f.).

In diesem Zusammenhang erscheint uns aber die *Widerspruchslehre* Mao Tse Tungs besonders erwähnenswert. Die Vorstellung, dass "die Dinge... in ihr Gegenteil" übergehen, sowie dass "die Widersprüche etwas Permanentes" sind und "permanent überwunden" werden müssen, ist bezeichnenderweise – wie Kolakowski angeführt hat – am Beispiel der nationalistischen Kuomintang-Bewegung in China exemplifiziert worden (Kolakowski, 1979, 3, 541, 555). Maos Bemerkung, dass die Kuomintang anfangs revolutionär war, aber später reaktionär wurde, stellt – unserer Meinung nach – einen in pliziten Hinweis auf die Institutionalisierungstendenz von sozialen Bewegungen dar.

Die "Gefahren" einer solchen Institutionalisierung für kommunistische Bewegungen werden aber in Maos Theorie der "Kulturrevolution" deutlich thematisiert. Die Idee, wonach die Kulturrevolution nur die erste Revolution einer ganzen Serie ist, beruht auf die Überzeugung, dass

"jede 'Stabilisierung' unausweichlich zur Entstehung von Privilegien führt und eine 'neue Klasse' produziert und daher eine periodische Wiederholung von revolutionären Schocktherapien nötig ist, in denen die Massen die verfestigten bürokratischen Zentren zerstören (Kolakowski, 1979, 3, 555).

Die Kulturrevolution setzt sich im Endeffekt also die *Destabilisierung* der sich allmählich verfestigenden Bewegung (wie z.B. im Falle des "degenerierten" Bürokratismus) als Hauptziel.

Ausgehend zwar von völlig anderen wissenschaftstheoretischen und ideologischen Prämissen als die eben genannten Autoren, hat auch M. Weber die *Institutionalisierungstendenz von charismatischen Gefolgschaften* – also auch von sozialen Bewegungen – betont. Es ist u.E. nicht ergiebig hier die Details der "Entstehung und Umbildung der charismatischen Autorität" weiter zu diskutieren. Wir möchten nur festhalten, dass Weber die Allgemeingültigkeit der Institutionalisierungstrends charismatischer Phänomene auf die generelle Bestrebung der Führer sowie der Anhänger, die Ausseralltäglichkeit des Charisma in ein "Dauerbesitztum des Alltags" zu verwandeln, zurückführt (Weber, 1956, 2, 670). Seine berühmte "Institutionalisierungsthese" lautet nun:

"Flutet die Bewegung, welche eine charismatisch geleitete Gruppe aus dem Umlauf des Alltags heraushob, in die Bahnen des Alltags zurück, so wird zum mindesten die reine Herrschaft des Charisma regelmässig gebrochen, ins 'Institutionnelle' transponiert und umgebogen, und dann entweder geradezu mechanisiert oder unvermerkt durch ganz andere Strukturprinzipien zurückgedrängt oder ihnen in den mannigfachsten Formen verschmolzen und verquickt" (Weber, 1956, 2, 669f).

Weber fügt weiter hinzu:

"Die charismatisch Beherrschten ... werden regulär zinsende 'Untertanen', steuernde Kirchen-, Sekte-, Partei- oder Vereinsmitglieder, nach Regel und Ordnung zum Dienst gepresste, abgerechete und disziplinierte Soldaten oder gesetzestreue 'Staatsbürger'" (Weber, 1956, 2, 669).

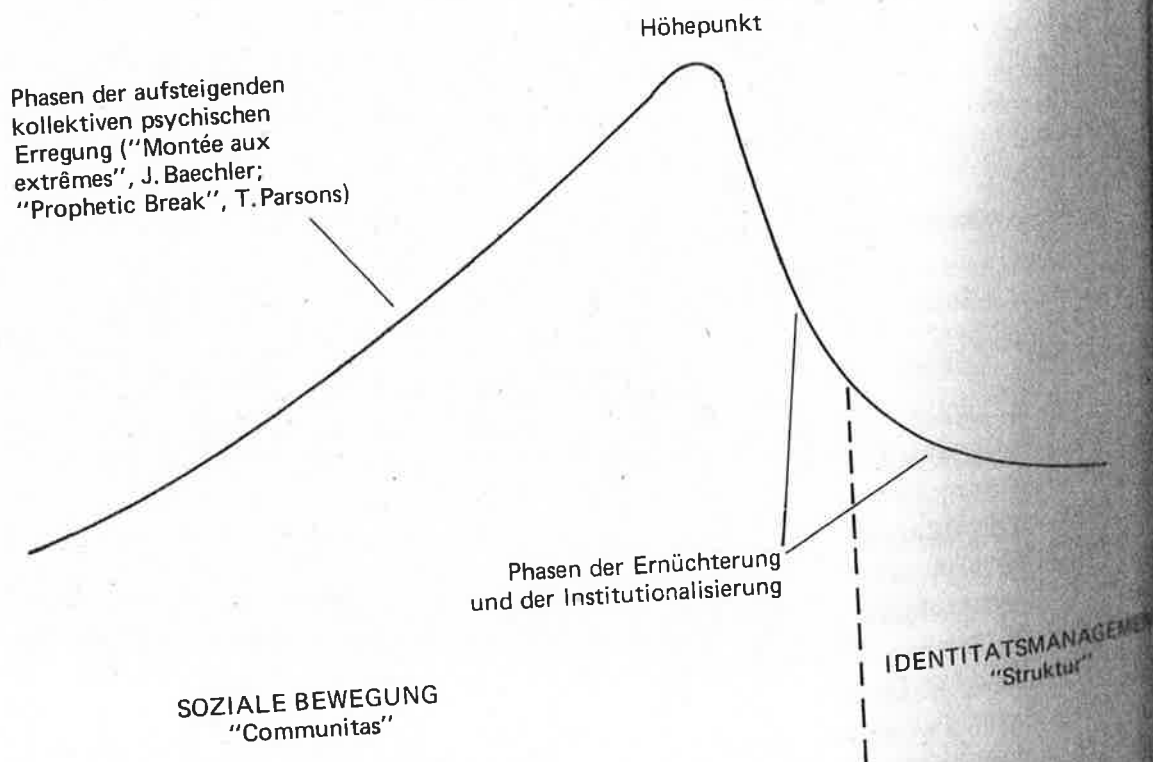
In Anlehnung an diese These der "Routinisierung" des Charisma hat V. Turner aus kulturanthropologischer Sicht eine allgemeine Theorie der Institutionalisierungsprozesse zu entwerfen versucht. Dieser Autor hat nachdrücklich betont, dass die Strukturelemente einer Gesellschaft keine statischen Grössen sind, und nicht seit jeher als solche bestanden haben. Sie können also im Laufe ihrer Entwicklung durchaus eine *anti-strukturelle, liminale* Aufgabe haben, die erst nach einem "Routinisierungs-" bzw. Institutionalisierungsvorgang verloren geht (Turner, 1974, 231-271). Die Elemente einer *Societas* erfahren daher oft – um mit der Sprache von Turner zu formulieren – die Umgestaltung mithilfe eines Verfestigungsprozesses von *Communitas* in *Struktur*. Aufgrund der von diesem Autor ausgewählten Beispiele ist es offensichtlich, dass sein theoretischer Ansatz sich am besten durch die Entstehung von religiösen Ritualen und durch die Umbildung

von sozialen Bewegungen – und darunter auch von Ethnizität – illustrieren lässt (Turner, 1974, 244 ff.).

Nach diesen Hinweisen lässt sich nun unsere These weiter präzisieren. Ethnizität tritt also prinzipiell *als soziale Bewegung auf*. Falls Ethnizität sich weder auflöst, noch in den *Untergrund* geht, dann ist bei ihr ein *Prozess der Institutionalisierung* zu verzeichnen, der seinerseits zu *Identitätsmanagement* führen kann. Identitätsmanagement ist somit ein *routinisiertes Führungsgremium von Honoratioren*.

Anders formuliert: der Eindruck, dass Ethnizität von den führenden kontinentaleuropäischen Kulturanthropologen sehr unterschiedlich, ja fast sogar gegensätzlich konzeptualisiert wird, kann eher auf *analytische* als auf *ontologische* Differenzen zurückgeführt werden.

Unsere Autoren konzentrieren sich also jeweils auf verschiedene Stadien von Ethnizität: Lanternari hebt die Bewegungsphasen, Greverus dagegen die verfestigten Erscheinungsformen hervor. Eine globale Perspektive, die sowohl den *Comunitas*- als auch den *Struktur*-Aspekt berücksichtigt, würde – unserer Meinung nach – die *Komplementarität* der zwei vorgestellten Ethnizitätskonzepte ganz deutlich herauskristallisieren. Schematisch lässt sich diese Komplementarität folgendermassen darstellen:



Schema 2. Der gesamte Ethnizitätsprozess.

Zur Stützung unserer These tragen paradoxerweise einige der ausgewählten Beispiele von den bereits genannten Autoren bei. Wenn Lanternari die ethnischen Nativismen der unterdrückten Völker Afrikas südlich der Sahara untersucht, dann beschränkt er seine Analyse auf die Entwicklung von Ethnizität während der kolonialen bzw. während der Dekolonisationsphase (Lanternari, 1960, 1967). Hätte er sich nun eingebender gefragt, was mit den sozialen Bewegungen in der postkolonialen Epoche geschehen ist, dann wäre er gewiss zu einer stärkeren Relativierung seines Ethnizitätskonzepts gekommen, denn durch die Unabhängigkeit haben sich in fast allen dekolonisierten Ländern ausgeprägte Identitätsmanagements herausgebildet, die als Paradebeispiele für die Folgen der Institutionalisierung von Ethnizität gelten können.

Greverus hat wiederum mit Recht die "auf Nationalität zielende Ethnizität" und die "Schaffung einer neuen Volkskultur" in den sog. "New Nations" der 3. Welt als Produkte von Identitätsmanagement gedeutet (Greverus, 1981). Der politische Folklorismus in Tanzania, Guinea oder Algerien, sowie der kommerzielle in Kenya, Elfenbeinküste oder Tunesien sind zweifellos in diesem Sinne zu interpretieren.

Es ist aber interessant zu bemerken, dass unsere Autorin sich in diesem Zusammenhang nur auf institutionalisierte Formen von Ethnizität einlässt, die sich *erst nach* der Unabhängigkeit dieser Länder entwickelt haben.

Durch ihre Einschränkung des Blickwinkels auf die postkoloniale Periode wird jedoch nur ein kleines Segment von Ethnizität – nämlich die zeitgenössische, verfestigte Phase nach der Einführung von autonomen Institutionen – umrissen. Unberücksichtigt bleibt demzufolge die Zeit vor der Unabhängigkeit, in der Ethnizität meistens als soziale Bewegung gegen die Überlagerung der dominanten Fremdkultur der Kolonisatoren auftritt.

Wenn man z.B. dabei bedenkt, dass Ethnizität in Kenya als soziale Bewegung längst vor dem Mau-Mau-Aufstand existierte, dann erscheint es uns viel zu einseitig, Ethnizität als blosses Produkt von Identitätsmanagement zu interpretieren. Die etwas überspitzte Charakterisierung des Phänomens Ethnizität in Kenya könnte vielmehr lauten: "von der Kikuyu-Bewegung zum institutionalisierten Folklorismus für Safari-Touristen". Der Institutionalisierungsprozess von sozialen Bewegungen – in unserem Fall von Ethnizität – sowie die darauffolgende Entstehung von Identitätsmanagement lassen sich besonders gut an den Beispielen der zahlreichen an die Macht gelangten Nationalismen der 3. Welt und an denen der offiziell anerkannten, ethnischen Regionalismen bzw. Autonomismen in Europa verdeutlichen.

In diesem Zusammenhang zeigt u.E. das Phänomen Jura den oben beschriebenen Prozess ganz gut. Nach den ersten virulenten Bewegungserscheinungen tritt eine immer stärkere strukturelle Kristallisation der Bewegung hervor. Mit der Konstituierung des neuen Kantons wird die staatlich anerkannte Institutionalisierung endgültig vollzogen, wobei ein Teil der früheren Charismatiker die Rolle von Identitätsmanagern (kantonale Politiker, Abgeordnete etc.) übernehmen.

Dieses Verfestigungsschicksal von sozialen Bewegung kann zudem durch

mehrere historische Beispiele belegt werden, obwohl in diesen Fällen von Ethnizität kein so ausgesprochenes Identitätsmanagement vorliegt, wie dasjenige, das I.M. Greverus bei der sog. "Neuen Ethnizität" vorgefunden hat. Der Verfestigungsvorgang solcher sozialen Bewegungen der Vergangenheit hat jedoch zur Bildung von Dynastien, Kastensystemen und ethnischen Rangstaffelungen geführt.

Beispielhaft dafür ist der Aufstieg von mehreren maghrebinischen Herrscherdynastien – wir denken hier vor allem an die Almoraviden und Almohaden im Marokko des 11. und 12. Jahrhunderts – die aus der Institutionalisierung von religiösen sozialen Bewegungen mit ethnischen Färbungen hervorgegangen sind (Laraoui, 1970; Abun-Nasr, 1978).

Die Frage nach Ethnizitätsprozessen und deren Ablaufsformen sollten zukünftig aber auch im Hinblick auf die Gastarbeiterproblematik etwas mehr beachtet werden.

Lanternari konnte in Anlehnung an C. Bianco seine Ethnizitätsvorstellung zur Interpretation von nativistischen Bestrebungen italienischer Migranten in Nordamerika ohne weiteres anwenden (Lanternari, 1977, 183 ff.; Bianco, 1974).

Bei Gastarbeitern in ihren mittel- bzw. nordeuropäischen Residenzgesellschaften liegen die Voraussetzungen für Ethnizität, wie etwa kulturelle Loyalitätskonflikte, Kulturschock und sozio-kultureller Stress vor; im Moment scheint es jedoch, dass Fremdarbeiter auf Kulturkonflikte eher individualistisch bzw. familistisch reagieren (Murphy, in Kantor, Hrsg., 1965, 5-29; Foster, 1973, 191 ff.; Böker, in Reimann, Hrsg. 1976, 175 ff).

In diesem Kontext spielen daher noch Phänomene wie individuelle bzw. familiäre Überanpassung, individuelle Heimwehgefühle, psychische Morbidität in Form von hypochondrisch-depressiven, paranoiden und psychosomatischen Syndromen eine grössere Rolle als Ethnizität (Böker, in Reimann, Hrsg., 1976; Risso & Böker, 1964; Zimmermann, 1979).

Die neueste Literatur (Blaschke & Greussing, Hrsg., 1980) betrachtet nun aber die völlige Akkulturation bzw. Assimilation von Gastarbeitern in ihren Residenzgesellschaften als unrealistischer Ziel. Einige Autoren halten sogar die Bildung von nationalen oder regionalen Subkulturen bzw. Gegenkulturen für wahrscheinlich (Cusumano, 1976, 76 ff.). Ethnizität als Antwort auf die offiziellen Assimilations- bzw. Integrationsbestrebungen der Residenzgesellschaften kann u.E. sehr aktuell werden.

Zum Abschluss möchten wir nur noch andeutungsweise das Problem der *post-institutionalisierten* Ethnizität – d.h. das Problem der Dynamik von Ethnizitätsbestrebungen *nach* ihrem Verfestigungsprozess – aufwerfen. Von den vielen theoretisch konstruierbaren Möglichkeiten erscheinen uns drei sich nicht gegenseitig ausschliessenden Alternativen besonders relevant: die Entstehung des alltäglichen bzw. ausseralltäglichen "Charismas der Vernunft" (Seyfarth, in Sprondel & Grathoff, 1979, 172 ff), der "schismogenetische" Vorgang (Turner, 1957) und das Neuaufflammen der sozialen Bewegung (Weber, 1956, 2, 676).

LITERATUR

- ABUN-NASR, J.M. (1978), "A History of the Maghrib" (Cambridge).
- ARONSON, D.R. (1976), Ethnicity as a Cultural System: An Introductory Essay, *Ethnicity in the America*, (Henry, F., Ed.) (The Hague/Paris).
- BAECHLER, J. (1970), "Les phénomènes révolutionnaires" (Paris).
- BANTON, M. (1967), "Race Relations" (New York).
- BEATTIE, J. (1964), "Other Cultures. Aims, Methods and Achievements in Social Anthropology" (London).
- BIANCO, C. (1974), "The Two Rosetos" (Ontario).
- BLASCHKE, J. & GREUSSING, K. (1980), "'Dritte Welt' in Europa. Probleme der Arbeitsimmigration" (Frankfurt/M).
- BÖKER, W. (1964), Die psychische Morbidität des Gastarbeiters – Etiologische Konzepte, Syndromen, therapeutische Probleme, *Gastarbeiter* (Reinmann, H. & H., Eds) (München).
- BROMLEJ, J.V. (1977), "Ethnos und Ethnographie" (Berlin).
- BRONZINI, G.B. (1980), "Cultura Popolare. Dialettica e Contestualità" (Bari).
- CUSUMANO, A. (1976), "Il ritorno infelice. I tunisini in Sicilia" (Palermo).
- DASHEWSKI, A. (Ed.) (1970), "Ethnic Identity in Society" (Chicago).
- DESPRES, L.A. (Ed.) (1975), "Ethnicity and Resource Competition in Plural Societies" (The Hague/Paris).
- DEVEREUX, G. (1972), L'identité ethnique, *Ethnopsychanalyse complémentariste* (Paris).
- EISENSTADT, S.N. (1977), "Sozialismus und Tradition" (Tübingen).
- FOSTER, G.M. (1973), "Traditional Societies and Technological Change" (New York/London).
- FURNIVALL, J. (1939), "Netherlands India: A Study of Plural Economy" (Cambridge).
- FURNIVALL, J. (1948), "Colonial Policy and Practice" (Cambridge).
- GIESEN, B.; GOETZE, D. & SCHMID, M. (1975), Sozialer Wandel, *Basale Soziologie: Hauptprobleme* (Reimann, Ed.) (München) 88-130.
- GIORDANO, Chr. & HETTLAGE, R. (1979), "Persistenz im Wandel. Das Mobilisierungspotential sizilianischer Genossenschaften. Eine Fallstudie zur Entwicklungsproblematik" (Tübingen).
- GLAZER, N. & MOYNIHAN, D.P. (Eds.) (1976), "Ethnicity. Theory and Experience" (Cambridge, MA/London).
- GOFFMAN, E. (1959), "The Presentation of Self in Everyday Life" (New York).
- GRAMSCI, A. (1980), "Zu Politik, Geschichte und Kultur" (Leipzig).
- GREVERUS, I.-M. (1970), "Kultur und Alltagswelt" (München).
- GREVERUS, I.-M. (1981), "Ethnizität und Identitätsmanagement", *Schweiz. Z. Soziol.* 7 (1981).
- HARTFIEL, G. (1976), "Wörterbuch der Soziologie" (Stuttgart).
- HEBERLE, R. (1965), Die sozialen Bewegungen "ethnischer" Gruppen, *Kölner Z. Soziol. Sozialpsychol.* 17 (1965) 619-631.
- HEBERLE, R. (1967), "Hauptprobleme der politischen Soziologie" (Stuttgart).
- KOLAKOWSKI, L. (1977-79), "Die Hauptströmungen des Marxismus. Entstehung, Entwicklung, Zerfall", 3 (München).
- KROEBER, A.L. (1948), "Anthropology, Race, Language, Culture, Psychology, Prehistory" (New York).
- LANDSBERGER, H.A. Eds (1974), Rural Protest: Peasant Movements and Social Change" (London).
- LANTERNARI, V. (1960), "Movimenti religiosi di libertà e di salvezza dei popoli oppressi" (Milano).
- LANTERNARI, V. (1967), "Occidente e Terzo Mondo" (Bari).
- LANTERNARI, V. (1974), "Antropologia e imperialismo" (Torino).
- LANTERNARI, V. (1977), "Crisi e ricerca d'identità. Folklore e dinamica culturale" (Napoli).
- LARAQUI A. (1970), "Histoire du Maghreb: un essai de synthèse" (Paris).
- LINTON, R. (1943), "Nativistic Movements", *Am. Anthropol.*, 45 (1943) 230-240.

- MARINO, G.C. (1979), "Storia del Separatismo siciliano. 1943-47" (Roma).
- MITCHELL, J.C. (1974), "Perceptions of Ethnicity and Ethnic Behaviour: An Empirical Exploration", *Urban Ethnicity* (Cohen, A. Ed.) (London/New York/Sydney).
- MÜHLMANN, W.E. (1961), "Chiliasmus und Nativismus" (Berlin).
- MÜHLMANN, W.E. (1962), "Homo Creator, Abhandlungen zur Soziologie, Anthropologie und Ethnologie" (Wiesbaden).
- MÜHLMANN, W.E. (1964), "Rassen, Ethnien, Kulturen" (Neuwied/Berlin).
- MURPHY, H.B.M. (1965), "Migration and the Major Mental Disorders", *Mobility and Mental Health* (Kantor, M., Ed.) (Springfield, IL) 5-29.
- SHIROKOGOROFF, S.M. (1923), "Ethnos. Allgemeine Prinzipien der Variationen von ethnographischen und ethnischen Phänomenen" (Shanghai).
- SHIROKOGOROFF, S.M. (1935), "Psychomental Complex of the Tungus" (London).
- SEYFARTH, C. (1979), Alltag und Charisma bei M. Weber. Eine Studie zur Grundlegung der "Verstehenden Soziologie", *Alfred Schütz und die Idee des Alltags in den Sozialwissenschaften* (Sprondel, W.M. & Grathoff, R., Eds.) (Stuttgart).
- TRAPPE, P. (1975), "Entwicklungsfunktion des Genossenschaftswesens am Beispiel ostafrikanischer Stämme" (Berlin/Neuwied).
- TURNER, V. (1957), "Schism and Continuity in an African Society" (Manchester).
- TURNER, V. (1969), "The Ritual Process: Structure and Anti-Structure" (Chicago).
- TURNER, V. (1978), "Dramas, Fields, and Metaphors. Symbolic Action in Human Society" (Ithaca/London).
- VAN DEN BERGHE, P.L. (1975), "Ethnicity and Class in Highland Peru, *Ethnicity and Resource Competition in Plural Societies* (Despres, L., Ed.) (The Hague/Paris).
- WEBER, M. (1956), "Wirtschaft und Gesellschaft" (Tübingen).
- WORSLEY, F. (1957), "The Trumpet Shall Sound. A Study of 'Cargo' Cults in Melanesia" (London).

ENTWICKLUNGSSOZIOLOGISCHE PERSPEKTIVEN für die kulturelle Situation von Minderheiten in Europa*

Günter Endruweit

Institut für Sozialforschung, Universität Stuttgart,
Friedrichstrasse 10, Postfach 560, 7000 Stuttgart 1, Deutschland.

ZUSAMMENFASSUNG

Nach einer näheren Diskussion des soziologischen Minderheitenbegriffs und dessen Abgrenzung gegenüber benachbarten Begriffen wird der Begriff der Marginalität behandelt. Marginalität wird dabei als Komplement zur Zentralität angesehen, so dass die Existenz von Marginalbereichen in jedem grösseren Sozialsystem eher wahrscheinlich als unwahrscheinlich und keineswegs immer dysfunktional ist.

Sieht man als Konstitutionselemente einer Gesellschaft ein Mindestmass an Organisiertheit und an gemeinsamer Kultur an, beschreibt Marginalität einen Zustand, in dem eine Person von der Interaktion in der sozialen Organisation zumindest teilweise ausgeschlossen ist und/oder wesentlich andere Kulturmuster aufweist als Personen im Zentralbereich. Gegenüber der üblichen apriorischen Assoziation von Minderheit und Marginalität erlaubt dieser Ansatz die Frage, welche Eigenschaften eine Minderheit zur Marginalkategorie werden lassen.

Die kulturelle Marginalität wird unterschieden nach statischen, dynamisch-zentrifugalen und dynamisch-zentripetalen Formen. Diese Formen sind u.a. von politischen Bedingungen abhängig und haben z.B. unterschiedliche Konsequenzen bei der Reaktion auf Marginalisierung. Der Artikel bringt illustrierende Beispiele für Arten, Bedingungen und Folgen der kulturellen Marginalität von Minderheiten. Abschliessend werden die Chancen für die Überwindung der Marginalität skizziert. Dabei wird vermutet, dass die Randgruppenmarginalität nicht einmal durch totalitäre Methoden vermieden werden kann, während die Marginalisierung "nationaler" Minderheiten als überwindbar angesehen wird, wenn föderalistische Prinzipien weitere Verbreitung finden, und zwar auch gerade unter der Tendenz zu mehr supranationaler Organisation.

RESUME

Après une discussion détaillée du concept sociologique de minorité et sa délimitation par rapport aux notions voisines, le concept de marginalité est expliqué. La marginalité est définie comme complément de la centralité. Par conséquent, l'existence des secteurs marginaux dans chaque système social est davantage probable qu'improbable et n'est aucunement dysfonctionnelle.

Si l'on considère un minimum d'organisation sociale et de culture commune comme des éléments constitutifs d'une société, la marginalité décrit un état par lequel une personne est exclue, au moins partiellement, de l'interaction dans l'organisation sociale, et/ou dans lequel elle possède d'autres modèles culturels que les personnes dans le secteur central. Comparée à l'association usuelle, spontanée entre minorité et marginalité, cette ébauche permet d'analyser les propriétés qui transforment une minorité en une catégorie marginale.

La marginalité culturelle est distinguée selon des formes statiques, dynamo-centrifuges et dynamo-centripètes. Ces formes sont, entre autres, dépendantes des conditions politiques; et elles ont, par exemple, des conséquences différentes des réactions à la marginalisation. L'article donne des exemples illustrant les formes, les conditions et les conséquences de la marginalité culturelle des minorités. Enfin, les chances d'une diminution de marginalité sont esquissées. On suppose que la marginalité des groupes marginaux (comme terme sociologi-

* Dieser Beitrag ist eine nur wenig veränderte Fassung eines Vortrages, den der Verfasser beim 19. Deutschen Soziologentag am 20.4.1979 in Berlin hielt und dessen Kurzfassung veröffentlicht wurde in: Mackensen, R. & Sagebiel, E., Hrsg. (1979), "Soziologische Analysen" (Technische Universität, Berlin) 84-96.

que) ne peut être évitée, même par des méthodes totalitaires. La marginalisation des minorités "nationales" est considérée comme surmontable si des principes fédéralistes sont plus répandus, en particulier dans le cadre d'une tendance vers une organisation plus supranationale.

Als die Soziologie anfang, sich für die Marginalität von Minderheiten zu interessieren, stimmte sie mit der öffentlichen Meinung nicht überein. Während in Wales Schulkinder bestraft wurden, wenn sie in der Pause Gälisch sprachen, während den Elsässern das Wort Elsass verboten war, während Südtirol systematisch von süditalienischen Administratoren unterwandert wurde, stellte Robert E. Park, der Begründer der soziologischen Marginalitätsüberlegungen¹, die Minderheiten als innovative, progressive Fermente der Gesellschaft heraus.

Inzwischen sind die Fronten umgekehrt; an der Diskrepanz zwischen öffentlicher Meinung und Soziologenlehre hat sich also nichts geändert. In Wales ist Gälisch häufig Unterrichtssprache, und die britische Regierung geht mit dem Angebot einer allerdings sehr rudimentären Autonomie gerade zu hausieren, elsassische Brauereien haben besonders mit deutschtümelnden Marken Verkaufserfolge in ganz Frankreich, und die Südtiroler haben trotz eines von Italien mit Österreich vereinbarten Autonomiestatuts viele Verwaltungspositionen freiwillig den Süditalienern überlassen, weil sie selbst lieber einträglichere Berufe ausüben². Wenn Soziologen indessen von Minderheiten oder Randgruppen reden, geht es fast ausnahmslos um Mittel und Wege der Integration.

Hier soll nicht untersucht werden, ob dieses Auseinanderklaffen von allgemeinem Bewusstsein und soziologischer Diskussion nun besondere Fortschrittlichkeit unserer Profession verrät. Vielmehr geht es in diesem Beitrag mehr um die von aktuellen Situationen unabhängige Frage, wie denn nun überhaupt die Beziehungen zwischen Minderheit und Marginalität aussehen und welche Elemente in den intrasystemischen Strukturen von Minderheiten und in deren System-Umwelt-Beziehungen integrative oder desintegrative Funktionen für die Gesamtgesellschaft haben können. Dazu müssen aber zuerst einige Grundbegriffe kurz diskutiert werden.

1. MINDERHEIT

Am einfachsten ist eine Minderheit mit einem statistischen Ansatz zu bestimmen: alles, was die 50-Prozent-Marke nicht erreicht, ist eine Minderheit. Einen solchen Ansatz findet man auch bei Soziologen³.

Aber im Grunde ist das bestenfalls ein demokratietheoretischer, kein soziologischer Minderheitenbegriff. Nur bestenfalls demokratietheoretisch ist er auch schon deswegen, weil es wohl ziemlich selten – im sozialen Bereich noch seltener

¹Theodorson (1970) 243; Waldmann (1974) 128; Willems (1970) 185.

²Vgl. *Der Spiegel* Nr. 46/1978, 172.

³Fairchild (1972) 194: "Less than half of any group". Ähnlich R. Klima bei Fuchs u.a. (1973) 445, Stichwort "Minorität (1)"; Rose (1968) 365.

als im politischen – eine Konstellation gibt, in der sich nur zwei soziale Kategorien jeweils als Mehrheit und Minderheit gegenüberstehen. Zumeist werden es mehrere Gruppierungen sein, von denen keine allein die "absolute Mehrheit" erreicht; wie es sich mit dem Minderheitenproblem bei mehr als zwei möglichen Ausprägungen des Minorität oder Majorität konstituierenden Merkmals angesichts des Bestehens von Koalitionsmöglichkeiten verhält, ist bisher noch nicht einmal ansatzweise untersucht worden⁴. Diese Situation ist aber wohl sogar der Normalfall; denn *"the majority is in itself made up of many minorities, and indeed sometimes the majority is but a dominant minority, or a group of minorities holding key positions"*⁵. Das ist manchen schon in der formalisierten und durchsichtigen Mehrheitsbildung in der Demokratie so hoch über ihrer Einsichtsfähigkeit, dass man z.B. von manchen CDU-Leuten immer wieder das Argument hört, als stärkste Partei habe sie ein Recht auf Regierungsbildung, auch wenn die beiden anderen Parteien zusammen mehr als 50 Prozent erreichen.

So erscheint es nur sinnvoll, Mehrheit und Minderheit jeweils lediglich hinsichtlich eines bestimmten Kriteriums zu unterscheiden. Gerade im sozialen Bereich kann dieselbe Person bei einem Kriterium zu einer Minderheit, bei einem anderen zur Mehrheit gehören.

Es ist also folgerichtig, wenn neuere Minderheitendefinitionen ausnahmslos inhaltliche Elemente hervorkehren. Als Muster sei die von Günter Hartfiel erwähnt. Er bezeichnet als Minderheiten "Bevölkerungsgruppen innerhalb einer Gesellschaft, die sich durch bestimmte soziale, kulturelle oder ethnisch-rassische

⁴ Deswegen ist die Behauptung des "statistischen Ansatzes", eine Minderheit müsse stets weniger als die Hälfte der Bevölkerung haben (so z.B. für den Regelfall Newman, W. M. (1973), "American Pluralism" (Harper & Row, New York/London) 20, eine Mehrheit folglich eben mehr, in sozialwissenschaftlicher Sicht noch fragwürdiger. Wenn in einer Gesellschaft 40 Prozent ein wesentliches Merkmal – beispielsweise eine Umgangssprache – in derselben Ausprägung gemeinsam haben, die anderen Ausprägungen aber nur bei jeweils höchstens 10 Prozent der Gesellschaft vertreten sind, können auch die 40 Prozent die übrigen 60 Prozent in sozialem Sinne in die unterlegene Position verweisen. Geschieht das durch schlichte Gewalt oder ähnlich gegen den Willen der zahlenmäßig Überlegenen, wäre es trotzdem abwegig, diese als Minderheit und die 40-Prozent-Gruppe als Mehrheit zu bezeichnen; sinnvoller wäre es, hier von Herrschern und Beherrschten zu sprechen. Wer auch quantitative Mehrheiten zu Minderheiten ernannt, nur weil sie irgendwie benachteiligt werden (so z.B. Francis (1960) 717; Heckmann (1978) 775; Theodorson (1970) 259), der bringt in den Minderheitenbegriff die Marginalitätskomponente schon als Serienausstattung hinein und umgeht dabei das Legitimitätstheoretisch wichtige Forschungsproblem, ob denn im konkreten Fall nicht vielleicht doch die Benachteiligungen Zustimmung oder Duldung in einer quantitativen Mehrheit finden, zu der sogar Teile der Benachteiligten selbst gehören können. Was in der Psychologie seit langem durch die Untersuchungen zur Identifikation mit dem Aggressor als gesichertes Wissen gelten kann, findet bei der Minderheitendiskussion erst in neueren Untersuchungen zu Randgruppen seinen soziologischen Widerhall: dass nämlich auch Angehörige der diskriminierten Minorität die Normen der diskriminierenden Majorität teilen können, so dass die Trennung von Minorität und Majorität nach quantitativen Gesichtspunkten schon deswegen notwendig ist, um solche Doppelpositionen ausmachen zu können.

⁵ Roucek & Warren (1972) 142.

Merkmale von der als 'normal' geltenden, allgemein anerkannten und die gültigen Werte und Eigenschaften repräsentierenden Mehrheit unterscheiden"⁶.

In dieser Definition sind allerdings einige Elemente recht unzweckmässig. So gibt es selbstverständlich Minderheiten auch in sozialen Subjekten⁷ unterhalb der Gesellschaftsebene. Weiterhin ist die Bezeichnung von Minderheiten als Gruppen häufig falsch⁸, zumindest dann, wenn damit der soziologische Grundbegriff gemeint ist; da Minderheiten mal als Gruppe, mal als Schicht usw., manchmal aber auch nur als Anzahl von Individuen mit gemeinsamem Merkmal auftreten können, ist ihre Unterordnung unter einen sehr allgemeinen soziologischen Begriff, das soziale Subjekt, der einzig richtige Ansatz.

Als Minderheit soll hier ein soziales Subjekt bezeichnet werden, das den kleineren Teil der Mitglieder eines sozialen Systems umfasst und dessen Angehörige sich von den Angehörigen der Mehrheit durch eine jeweils andere Ausprägung des Merkmals unterscheiden, welches das Kriterium für die Einteilung in Mehrheit und Minderheit bildet⁹. Diese Kriterien sind ausnahmslos Konstitutionsvariablen für die Minderheitendefinition, also Eigenschaften, deren Besitz oder Nichtbesitz über die Zuordnung zur Mehrheit oder zur Minderheit entscheidet.

Gegenüber verwandten Begriffen dürfte ein solcher Minderheitenbegriff leichter abzugrenzen sein als andere Fassungen. Hier soll nicht das ganze Abgrenzungsproblem ausgebreitet werden; das ist von Peter Waldmann bereits eingehend gemacht worden¹⁰. Hier sollen nur ein paar Erläuterungen für den speziellen Zusammenhang folgen.

Zur Randgruppe, mit der die Minderheit oft gleichgesetzt wird¹¹, besteht der Unterschied vor allem darin, dass beim hier gewählten Minderheitenbegriff nicht im geringsten vorgegeben wird, wie die Position der gemeinten Kategorie innerhalb der Sozialstruktur aussieht. Abgesehen davon, dass Synonyme wissenschaftlich überflüssig sind, erscheint eine Unterscheidung schon deswegen vorteilhaft, weil sie die Frage erlaubt, was denn nun eigentlich eine Minderheit zur Randgruppe macht. Das wird unter 3 genauer ausgeführt werden. Gegenüber der Subkultur ist die Abgrenzung schon deswegen schwieriger, weil der Subkulturbegriff selbst so unbrauchbar ist. Während im Verhältnis von System zu Subsystem die Beziehungen hinreichend klar sind, hat der Subkulturbegriff¹² in sei-

⁶ Hartfiel (1972) 439. Ähnlich Klima bei Fuchs u.a. (1978) 507, Stichwort Minorität (2); Kunz (1976) 199; Rose (1968) 365; Schoeck (1974) 230, Theodorson (1970) 258/259. Weitere Zitate bei Heckmann (1978) 761/762 und Schumacher, (1969), "Entwicklung eines Begriffs", *Minderheiten in der Bundesrepublik*, (Doerdelmann, B., Hrsg.) (Delp, München) 9-20.

⁷ Vgl. zu diesem Begriff Endruweit (1977) 449.

⁸ Dazu auch Schoeck (1974) 230; Theodorson (1970) 259.

⁹ Vgl. auch ähnlich Francis (1960) 715.

¹⁰ Waldmann (1974 a) 51-67.

¹¹ So Willems (1970) 200, Stichwort "*minorité*"; Heckmann (1978) 761.

¹² Siehe dazu u.a. Sack, F. (1971), Die Idee der Subkultur: Eine Berührung zwischen Anthropologie und Soziologie, *Kölner Z. Soziol. Sozialpsychol.*, 23 (1971) 261-282 m.w.N.; Arnold, D.O., Ed. (1970), "The Sociology of Subcultures" (Glendessary Press, Berkeley).

ner landläufigen Form mit dem Kulturbegriff schon deswegen wenig zu tun, weil man bei jenem mehr an die personale Komponente denkt als an die kulturelle; die Kultur pflegt man reinlich von der sie tragenden Gesellschaft zu trennen, aber eine Subgesellschaft als Träger einer Subkultur ist nicht in der Diskussion. Immerhin lässt sich wenigstens ausmachen, dass die Angehörigen (oder nicht doch besser: Anhänger?) einer Subkultur in jedem Falle kulturelle Normen und Werte haben, die von der gesamtgesellschaftlichen Kultur abweichen. Bei Minderheiten kann es so sein, aber es muss nicht so sein¹³.

2. MARGINALITÄT

Als eigener Begriff ist Marginalität noch nicht durchgehend verbreitet. Häufig spricht man nur vom *marginal man*, also dem Träger von Marginalität, im Deutschen auch als Randseiter oder Randpersönlichkeit¹⁴ bezeichnet. Dabei sitzt man, seit Robert E. Park den Begriff in die Fachsprache einführte¹⁵, bedenkenlos dem leider öfter in der Soziologie zu bemerkenden US-amerikanischen Ethnozentrismus auf, nach dem man als marginal nur solche Personen bezeichnet, die auf dem Rande zwischen zwei Gesellschaften, Gruppen, Kulturen o.ä. balancieren¹⁶. Für die Begriffsgeschichte insgesamt sei wieder auf Peter Waldmann verwiesen¹⁷. Hier sollen nur ein paar Bemerkungen folgen, die für den Zusammenhang mit Minderheiten wichtig erscheinen.

¹³ Die oben beschriebenen Unterschiede sollen keineswegs erschöpfend sein, sondern nur jeweils einen im hier behandelten Zusammenhang erheblichen Gesichtspunkt angeben. Die von Peter Waldmann (1974 a) 59, in Fortentwicklung von Claus Offes (Politische Herrschaft und Klassenstrukturen, *Politikwissenschaft* (Kress, G. & Senghaas, D. Hrsg.). Auflage, Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt) 155-189. Terminologie getroffene Unterscheidung – Randgruppen bedingt organisationsfähig, nie konfliktfähig; Subkulturen organisationsfähig, ausnahmsweise konfliktfähig; Minderheiten organisationsfähig und konfliktfähig – ist nach meiner Ansicht auch nicht die Lösung des Problems (obwohl die Unterschiede empirisch sicherlich häufig zutreffen), weil (1) die drei mit den Begriffen gemeinten Gegenstände nicht alle Unterschiede jeweils auf derselben Dimension haben, so dass eine vollständige Abgrenzung ohnehin unmöglich ist (nur deswegen gibt es Minderheiten, die Randgruppen sind und andere, die keine Randgruppen sind), (2) diese Unterscheidung an (überhaupt zwangsläufigen?) Konsequenzen und nicht an Konstitutionsfaktoren anknüpft und damit für eine anwendungsorientierte Sozialwissenschaft unzweckmässig ist und (3) die Zugrundelegung von Organisations- und Konfliktfähigkeit m.E. doch etwas zu "sozialistisch" (hier im wesentlichen als Parallelbildung zu "soziologistisch") ist, weil sie Einbezug in und Abhängigkeit von Gesellschaft im Sinne der komplexen Industriegesellschaft zur selbstverständlichen Voraussetzung macht und dabei die Möglichkeit ausschliesst, dass es auch Gesellschaften geben kann, in denen Teile recht vergnügt leben können, ohne stets durch Organisations- und Konfliktfähigkeit die gesamte Sozialstruktur am Brodeln halten zu müssen.

¹⁴ Siehe z.B. Hartfiel (1972) 542; Knebel (1973) 195; Schoeck (1974) 273.

¹⁵ Park, R. E. (1928) Human Migration and the Marginal Man, *Am. J. Sociol.*, 33 (1928) 881-893.

¹⁶ Hartfiel (1972) 542; Knebel (1973) 195; Schoeck (1974) 273; Theodorson (1970) 243; Waldmann (1974) 128; Willems (1970) 186.

¹⁷ Waldmann (1974) 127-148.

Der ursprüngliche Ansatz hat sich inzwischen als einseitig und damit falsch erwiesen. Zuerst einmal hat sich – auch und gerade in den USA – herausgestellt, dass am Rande einer Gesellschaft nicht nur solche persönlich manchmal tragi-sche, sozial aber stets eufunktionale Charaktere stehen, als welche Park und Stonequist¹⁸ ihre nationalen, religiösen, kulturellen und rassischen Hybriden charakterisierten¹⁹. Vielmehr siedeln dort auch manchmal dysfunktionale Gestalten wie Trinker, Obdachlose, Kriminelle, Drogensüchtige usw., die aber nicht aus anderen Kulturen stammen oder dorthin wandern, sondern die autochthoner sind als manche inzwischen voll integrierte Einwanderer – kurz: alle diejenigen, die man heute als Randgruppen zu bezeichnen pflegt. Zwischen diesen beiden Extremen liegt noch der Fall der Marginalität bei intrasozialer Mobilität²⁰, speziell die Aufsteiger- und Absteigermarginalität. Zweitens ist festzustellen, dass aus dem Antibild, das der Randgruppenangehörige nach moderner Auffassung gegenüber der Randpersönlichkeit im klassischen Sinne darstellt, nicht die terminologisch-theoretische Konsequenz gezogen wurde. Dafür scheint es nun an der Zeit, indem man Marginalität zum Zentralbegriff dieses Theoriebereiches macht. Dazu kann man getrost den *original marginal man* weitgehend den Psychologen überlassen; der Prozess, der an ihm auch soziologisch interessant ist, gehört eigentlich in die Theorie vom Kulturwandel und wird ohnehin statt als Marginalisierung besser als Interkulturation bezeichnet.

Aus diesen Gründen scheint es zweckmässig, eine sich erst langsam andeutende Tendenz²¹ weiterzuführen und Marginalität in einem viel weiteren Sinne zu sehen als bisher. Die Wanderer zwischen zwei sozialen Systemen wären dann weiterhin ein wichtiger Beispielsfall für Marginalität, aber nicht mehr. In der Hauptsache ist Marginalität nur aus dem Blickwinkel eines einzigen sozialen Systems zu betrachten, aus dem Blickwinkel des Bezugssystems. Der Marginalbereich wäre dabei durch seinen Abstand zum Zentralbereich definiert. Höchstens in zweiter Linie wäre interessant, ob die Personen im Randbereich dort sind, weil sie in einem zweiten System relativ stark (Beispiel: Gastarbeiter) oder abnehmend (Beispiel: Einwanderer) verwurzelt sind, ob sie wegen ihrer Orientierung zu einer Subkultur in der Gesamtgesellschaft marginal sind oder deswegen, weil sie individuelle Abweicher ohne andere soziale Integration sind. Damit wäre Marginalität ein regelmässiges Phänomen in allen, zumindest grösseren, sozialen Systemen, weil ein verschiedener Zentralitätsgrad der sozialen Positionen in allen Systemen genauso regelmässig ist wie in der sozialen Gruppe: "*Dans un groupe quel qu'il soit... certains individus sont moins membre que les autres. Ils s'intéressent moins à ce qui se fait dans le groupe, ils en espèrent moins, et ils en inté-*

¹⁸ Stonequist, E.V. (1937) "The Marginal Man" (Charles Scribner's Sons, New York).

¹⁹ So auch Waldmann (1974) 139.

²⁰ Dazu auch Rose & Rose (1969) 99.

²¹ Etwa bei Klima bei Fuchs u.a. (1978) 476; Mendras (1967) 111; Mucchielli (1969) 121, sowie andere, vor allem französische Autoren.

riorisent moins les règles"²², wobei aber hinzuzufügen wäre, dass Marginalisierung nicht nur ein autonomer Akt des Individuums sein kann, sondern auch ein ihm von den anderen aufgezwungener Prozess.

Mit einem solchen Ausgangspunkt für den Marginalitätsbegriff würde man sogar der lateinischen Herkunft des Wortes entsprechen. Margo wird dort u.a. für Grenze und Grenzmark, aber auch für Umgang, Rand, Einfassung, Kante, Saum und Franse benutzt²³. Natürlich braucht man in Fachbegriffen nicht den gesamten Konnotationsinhalt des umgangssprachlichen Äquivalentes mitzudenken. Ganz vernachlässigen kann man ihn aber auch nicht; denn der Begriff wurde ja meistens deswegen gewählt, weil er ein Objekt bezeichnen soll, das dem umgangssprachlich gemeinten zumindest sehr ähnlich ist. Dann wird die Eigengesetzlichkeit der Sprachdynamik in der Regel auch dazu führen, dass der weitere Gebrauch des Fachausdrucks zunehmend der jeweiligen umgangssprachlichen Verwendung des Wortes folgt. Deswegen ist es schon ein gewisser soziologiespezifischer Begriffsaufschluss, wenn wir uns von der Etymologie her unter dem Marginalbereich die Peripherie zu einem Zentrum vorstellen; einen Bereich, der manchmal eine fast linienförmig schmale Gestalt hat, manchmal aber auch eine erhebliche eigene Ausdehnung besitzt mit zwei eigenen Grenzlinien gegenüber dem Zentralbereich des eigenen Systems bzw. als Trennung zwischen System und Umwelt. Dieser Bereich kann eine deutlich kantenförmige Begrenzung haben, aber auch eine vage fransenartige. Wie die Gestalt des Marginalbereichs aussieht, wie gross sein Anteil am gesamtgesellschaftlichen Bereich ist, ist eine Frage der Sozialstruktur, nämlich der Rigidität oder Liberalität der Normen, der Toleranz oder Intoleranz der sozialen Kontrolle usw. Er ist durch Wertordnungs- und Normpraxisanalysen näher zu bestimmen, also durch Forschungsaktivitäten, von denen wir bisher keineswegs zu viele hatten²⁴.

Aus diesen Überlegungen ergibt, sich dass Marginalität am zweckmässigsten in bezug auf die Gesamtgesellschaft zu definieren ist, und zwar als Gegensatz und/oder Komplement zur sozialen Zentralität. Idealtypisch wird unter Gesellschaft nur das verstanden, was im Zentralbereich liegt. Dieser Zentralbereich, gedacht als das System von Werten, Normen, Handlungsweisen usw., ist aber – das als Vorgriff auf die Ausführungen unter 3 – unabhängig von den Mehrheitsverhältnissen. Wenn wir uns die sowjetische Gesellschaft einmal als die Gesamtheit der Einwohner der Sowjetunion vorstellen, dann ist diese Gesellschaft sicherlich jetzt und mit grosser Wahrscheinlichkeit auch für eine längere Zukunft in ihrem Zentralbereich eine russische Gesellschaft, obwohl die Russen jetzt²⁵

²² Mendras (1967) 111.

²³ Souchon (1978) 7.

²⁴ Für Deutschland ist der fast einzige Titel: Kmiecik, P. (1976), "Wertstrukturen und Wertwandel in der Bundesrepublik Deutschland" (Schwartz, Göttingen).

²⁵ So Rullmann, H. P. (1979), Russen in der UdSSR nur noch eine Minderheit, *Berliner Morgenpost* (24. Juni 1979) 4.

oder in den nächsten Jahren²⁶ nicht mehr die Mehrheit der Sowjetbevölkerung stellen werden. Von diesen hier leider nur grob andeutbaren Merkmalen des Gesellschaftsbegriffs ist also auszugehen.

Als Gesellschaft bezeichnet Niklas Luhmann in der ihm eigentümlichen Art "das jeweils umfassendste System menschlichen Zusammenlebens", und er schliesst diese Definition mit der Feststellung: "Über weitere einschränkende Merkmale besteht kein Einverständnis."²⁷ Indessen kann man doch versuchen, andere Gesellschaftsbegriffe²⁸ auf ihre häufigsten wesentlichen Merkmale zu durchmustern. Damit lässt sich sagen, dass man in den meisten Fällen unter Gesellschaft ein allgemeinstes soziales System versteht, das zumindest noch zwei weitere Merkmale gleichzeitig besitzt: ein Mindestmass an Organisiertheit²⁹ und an gemeinsamer Kultur³⁰. Als volles Mitglied der Gesellschaft, im Zentralbereich also, würde man jemand ansehen, der im Organisationsgefüge eine prinzipiell gleichberechtigte Position innehat und der die wesentlichen Merkmale der Kultur dieser Gesellschaft besitzt.

Im Gegensatz zur eben beschriebenen Zentralität wäre Marginalität ein sozialer Katalysator³¹, der einen Zustand meint, in dem eine Person von der Interaktion in der sozialen Organisation (teilweise) ausgeschlossen ist und/oder wesentlich andere kulturelle Muster aufweist als die Personen im Zentralbereich der Gesellschaft.

Marginalisierung wäre demnach ein sozialer Prozess, durch den eine Person in die Situation der Marginalität gerät. Diskriminierung, Unterprivilegierung, Benachteiligung und Unterdrückung wären in ihren wichtigsten Inhalten je nach dem Verwendungszusammenhang weitgehend als Synonyme zu Marginalisierung oder Marginalität zu sehen.

3 MINDERHEIT UND MARGINALITÄT

Aus dem Vorangegangenen wird deutlich, dass hier vorgeschlagen wird, Minderheit und Marginalität deutlich zu trennen. Das ist durchaus unüblich.

²⁶ So Schmidt-Häuer, C. (1979), Allahs Arm begrenzt Olympia-Bauten, *Die Zeit* (8. Juni 1979) 3, der den Minderheitenstatus der Russen gegenüber den Nichtrussen erst für etwa das Jahr 2000 annimmt.

²⁷ Luhmann bei Fuchs u.a. (1978) 267. Ähnlich, aber ausführlicher: Chinoy, E. (1968) "Sociological Perspective", 2nd ed., (Random House, New York) 42-45.

²⁸ Z.B. Hartfiel (1972) 227; Mucchielli (1969) 176; Schoeck (1974) 139; Theodorson (1970) 398; Willems (1970) 267.

²⁹ Durch dieses Merkmal unterscheidet sich die Gesellschaft von solchen Einheiten wie "Volkgruppe", "Kulturgemeinschaft", z.T. auch dem französischen Begriff der "civilisation", deren Angehörige zwar gemeinsame Kulturmuster haben, aber keine gemeinsame soziale Organisation, jedenfalls nicht den relativ höchsten Grad gemeinsamer Organisiertheit.

³⁰ Darin liegt der Unterschied zwischen der Gesellschaft und der Gesamtheit der Staatsbürger. Gerade für die Entwicklungssoziologie kann diese Unterscheidung sehr nützlich sein, aber auch für die allgemeine Soziologie, die oft zu leichtfertig Gesellschaft und Staatsvolk gleichsetzt.

³¹ Siehe zu diesem Begriff Endruweit (1977) 450.

Wenn ein Minderheitenbegriff vorgestellt wird, gibt es meistens im selben oder im folgenden Satz einen Hinweis auf Diskriminierung, Unterdrückung u.ä.³². Im Extremfall führt das sogar dazu, dass "Minderheit" und "Randgruppe" als Synonyme betrachtet werden³³. Dabei werden die unter 1 erwähnten Konstitutionsvariablen ganz selbstverständlich mit Konsequenzvariablen verknüpft; so wird in einer schlichten Definition eine Aussage über Regelmässigkeiten sozialer Prozesse oder gar kausale Zusammenhänge gemacht, die keineswegs so sicher nachwiesen sind, wie sie es für eine Definition sein sollten.

Das ist natürlich falsch. Als Beweis dafür gibt es sogar einen besonders schönen: unsere Damen. Sie sind in allen Industriegesellschaften in der Mehrheit³⁴; an Diskriminierung durch die minoritären *male chauvinists* soll es indessen immer noch nicht fehlen. Auch die sog. "Alten" werden diskriminiert³⁵, obwohl es nur eine Frage der Altersgrenze in der Rentengesetzgebung ist, ob sie eine Minderheit oder eine Mehrheit sind. Es gibt aber auch umgekehrt Beispiele dafür, dass Minderheiten keineswegs immer nur die Benachteiligten sind. Privilegien geniessen sie nicht immer nur dann, wenn sie sich diese gegen den Widerstand der Mehrheit reservieren; vielmehr ist etwa für Eliten darauf hingewiesen worden, dass sie üblicherweise zu den allgemeingesellschaftlich besonders geschätzten Minderheiten gehören³⁶. Parallelen dazu gibt es auch bei den nationalen Minderheiten: die DDR machte zeitweise erhebliche Anstrengungen, um möglichst viele Bürger zu veranlassen, sich den Mühen sorbischer Kommunikation zu unterziehen; in der BRD ist die dänische Minderheit in Schleswig-Holstein als einzige Gruppe von der 5-Prozent-Klausel des Wahlrechts ausgenommen³⁷; in Italien ist gerade den Minderheiten an der Nordost- und Nordgrenze sowie auf Sardinien ein von der üblichen Struktur abweichendes, weitergehendes regionales Selbstverwaltungsrecht gewährt worden³⁸; und China, das vor allem in Sinkiang Minderheiten mit rassistischen, religiösen, sprachlichen und schriftmässigen Besonderheiten zugleich hat, macht ebenfalls umfangreiche Zugeständnisse an seine Minderheiten, die in vielen Fällen eine Bevorzugung bedeuten³⁹.

³² So heisst es auch bei Hartfiel (1972) 439, gleich im Anschluss an die in Fn. 6 zitierte Definition: "Minderheiten unterliegen in der Regel der sozialen Diskriminierung und politischen Unterdrückung". Ähnlich Francis (1960) 716 und 717; Rose (1968) 365; Knebel (1973) 242; Theodorson (1970) 258.

³³ So Willems (1970) 200, Stichwort "*minorité*".

³⁴ Das ist ein relativ zuverlässiges Unterscheidungsmerkmal für die Trennung von industriellen und vorindustriellen Gesellschaften. Unter den Industriegesellschaften machen im wesentlichen nur Australien, Kanada, Island und der Vatikanstaat eine Ausnahme – in der Regel wohl erklärbar. Vgl. United Nations (1976), "Demographic Yearbook 1975", (United Nations, New York) 142-147.

³⁵ Vgl. auch Schoeck (1974) 230.

³⁶ Knebel (1973) 242.

³⁷ Vgl. dazu *Der Spiegel*, 19 (1979) 28-31.

³⁸ Muntzke, Hans (1968), Stützung und Stärkung der Gemeinden als Grundpfeiler des Staates, *Der Gemeindetag*, 4 (1968) 109.

³⁹ Näher dazu: Roll, Christian (1979), Peking wirbt um nationale Minderheiten, *Der Tagesspiegel* (Berlin) (26.7.1979) 3.

Es mag durchaus sein, dass Minderheiten "in der Regel" marginal sind. Aber weil es eben nur in der Regel und nicht stets so ist, ist die apriorische, definitorische Assoziation von Minderheit und Marginalität falsch⁴⁰. Sie kann uns auch zu leicht von der Frage ablenken, welches Minderheitenmerkmal oder welches Strukturelement in der Mehrheit Ursache oder Auslöser der Marginalisierung ist und welches Folge davon. In irgendeinem Merkmal ist jeder in jeder Gesellschaft Mitglied einer Minderheit, ohne deswegen sogleich insgesamt in die Marginalität zu geraten. Dagegen kann jemand wegen eines einzigen Merkmals zu einer Rand "gruppe"⁴¹ gehören, obwohl er in allen anderen Merkmalen mehr dem sozialen Durchschnittsmass entspricht als Personen, die nicht marginalisiert sind. Die deutschen Juden hatten immer jüdische Vorfahren. Aber erst ab 1933 wurde an dieses Datum ein bis dahin für unmöglich gehaltener Marginalisierungsterror geknüpft, nachdem es gerade in den hundert Jahren vorher immer mehr so aussah, als werde hier die Marginalisierung bald für immer enden⁴². Umgekehrt gibt es soziale Gruppierungen, die in jeder Gesellschaft in der Minderheit sind, etwa die Geschiedenen oder die unehelichen Eltern, die aber in einer Gesellschaft marginalisiert werden, in einer anderen jedoch nicht.

Minderheitenkonstitutionsmerkmale sind relativ konstant. Bei der Rassenzugehörigkeit ist das klar; es gilt aber auch für Sprache, Kulturnormen und sogar für Beruf, Religion und simple soziale Verhaltensweisen. Ob sie aber zur Marginalisierung führen oder nicht, ist stets von weiteren sozialen Umständen abhängig. Lediglich aus der Minderheitenlage folgt keine Marginalisierung: Tabak-schnupfer und Kokain-Schnupfer sind beide in der Minderheit. Eine notwendige Vorstufe für die Marginalisierung ist wohl die Definition einer statistischen Minderheit auch als soziale Minderheit⁴³, und die gibt es wohl nur dann, wenn das statistische Merkmal in der sozialen Wertordnung eine besondere, negative Relevanz für das gesellschaftliche Selbstbild hat. Das würde vermuten lassen, dass die Marginalisierung durch die Mehrheit geschieht. Aber es gibt auch Fälle, in denen Minderheiten sich – zur Erhaltung ihrer Identität oder aus anderen Gründen – abschliessen, sich gewissermassen selbst marginalisieren, so dass Ausschlusshandeln der Mehrheit nur eine Reaktion auf den Exklusivitätsanspruch der Minderheit ist. Ebenso gibt es bei der Primärmarginalisierung durch die Mehrheit oft eine Sekundärmarginalisierung der Minderheit selbst, die nun erst ihre Identität findet und sie in einem verstärkenden Regelkreis auch betont.

⁴⁰ In meiner im voraus veröffentlichten Zusammenfassung des Vortrags (Deutsche Gesellschaft für Soziologie, Hrsg.: Sozialer Wandel in Europa, *TUB Dokumentation aktuell*, 3 (Berlin, 1979) 60 stand es noch anders, also falsch. Vgl. auch Waldmann (1974a) 53/54.

⁴¹ Vgl. dazu Waldmann (1974a) 61.

⁴² Vgl. Bittorf (1979) 101.

⁴³ So auch Rose (1968) 365.

4. TYPEN DER KULTURELLEN MARGINALITÄT VON MINDERHEITEN

Wir hatten vorhin Marginalität als Konsequenz aus zwei möglichen Ursachen gesehen: entweder aus mindestens teilweisem Ausschluss von der Partizipation in der sozialen Organisation oder aus mindestens teilweiser Diskongruenz der Kulturmuster einer Minderheit.

Die erste Form, die wir partizipative Marginalität nennen wollen, ist besonders häufig ein politisches Marginalisierungsinstrument, mit dem die Mehrheit Minderheiten unterdrückt. Sie ist überhaupt der historische Angelpunkt der Minderheitendiskussion, die mit dem Entstehen der modernen Nationalstaaten in Europa aufkam⁴⁴. In der Monarchie alten Typs war das Herrscherhaus Symbol der Einheit für eine oft recht heterogene Bevölkerung. Der Nationalstaat, gerade der demokratische, brauchte zu seiner Legitimierung die These von der Einheit von Gesellschaft und Staat⁴⁵. Da konnten nationale, kulturelle Minderheiten nur stören, und ihre Diskriminierung erschien dann sogar als eufunktional oder auch notwendig für die Integration der Mehrheit. Gleiche Konstellationen waren in unserem Jahrhundert etwa der Anlass für die Verfolgung von Griechen, Kurden und Armeniern in der Türkei. In vielen Ländern Afrikas und Asiens erscheint das immer noch in Neuauflage, und die Europäer schelten das Unterentwicklung, obwohl viele von ihnen selbst mit geisteskrankem Denken und Handeln reagieren, wenn es um die Frage geht, ob ein Nachfahre von türkischen Gastarbeitern in Berlin Polizist werden darf. Im 19. Jahrhundert hatte "Minderheit" zwei Bedeutungen: als geringere Menge an Personen, aber auch als geringere Ausstattung mit Rechten⁴⁶. Es wäre aber verfehlt, jede Chancenungleichheit als partizipative Marginalisierung anzusehen. Der Einödbauer wird im Netzwerk der Gesellschaftsorganisation nie dieselbe partizipative Funktionswertigkeit haben wie der Bürgermeister; das ist schon eine Folge von Arbeitsteilung, Interessenunterschied usw. Entscheidend für die partizipative Marginalisierung ist, dass dem Betroffenen wegen eines bestimmten Merkmals weniger Teilhabe zugestanden wird als er "unter sonst gleichen Umständen (wie Wirtschaftslage, Beruf, Alter, Geschlecht usw.)"⁴⁷ hätte.

Diese, in der Regel politische, Form der partizipativen Marginalisierung wird hier aber nur erwähnt, weil sie oft eine – zumindest vorgeschützte – Konsequenz oder Begleiterscheinung der kulturellen Marginalität ist, um die es hier

⁴⁴ Kunz (1976) 199; Rose (1968) 365; Francis (1965) 124; besonders wichtig, auch mit Vergleichen zu Afrika: E.K. Francis (1967/68), *The Ethnic in Nation-Building*, *Social Forces*, 46 (1967/68), 338-346.

⁴⁵ Das findet man heute noch häufig in der französischen Soziologie, wo die Nation als Prototyp der *société globale* angesehen wird; vgl. Akoun, A. (1970), bei Cazeneuve, J. & Victorof D. (dir.), "La Sociologie", (Centre d'Etude et de Promotion de la Lecture, Paris) 422-441, insbes. 427-428.

⁴⁶ Heckmann (1978) 764 m.w.N. Da aber diese historischen Verhältnisse nicht überall und nicht allezeit zutreffen, wäre es Euro-Ethnozentrismus, einen allgemeinen soziologischen Begriff auf dieser konkreten Konstellation aufzubauen.

⁴⁷ Francis (1960) 717.

eigentlich geht. Das gilt etwa für die Benachteiligung der Gastarbeiter, bei denen die kulturelle Marginalität oft gar Inkongruenz ist, aber auch für Einwanderer, die z.B. in vielen Orten der Schweiz und der Bundesrepublik Deutschland die vollen bürgerlichen Partizipationsrechte erst erhalten, wenn sie in einer formellen Prüfung ihre kulturelle Zentralität nachgewiesen haben.

Auch bei der kulturellen Marginalität ist nicht gleich jede Variation vom oft nur rechnerisch bestehenden Durchschnitt sogleich Verlust von Zentralität. Was da die Heidi von der Alm und der Generalintendant des Staatstheaters an gemeinsamem Kulturfundus haben, ist im einzelnen sehr schwer festzustellen. Methodisch sehr fragwürdig, aber soziologisch doch sehr interessant ist die Tatsache, dass die gegenseitige Anerkennung ein recht wirksamer Indikator ist.

Wenn man nun Marginalitätstypen von Minderheiten im Hinblick auf ihr Verhältnis zur Mehrheit im Gesellschafts- oder Staatsverband unterscheiden will, lassen sich die folgenden drei Arten feststellen:

4.1 Die statische Marginalität

Sie finden wir in der Regel dann, wenn eine soziale Kategorie schon als integriertes System bestand, als sie mit der gegenwärtigen Mehrheit in Kontakt kam, und wenn sie dieses Systemintegrität und -identität i. S. der strukturell-funktionalen Theorie aufrechterhielt. Das sind zumeist solche Minderheiten, die manchmal als primäre bezeichnet werden⁴⁸, weil sie erst dadurch Minderheit wurden, dass sie unter die Kontrolle einer anderen Gesellschaft gerieten.

Im Gegensatz zur originären partizipativen Marginalität, die meistens von der Mehrheit gegenüber der Minderheit als Diskriminationsmittel benutzt wird (Ausnahme etwa: Stellung der Klöster und Orden), ist die statische kulturelle Marginalität oft von der Minderheit selbst gewollt; sie versucht, so ihre traditionellen Unterschiede zu bewahren⁴⁹, um gerade dadurch die statische Marginalität zu erhalten. Dabei werden negative Reaktionen der Mehrheit häufig im Kauf genommen, auch wenn diese – was fast die Regel ist – in politischer Marginalisierung bestehen.

Das Problem der statischen Marginalität, also die Frage, ob die kulturelle Identität aufrechterhalten bleiben sollte oder ob eine Assimilation und Integration in die Wirtskultur angestrebt oder zugelassen werden sollte, war ein langes Streitthema im europäischen Judentum und ist noch immer der soziallaizistische Kern des Dissenses zwischen Orthodoxen und Progressisten⁵⁰. Auch in Südtirol

⁴⁸ Beispielsweise von Francis (1960) 718/719 und Francis (1965) 123-140.

⁴⁹ Vgl. auch Rose (1968) 368 und Catton, W. R. jr. & Hong Sung Chick (1962), *The Relation of Apparent Minority Ethnocentrism to Majority Antipathy*, *Am. Sociol. Rev.*, 27 (1962) 178-191.

⁵⁰ So findet man dann auch viele Übergangsformen zwischen statischer Marginalität und sozialer Integration. Jüdische Minderheiten in ländlichen Gemeinden des Staates New York waren in vielem stark integriert, connubial aber z.B. doch immer noch eine möglichst geschlossene Minorität. Sie lebten in "duality (rather than marginality)" sogar dort, wo ihnen die Mehrheit ungewöhnlich aufnahmebereit entgegenkam (Rose, P. J. [1961]).

scheint, nachdem eine weitgehende Sicherheit gegen Italienisierung erreicht wurde, nun die Selbst-Marginalisierung die Antwort auf Jahrzehnte der Fremd-Marginalisierung zu sein⁵¹.

Entsprechend unserer Behauptung am Eingang dieses Unterabschnitts könnte man vermuten, dass die Zahl der Minderheiten in statischer Marginalität nicht mehr zunehmen könne, weil in Europa die Zeit der Grenzverschiebungen zu Ende zu sein scheint. Südtiroler, Elsässer, Slowenen in Oesterreich, Skipetaren in Jugoslawien und einige andere scheinen damit die letzten ihrer Art zu sein⁵². Es ist aber keineswegs ausgeschlossen, dass sich neue dynamisch-zentrifugale Marginalität in statische verwandelt, eben weil neue Grenzen unwahrscheinlich sind.

4.2. Die dynamisch-zentrifugale Marginalität

Dynamische Marginalität unterscheidet sich von der statischen ganz schlicht dadurch, dass sie im Betrachtungszeitraum entweder zu- oder abnimmt. Die zunehmende nennen wir dynamisch-zentrifugal, weil sie sich immer mehr von der Zentralität entfernt und dazu tendiert, eine echtere "Gegenkultur" zu werden als die meistens doch nur von der Zentralkultur schmarotzenden teildevianten Lebens- und Denkweisen, welche in der Soziologie heute als *counter-culture* bezeichnet werden.

Diese Form ist wohl der Regelfall einer von den Betroffenen selbst gewünschten und herbeigeführten kulturellen Marginalität. Jedenfalls ist kaum ein Fall bekannt, in dem die Mehrheit eine assimilierte Minderheit gegen deren Willen in die kulturelle Marginalität abdrängte; zu diskriminierender Ausdifferenzierung von Minderheiten pflegt man da eher die partizipative Marginalität zu wählen.

Beispiele für dynamisch-zentrifugale Marginalisierung sind viele neue Regionalismen, die vor allem in Frankreich aufgetreten sind. Zwar gab es da schon immer ein paar Gegenden, in denen ein Französisch gesprochen wurde, das dem Pariser etwas merkwürdig vorkam. Aber neuerdings wird in diesen Gegenden Okzitanisch oder Bretonisch immer mehr verbreitet, und das nicht nur von volkstümlichen Stängern mit Marktlückeninstinkt. Immer mehr wird, wie zuvor schon im stets eigenwilligeren Korsika, eine grössere Autonomie in Kultur und regionaler Selbstverwaltung verlangt und damit das traditionelle französische Gesellschafts- und Staatsverständnis in Frage gestellt. In der Schweiz gar ist den jurassischen Gemeinden die Trennung vom übrigen Kanton Bern gelungen. Und was

Strangers in Their Midst: Small-Town Jews and Their Neighbors, *The Jewish J. Sociol.*, 3 [1961], 174-191).

⁵¹ Vgl. dazu Saile, Wolfgang (1979), Hauch von Apartheid in Südtirol, *Saarbrücker Z.*, (11.4.1979) 3; *Der Spiegel* 39 (1979) 202-209.

⁵² Ob die Basken in Spanien eine alte statische oder eine neue dynamisch-zentrifugale oder ob die Esten in der Sowjetunion noch eine statische oder eine dynamisch-zentrifugale Marginalminderheit sind, lässt sich – wie bei anderen Minderheiten in diktatorischen Systemen – von aussen schlecht feststellen, wenn keine Vereinigungs-, Meinungs- und Pressefreiheit besteht oder sich höchstens auf Volkstanz und Heimatdichtung beschränken darf.

in Jugoslawien noch alles passieren kann, ist kaum zu ahnen. Ebenso zeigen sich in Italien, etwa auf Sardinien, und in Spanien dynamisch-zentrifugale Bestrebungen, obwohl nicht alle ehrgeizigen Aktionen von lokalen Mächtigen-Nationalpolitikern und bourgeois Saisonverbrechern als Beginn einer sozialen Bewegung angesehen werden können⁵³, was dynamisch-zentrifugale Minderheiten in der Regel sind.

4.3. Die dynamisch-zentripetale Marginalität

Nimmt die Marginalität im Untersuchungszeitraum ab, nähern sich also die Kulturmuster der Minderheit denen der Mehrheit, so soll von dynamisch-zentripetaler Marginalität gesprochen werden.

Dies ist die einzige Form kultureller Marginalität, für die wirklich das gilt, was Emilio Willems – allerdings auf der Grundlage der alten Konzepte von Park – noch als allgemein gültig behauptete, nämlich: "*la marginalité culturelle est, comme toutes les crises, passagère*"⁵⁴. Die dynamisch-zentripetale Marginalität geht also in Zentralität über. Damit verliert die Minderheit ihre kulturelle Marginalität. Ob sie damit auch ihre Minderheiteneigenschaft verliert, hängt nur davon ab, ob diese eben nur auf den kulturellen Divergenzen beruhte oder auf etwas anderem. Wie weit die Minimierung der kulturellen Marginalität wirken kann, zeigt eine neuere amerikanische Untersuchung, die übrigens auch interessante Operationalisierungen für den Marginalitätsgrad benutzte; sie stellte fest, dass mit wachsendem Integrationsgrad sich sogar das generative Verhalten der Minderheit dem der Mehrheit anpasst⁵⁵ – eine Wirkung, die wir zur Zeit auch in den Zahlen über die Fruchtbarkeit der Gastarbeiter in Europa erkennen können.

Dynamisch-zentripetale Marginalität war nach wohl überwiegender Meinung ein Zug im deutschen Judentum bis zum Zweiten Weltkrieg⁵⁶ und findet sich heute offensichtlich bei den früheren Deutschen in der Sowjetunion⁵⁷ und in Nordschleswig sowie den Dänischgesinnten in Südschleswig⁵⁸. Ebenso scheinen

⁵³ Ein Beispiel dafür scheint der spanische Anwalt Antonio Cubillo zu sein, der mit einer kleinen Terroristenbande die Kanarischen Inseln in die Unabhängigkeit bomben will, die zwar durch die Entwicklungsunfähigkeit der Franco-Diktatur ein wirtschaftlich und sozial zurückgebliebenes Gebiet sind, aber eines, das eben auch dieses wie fast alles andere mit weiten Teilen des übrigen Spanien gemeinsam hat (vgl. *Der Spiegel* 7 (1979) 146-148).

⁵⁴ Willems (1970) 186.

⁵⁵ Lopez, D.E. & Sabagh, G. (1978), Untangling Structural and Normative Aspects of the Minority Status-Fertility Hypothesis, *Am. J. Sociol.*, 83 (1978) 1491-1497.

⁵⁶ Dazu Bittorf (1979) 100-114 m.w.N.

⁵⁷ Schmidt-Häuer, C. (1979) *Die Zeit*, (8.6.1979) 3, Sp. 3. Allgemein zur Sowjetunion: Révész, L. (1979), "Volk aus 100 Nationalitäten" (Verlag 501, Bern).

⁵⁸ Als vor mehreren Jahren ein dänischer Redner in einer Versammlung des Südschleswiger Wählerverbandes in Flensburg auftrat, wurde er von einem Störtrupp der rechtsextremen Deutschen Grenzlandjugend ständig unterbrochen. Um das zu erschweren, setzte er die Rede in Dänisch fort. Da schwiegen die patriotischen Flegel, aber auch die Dänenfreunde kamen nun nicht mehr so recht mit und mussten auf pointenspontanen Szenenapplaus verzichten. Informationen zur gegenwärtigen Situation: *Der Spiegel* 19 (1979) 28-31.

sich die Rätoromanen der Schweiz der tripolaren Gesamtkultur anzupassen. Auch die Savoyards, von denen einige 1960 noch selbstbewusst den 100. Jahrestag des Anschlusses Frankreichs an Savoyen feierten, scheinen jetzt eher endgültig in Frankreich aufzugehen als die Abgrenzungsbemühungen anderer Regionen zu übernehmen. Allgemeine Vermutung ist, dass kulturelle Marginalität umso eher zentripetal wird, je kleiner die Minderheit ist und je mehr ihre Strukturen denen der Mehrheit ähneln⁵⁹.

5. BEDINGUNGEN UND FUNKTIONEN DER KULTURELLEN MARGINALITÄT VON MINDERHEITEN

Es ist in der Soziologie eine übliche Denkweise geworden, ohne jegliche Erklärung Marginalität und Marginalisierung mit negativen Vorzeichen zu versehen. Da so etwas immer verdächtig ist, sollten ein paar grundsätzlichen Überlegungen zur Funktion der Marginalisierung nicht fehlen. Dazu wurde schon gesagt: "*La marge fonctionne socialement comme processus d'énonciation de la différence.*"⁶⁰ Wenn man in diesem Zusammenhang einmal in Kategorien der strukturell-funktionalen Theorie – auch wenn es dagegen viele berechtigte Einwände gibt – denkt, dann finden wir dabei einige Axiome über Selbsterhaltung sozialer Systeme, über die normativen Integrationsfunktionen und über die Problematik der System-Umwelt-Abgrenzung, gegen die so wenig zu sagen ist, dass in der Tat auch kaum etwas dagegen gesagt wurde.

Aus dieser Sicht muss Marginalität nicht nur als ein verständliches, sondern sogar als ein notwendiges Element der Sozialstruktur angesehen werden. Historisch ist es überdies schon ein Ergebnis sozialer Liberalisierung: Marginalisierte sind immerhin noch Mitglieder der Gesellschaft – Mitglieder, für die manchmal mit erheblichen sozialen Leistungen der Mehrheit gesorgt wird; in Zeiten, als man weniger marginalisierte, hatte man dafür mehr Ausgestossene, Vogelfreie, Friedlose und *displaced persons* – Menschen, die nicht einmal mehr am Rande einer Gesellschaft waren. Wenn heute einerseits der Raum für Reservate immer rarer, andererseits der Komplexitätsanspruch an die Gesellschaft immer zwingender wird, dann erscheint manchen Sozialpraktikern die Marginalisierung mit einigem Recht als fast humanitärer Kompromiss zwischen der oft unmöglichen Totalintegration, die auch totalitäre Regime vergeblich versuchten, auf der einen Seite, und andererseits einer ebenfalls unmöglichen Kanton-Hinterwalden-Politik der geschlossenen Gesellschaft oder gar dem Völkermord, wie er in Brasilien und Umgebung an Indio-völkern verübt wird, oder der Euthanasie, die manche sozial Blauäugige als ideale Endlösung für Randgruppenprobleme ansehen.

Sehen wir uns diese eufunktionalen Gesichtspunkte von Marginalisierung aber einmal im Hinblick auf die üblichen Anknüpfungspunkte für Marginalisierung an, wird das Problem sogleich zweigeteilt. Der übliche Vorgang der Margi-

⁵⁹ Monane (1967) 153, 160 m.w.N.; ähnlich Mack/Young (1968) 199.

⁶⁰ Souchon (1978) 6.

nalisation von Minderheiten setzt voraus, dass die Minderheiten als solche identifizierbar sind. Dafür gibt es nur zwei Möglichkeiten: das physische Sein oder das soziale Verhalten⁶¹. Die erste hat mit der Systemidentität eufunktional nur dann etwas zu tun, wenn das Gesellschaftsbild auf einer Art Korporalästhetik beruht. In kleinräumigeren Gesellschaften mag der andere Teint, die andere Nasenform oder Haarstruktur wirklich ein valider Indikator für weitere Diskrepanzen sozial relevanter Art gewesen sein; heute sind diese Unterschiede nur optischer Art, und es besteht die Hoffnung, dass diese sozio-kulturellen Fossile der Kleinstaaterei doch einmal aussterben. Differenzen im sozialen Verhalten dagegen sind sicherlich nicht immer so gering, dass man die soziale Identität noch gewahrt sehen kann, wenn man die Abweichungen nicht zugleich als sozial marginal erklärt⁶².

Es wäre vermessen in einem Vortrag oder Aufsatz alle Aspekte der kulturellen Marginalisierung von Minderheiten auch nur aufzählen zu wollen. Die folgenden Thesen sind daher nur eine ziemlich willkürliche Auswahl:

(a) Ein wichtiger Faktor für die Beziehungen zwischen Mehrheit und Minderheit und damit für die Frage, ob eine Minderheit marginalisiert wird oder nicht, ist die innere Struktur der Mehrheit. Es gibt Hinweise darauf, dass es keine spezifischen Marginalisierungstendenzen gibt, sondern dass derjenige, der die eine Minderheit marginalisiert, auch gegen andere intolerant ist⁶³. Pfadanalytische Untersuchungen legen die Vermutung nahe, dass religiöse Orthodoxie und Vorurteile gegenüber Minderheiten eine gemeinsame Ursache in einem hohen Grad von lokalistischer Orientierung haben⁶⁴. Toleranz wird oft nur als Funktion der Systemgröße angesehen⁶⁵, genauer müsste man wohl sagen, des quantitativen Unterschieds zwischen Mehrheit und Minderheit, was allerdings sicherlich durch qualitative Elemente – und da im umgekehrten Sinne – relativiert wird. Wenn die dänische Minderheit und die deutsche Mehrheit in Schleswig-Holstein keinen Grund haben, auf einander herabzusehen, und wenn die Minderheit so klein ist, fällt es leichter als unter anderen Umständen, die Minderheit sogar in ihren politischen Einflusschancen zu privilegieren.

(b) Ebenso wichtig ist die innere Struktur der Minderheit. In systemtheoretischen Gesellschaftskonzepten werden die Konstitutionselemente einer Gesell-

⁶¹ Mack/Young (1968) 190.

⁶² Ein besonderes wissenssoziologisches Problem tritt dann auf, wenn weder Physis noch Aktion als Erkennungszeichen einer Minderheit vorhanden sind, aber die Mehrheit trotzdem sozial wirksam marginalisieren will. Dann greift man zu Unterscheidungssymbolen und heftet Judensterne an. Und während sonst die Marginalisierung aufgrund beobachteter Unterschiede im Sein oder Tun eine landläufige soziale Reaktion ist, ist es schon eine pathologische Form der Reduzierung von Komplexität, aus den abstrakt-schematisch (etwa aufgrund der Standesamtsakten) verteilten Symbole auf das konkret-individuelle Vorliegen der behaupteten Unterschiede zu schließen.

⁶³ Monane (1967) 110.

⁶⁴ Roof, W.C. (1974), Religions Orthodoxy and Minority Prejudice, *Am. J. Sociol.*, 80 (1974), 643-664.

⁶⁵ Monane (1967) 77.

schaft manchmal in Pro- und Kontrakomponenten unterteilt, wobei die Minderheiten als Kontraeinheiten deklariert werden. Nach einigen Forschungsergebnissen sollen diese Kontrakomponenten in der Regel weniger Unterschiede in ihren Reihen dulden als die Mehrheit und eher als jene nach monolithischer Struktur streben, aber in ihrer sozialen Aktion gerade wegen ihrer Geschlossenheit auch wandlungsfähiger sein⁶⁶. Es ist naheliegend, dass man hier wohl Unterschiede zwischen den dynamisch-zentrifugalen auf der einen und den zentripetalen Minderheiten auf der anderen Seite sehen muss. Die zentrifugalen Minderheiten, etwa in Grossbritannien, Spanien und Frankreich, erhalten oft den Charakter und die Bedeutung sozialer Bewegungen, welche die soziale Aktion bestimmen und die Mehrheit auf das Reagieren reduzieren, während die zentripetalen Minderheiten zu geschlossener Aktion wenig Anlass sehen. Ob aber die positive Deutung individueller Marginalität als Quelle für Kreativität⁶⁷ auch für die gesamte Ebene nationaler oder kultureller Minderheiten in Marginalität gilt, ist sehr zweifelhaft. Jedenfalls lässt sich in Europa eigentlich kein Beispiel finden, dass marginalisierte Minderheiten als solche innovativer und kreativer waren oder sind als die jeweiligen Mehrheiten. Was Juden überall in Europa, Hugenotten in Deutschland, protestantische Unternehmer in der Diaspora, österreichische und deutsche Soziologen in den USA an hier immer wieder zitiertem Bewundernswertem vollbracht haben, waren individuelle und nicht kollektive Leistungen.

(c) Für die Beziehungen zwischen Majorität und Minorität muss es sehr wichtig sein, warum eigentlich Minderheiten marginalisiert werden. Die populärste Behauptung sagt: weil sich die Mehrheit dadurch ökonomische Vorteile verschafft⁶⁸. Besonders unter den Übertreibern der Dependenztheorie in der Entwicklungssoziologie wird das – in modifizierter Form – als Axiom benutzt. Daher ist es interessant, dass eine sehr intelligent angelegte Untersuchung jedenfalls für die USA nachgewiesen hat, dass diese Annahme falsch ist⁶⁹. Aber seit dem Thomas-Theorem wissen wir ja, dass die materielle Richtigkeit einer Annahme nicht Voraussetzung für ihre soziale Wirksamkeit ist. Wahrscheinlich wird es verschiedene Motive für die Marginalisierung von Minderheiten geben, und dabei wird es wohl auf die unmittelbaren Ursachen der Minderheiteneigenschaft ankommen, als die u.a. aufgezählt werden⁷⁰: Annexion (Polen in der Sowjetunion, Griechen in der früheren Türkei), Kolonisierung, unfreiwillige Migration (Sklaven, Vertriebene) und freiwillige Migration (Einwanderer, Gastarbeiter).

⁶⁶ Vgl. dazu Monane (1967) 73/74 m.w.N.

⁶⁷ Rose/Rose (1969) 99: "The knowledge that an alternative is possible to one set of cultural values allows one to comprehend that many other alternatives are possible."

⁶⁸ So z.B. Becker, G.S. (1971), "The Economics of Discrimination", (Univ. of Chicago Press, Chicago); Thorow, Lester (1969), "Poverty and Discrimination" (Brookings Inst., Washington).

⁶⁹ Szymanski, A. (1976), Racial Discrimination and White Gain, *Am. Sociol. Rev.*, 41 (1976), 403-414.

⁷⁰ Eine teils übereinstimmende, teils abweichende Typologie bringt Heckmann (1978) 746 ff.

(d) Als häufige Folge des Minderheitenstatus wird die räumliche Segregation in unterentwickelten Gebieten angegeben⁷¹. Das mag stimmen, wenn man Unterentwicklung am Bruttosozialprodukt misst. Ansonsten ist es aber häufig so, dass eher die Mehrheit in Gebieten mit verlotterter Siedlungsstruktur, steigender Massen- und Schwermriminalität, zunehmenden Geisteskrankheiten und Familienzerrüttungen lebt. Und bei der Kausalitätsfrage ist keineswegs geklärt, ob die Minderheiten dort sind, weil sie Minderheiten sind, oder ob sie Minderheiten sind, weil sie dort sind. Ansonsten gelten marginalisierte Minderheiten wegen ihrer oft provokatorischen Existenz als Anstoss für sozialen Wandel auch in der Mehrheit, aber u.U. auch als Anlass für eine rigidere und intolerantere Haltung der Mehrheit, die Wandel verhindert⁷². Einen besonderen Aspekt gibt es aber noch für die Minderheit. Da sozialer Wandel heute immer mehr durch Organisationen erfolgt⁷³, marginalisierte Minderheiten aber typischerweise an den Aktivitäten der gesamtgesellschaftlichen oder majoritätszugehörigen Organisationen wenig teilhaben, sind sie auch vom Wandel teilweise ausgeschlossen, und zwar sowohl aktiv wie auch passiv.

(e) Die möglichen Reaktionen von Minderheiten auf Marginalisierung werden u.a. von amerikanischen Soziologen⁷⁴ so systematisiert: 1) Aufstiegsstreben (Beispiele etwa Bildungs- und Wirtschaftsaktivitäten der Juden), 2) Militanz, 3) Unterdrückungspsychose und 4) Kooperationspolitik. Aus europäischer Erfahrung müsste man mindestens noch zwei weitere Reaktionsformen hinzufügen, nämlich 5) Segregation, bis hin zur staatsrechtlichen Unabhängigkeit, und 6) "Anschluss" an ein anderes soziales System als das der gegenwärtigen Mehrheit. Auch hier kann es eine grosse Rolle für die Wahl der Reaktionsmöglichkeiten spielen, welche Art von Marginalität konkret vorliegt.

(f) Sozialer Wandel im Verhältnis zwischen Mehrheit und Minderheit ist also häufig. Wenn die Identifizierbarkeit der Minderheit als Massstab für ihren Assimilationsgrad angesehen wird⁷⁵, dann kann man daraus aber auch schliessen, dass mit nicht nur ein Nachher-Mass für vollzogene Assimilation gegeben ist, sondern auch eine Vorbedingung für Assimilationschancen; insofern könnte man sagen, dass eine nur kulturell begründete Marginalität eher auflösbar ist als eine auch physisch begründete. So wird dann auch in einzelnen Chancen, insbesondere Aufstiegschancen, für die Minderheit ein Grund gesehen, der Spannungen abbaut⁷⁶. Insbesondere wird behauptet – und das wäre eine Art Beweis dafür, dass Minderheit und Mehrheit in der Tat zur selben Gesellschaft gehören und nicht zwei verschiedene sind – dass bei Bedrohung des Gesamtsystems die sozialen

⁷¹ Vgl. dazu Mack Young (1968) 196-198.

⁷² Rose (1968) 369 und 370.

⁷³ Pfeiffer, Dietmar K. (1976), "Organisationssoziologie", (Kohlhammer, Stuttgart), 71.

⁷⁴ Sutherland, R.L.; Woodward, J.L.; Maxwell, M. A. (1961), "Introductory Sociology", 6th ed. (Lippincott, Chicago), 174.

⁷⁵ Mack/Young (1968), 199.

⁷⁶ Monane (1967) 74.

Spannungen zwischen Minderheiten und Mehrheit sofort nachlassen⁷⁷, was man allerdings aus der allgemeinen Anomietheorie ohnehin vermuten würde. Bei einem nicht induzierten, sondern nur über regelmässige Sozialkontakte verlaufenden Abbau von Marginalität soll es einen typischen Härtegrad von Bereichen sozialer Aktivität geben. Am schnellsten verschwindet danach⁷⁸ Marginalität im Bereich des *commercium* (Teilnahme am öffentlichen und wirtschaftlichen Leben), danach bei der *commensalitas* (Intimbeziehungen, Spiel- und Tischgemeinschaft) und am schwersten im *connubium* (Ehe, Verschwägerung). Nach aller Erfahrung entsprechen dem auch die Akzeptanzstufen bei einer geplanten Marginalisierung.

6. ÜBERWINDUNG DER MARGINALISIERUNG VON MINDERHEITEN

Wenn festgestellt werden kann, dass Marginalität in relativ kurzen Zeiträumen entsteht, aber auch wieder verschwinden kann, dann liegt die Frage nahe, ob Marginalisierung als Phänomen nicht überhaupt überwunden werden kann. Die Antwort darauf muss wohl für zwei Grundfälle verschieden aussehen.

Zuerst einmal wäre Marginalität innerhalb einer Gesellschaft im engeren Sinne zu betrachten. In jeder Gesellschaft wird es als positiv beurteilt, wenn einmal ein Musiker, Maler, Politiker oder Ingenieur über das Mittelmaass hinausreicht; es wird umgekehrt als Krisenzeichen angesehen, wenn das nicht gelingt. Dann müsste man eigentlich es auch für normal halten, dass andere in ihren kulturellen Standards nach unten vom Mittelmaass abweichen, zumal man mit einiger Bandbreite die Bestimmung von unten und oben für den Hausgebrauch in einer nichttotalitären Gesellschaft schon dem Individuum überlassen muss, ohne dass man damit gesamtgesellschaftliche Normdefinitionen aufgeben müsste.

Bei den sozialen Kategorien, die man jetzt auch umgangssprachlich Randgruppen nennt, ist Marginalität wohl unvermeidlich. Anderenfalls müsste man nicht nur das Eintreten von äusseren Umständen, die Menschen in die Marginalität zwingen, verhindern können, sondern auch persönliche Entscheidungsfreiheit unterdrücken. Zudem ist manches, was zu einer mindestens minimalen Marginalisierung führt, auch bei bester Sozialpolitik unvermeidlich, weil es im Lebenszyklus nun einmal unabänderlich ist. Da, wie wir inzwischen wissen, auch die radikalste Umverteilungspolitik Marginalität nicht verhindert, ist der Totalitarismus eigentlich die letzte – natürlich auch vergebliche – Konsequenz aller Versuche zur Verhinderung von Marginalität⁷⁹.

Wie ist es nun aber mit den Minderheiten, die man immer noch mit dem überkommenen, aber nicht mehr immer zutreffenden Ausdruck *nationale* bezeichnet und die bei unseren Überlegungen die Hauptrolle spielten? Sie unter-

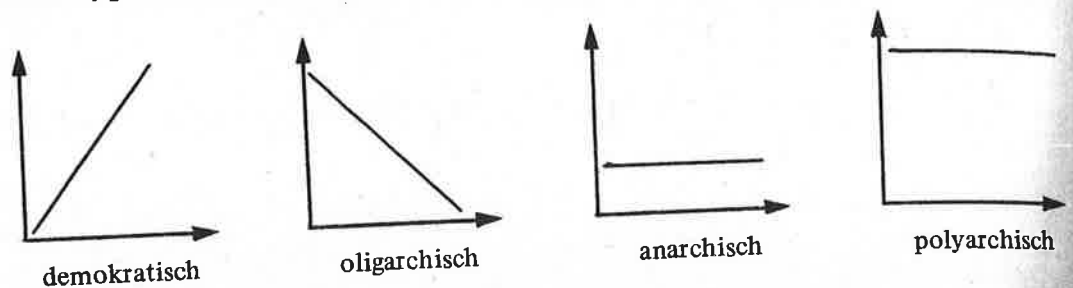
⁷⁷ Monane (1967) 76 m.w.N.

⁷⁸ Francis (1960) 720.

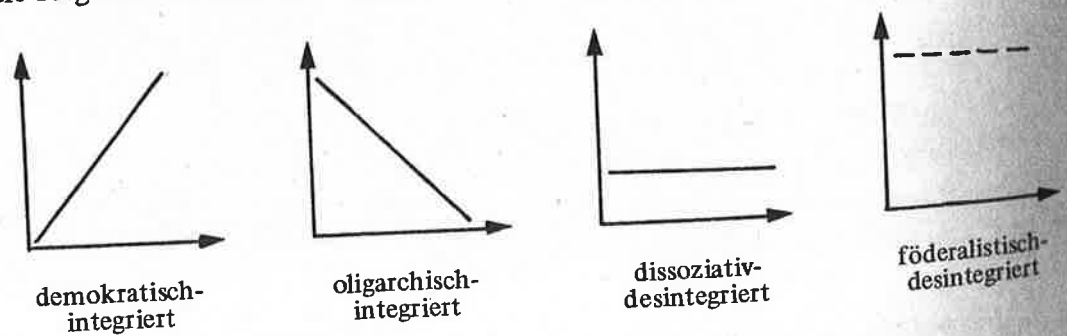
⁷⁹ Im übrigen: Bewegen sich die radikalen Gegner von Marginalität eigentlich selbst immer so haargenau auf der Mittellinie der gesellschaftlichen Kultur- und Verhaltensnormen, wie sie es den Diskriminierten als Sehnsucht unterstellen?

scheiden sich von den Randgruppen im oben gemeinten Sinne in der Regel dadurch, dass sie nicht ein Minus, sondern ein Aliud gegenüber der Mehrheit bilden. Trotzdem gibt es für sie eine Perspektive, die einem auf Selbsterhaltung Bedachten wie die Wahl zwischen Strang und Strick erscheinen muss. Eine solche Minderheit, so wird behauptet, "*can cease to exist as a minority in one of two ways: it can be exterminated, or its members can be totally amalgamated and assimilated into the dominant category.*"⁸⁰

Diese düsteren Aussichten scheinen aber unbegründet, wenn wir ein paar allgemeine soziologische Erkenntnisse mit historischen Erfahrungen in Europa kombinieren. In der Organisationssoziologie gibt es ein bekanntes Schema, mit dem die Kontrolle in Organisationen typenmässig erfasst werden kann⁸¹. Wenn man in einem Koordinatenkreuz auf der Senkrechten das Ausmass der Kontrolle und auf der Waagerechten die Verteilung der Kontrolle abträgt, erhält man folgende Typen von Kontrollkurven:



Diese Überlegungen lassen sich nun auch auf das Marginalitätsproblem übertragen. Kulturelle Marginalität einer Minderheit entsteht dadurch, dass die von ihr vertretenen Wert- und Verhaltensmuster andere sind als die der Mehrheit. Daher können wir Gesellschaften auch danach unterscheiden, bis zu welchem Grad solche Normen in ihr überhaupt definiert werden und wieviele jeweils an der Definition beteiligt sind bzw. sie teilen⁸². Trägt man nun auf der senkrechten Koordinate die Zentralität der Norm ab, auf der waagerechten die Beteiligung an der Definition, erhalten wir im Hinblick auf die kulturelle Integration die folgenden Gesellschaftstypen:



⁸⁰ Mack/Young (1968) 198; siehe auch Francis (1965) 124.

⁸¹ Tannenbaum, A.S.; Kahn, R.L. (1957), Organizational Control Structure, *Hum. Rel.*, X (1957), 127-140.

⁸² Vgl. im weiteren Zusammenhang dazu auch Francis (1965) 147/148.

Dabei sind die beiden linken Typen integrierte Gesellschaften, d.h. sie streben einen hohen Konsens über einheitliche Normen an. Die demokratisch-integrierte Gesellschaft ist das Bild, dass man üblicherweise vor Augen hat: Dissens über Normen ist bei den weniger zentralen unproblematisch, dort sind viele Variationen möglich, ohne dass Marginalität droht; je zentraler die Normen aber werden, desto mehr Gesellschaftsmitglieder sollen sie teilen und desto eher gerät der Dissident in Marginalität. In der oligarchisch-integrierten werden die zentraleren Normen nur von wenigen aufgestellt, die dann mit verstärkter Sanktion auf Einhaltung durch eventuelle Opponenten achten, und nur bei weniger wichtigen Normen wird breitere Partizipation im Normdefinitionsprozess zugelassen.

Von diesen Gesellschaften unterscheiden sich die beiden rechten Typen dadurch, dass sie tendenziell auf eine einheitliche Wertordnung verzichten. Die dissoziativ-desintegrierte macht es dadurch, dass sie überhaupt auf soziale Normen von hoher Zentralität keinen Wert legt und sich mehr oder weniger nur auf einen gemeinsamen *way of life* festlegt; ein schwieriges Problem bleibt natürlich, bis zu welcher Grenze partizipative Gemeinsamkeit durch Verzicht auf normative Gemeinsamkeit erkaufte werden kann. In der föderalistisch-desintegrierten Gesellschaft ist es genau umgekehrt, hier soll ein hohes Niveau an Normierung erreicht werden bei gleichzeitig hoher Partizipation; das ist dann nur möglich, wenn Autonomiebereiche anerkannt werden, die es gestatten, auch bei den üblicherweise besonders umstrittenen Zentralnormen und -werten eine hohe Definitionsbeteiligung dadurch zu erreichen, dass die Gültigkeit dieser Normen auf den Lebensbereich ihrer Definitoren beschränkt bleibt, was in der Abbildung durch die Unterbrechungen der Linie angedeutet wird.

Dieses zuletzt beschriebene Verfahren ähnelt etwas dem, was man nach Herbert J. Gans als segregative Integration bezeichnet. Es ist nicht zu leugnen, dass es bei der Durchführung im einzelnen voller Schwierigkeiten steckt. Eine davon ist, dass man bei Ersetzung der Gleichartigkeit durch Vielfalt trotzdem ein Minimum an Gleichwertigkeit garantieren muss und die Mobilität zwischen den föderierten Subsystemen nicht völlig blockieren darf. An diesen Problemen droht etwa das Kastensystem zu scheitern, das man mit Einschränkung als eine Ausprägung dieser sozialen Organisationsform ansehen kann, obwohl dieses System erstaunlich lange funktioniert hat.

Als moderne Form der föderalistisch desintegrierten Gesellschaft in ihrem politischen Phänotyp ist der Regionalismus zu betrachten, der in Frankreich z.B. schon vor mehreren Jahrzehnten eine Struktur verlangte, in der statt eines zentralistischen Systems ein jeder entsprechend seiner Minderheitenposition *sa petite patrie* finden könne⁸³. Das ist durchaus ein anderes Modell als viele Autonomiebestrebungen, die äusserlich ähnlich aussehen. Im Regionalismus-Denken steckt als Grundidee, dass das Gesamtsystem gerade dadurch gestärkt wird, dass es Subsysteme installiert, in denen die Minderheiten ihre kulturellen

⁸³ Siehe dazu z.B. Baas (1945) 14.

und sonstigen *essentials* autonom gestalten, so dass in den übrigen Funktionen ihr Beitrag zum Gesamtsystem effizienter wird, weil er konfliktfreier geleistet werden kann. In diesem Sinne meinte es Jean Schlumberger, als er sagte: "*C'est en demeurant fortement elle-même que l'Alsace rendra le plus de services à la France.*"⁸⁴

Eine solche Vorstellung für die Entwicklung in den kommenden Jahrzehnten ist auch nicht ganz abwegig. Denn die Gesellschaften in den gegenwärtigen Nationalstaatsgrenzen sind keineswegs kulturell so homogen, wie populäre Vorstellungen von Nationalkultur uns weismachen wollen⁸⁵. Die Wertordnung, die sozialen Beziehungen, die Verhaltensmuster – alles das ist in komplexen Gesellschaften ohnehin segmentär, exklusiv nach Generationen, Berufsgruppen usw., ähnlich wie in anderen Gesellschaften nach Ständen. Warum sollte es dann nicht auch geographische Segmentation nach Minderheiten geben können? Das grösste Hindernis dafür liegt wahrscheinlich in der Furcht von Mehrheiten, Herrschen o.ä., dass aus kultureller Emanzipation auch politische Emanzipation werden könnte. Bei den innersozialen Segmenten der Mehrheit besteht die Furcht nicht; die *Teenager* oder die Ärzte, die Homosexuellen oder die Studenten werden nie einen autonomen Staat oder innerstaatliche Autonomie verlangen. Bei den nationalen oder ethnischen Minderheiten, zumal wenn sie ein geographisch abgrenzbares Gebiet bewohnen und darin eine vollständige Sozialstruktur aufzubauen vermögen, ist diese Gefahr eben grösser als bei den so nicht lokalisierbaren unvollständigen Subkulturen. Neben solchen historischen Erfahrungen, deren Lehrwert durch Loyalitätsbekundungen von Minderheitenführern nur schwer zu beseitigen ist, wirkt ihnen gegenüber aber auch als Misstrauensfaktor die Ideologie der Nationenbildung aus dem 18. und 19. Jahrhundert nach, die nach Kongruenz von Nation, Gesellschaft, Kultur und Staat strebte.

In Europa haben sich die staatlichen Grenzen längst nicht überall so entwickelt, wie es den sozialen Zusammenhängen entsprach (in Afrika natürlich noch weniger). Der Nationalstaat war ein Versuch, nachträglich die Kongruenz herzustellen, indem er mit bis dahin beispielloser Funktionsausweitung des Staates die Gesellschaften in seine Form zu pressen versuchte. Wenn wir jetzt in einer Zeit mit wachsender Supranationalität in den Staatsfunktionen zunehmend die Gesellschaften aus dem Pferch der Staatsgrenzen – im natürlichen und übertragenen Sinne – befreien, dann kann es durchaus sein, dass Minderheiten immer weniger zur Marginalisierung herausfordern werden. Es ist daher kein Zufall, dass das Hoffen auf Europa, sogar in seiner bürokratischen Inkarnation der EG, in solchen Gebieten am brennendsten ist, wo man sich als Minderheit vom eigenen Zentrum wenigstens anmarginalisiert fühlt. Das reicht von Schottland über die baskischen Provinzen Spaniens und Sardinien bis hin zu den Bayern. Es ist nicht einmal ausgeschlossen, dass ihre Hoffnungen auf eine friktionsfreie, autonomere Existenz in einer grösseren, notwendig pluralistischeren Einheit

⁸⁴ Zitat nach Baas (1945) 22.

⁸⁵ Vgl. dazu schon für die Vergangenheit Francis (1965) 29/30.

nicht betrogen werden. Nicht nur für den Frieden im Sinne der Abwesenheit von Krieg, sondern sogar für die allgemeinen Entwicklungschancen aller Gesellschaften wäre das von Vorteil, da es die Verschwendung sozialer Energien für nicht notwendige Konflikte beenden würde⁸⁶.

⁸⁶ Siehe zur ganzen Problematik auch Hoffmann-Nowotny, H.J. (1974), Rassische, ethnische und soziale Minderheiten als Zukunftsproblem internationaler Integrationsbestrebungen, *Minderheiten*, (Kurzrock, Ruprecht, Hrsg.) (Colloquium, Berlin) 173-183; und Alcock, A.E., Ed. (1979) "The Future of Cultural Minorities" (Macmillan, London), sowie Moscovici, S. (1980), "Les minorités actives" (Presses Universitaires de France, Paris). Zur Lage der Rätoromanen vgl. Billigmeier, R.H. (1979), "A Crisis in Swiss Pluralism" (Mouton, The Hague).

LITERATUR

- BAAS, E. (1945), "Réflexions sur le régionalisme" (Les Editions Scouts de France, Lyon).
- BITTORF, W. (1979), Liebesaffäre mit der deutschen Kultur, *Der Spiegel*, 14 (1979) 100-114.
- ENDRUWEIT, G. (1977), Le concept de sociologie, *Rev. Inst. Sociol. Univ. Libre de Bruxelles*, 3-4 (1977) 443-467.
- FAIRCHILD, H.P., Ed. (1972), "Dictionary of Sociology" (Littlefield, Adams & Co., Totowa, N.J.).
- FRANCIS, E.K. (1960), Soziologie der Minderheiten, *Staatslexikon* (Görres-Gesellschaft, Hrsg.) 6. Aufl., 5. Band (Herder, Freiburg), Sp. 715-721.
- FRANCIS, E.K. (1965), "Ethnos und Demos" (Duncker & Humblot, Berlin).
- FUCHS, W.; KLIMA, R.; LAUTMANN, R.; RAMMSTEDT, O. & WIENOLD, H., Hrsg. (1978), "Lexikon zur Soziologie", 2. Aufl. (Westdeutscher Verlag, Opladen).
- HARTFIEL, G. (1972), "Wörterbuch der Soziologie" (Kröner, Stuttgart).
- HECKMANN, E. (1978), Minderheiten, *Kölner Z. Soziol. Sozialpsychol.*, 30 (1978) 761-779.
- KNEBEL, H.J. (1973), "Metatheoretische Einführung in die Soziologie" (Fink, München).
- KUNZ, R. (1976), Minderheiten, *Grundbegriffe der politikwissenschaftlichen Fachsprache* (Noack, P. & Stammen, T., Hrsg.) (Ehrenwirth, München) 199-200.
- MACK, R.W. & YOUNG, K. (1968), "Sociology and Social Life", 4th ed. (American Book Co., New York).
- MENDRAS, H. (1967), "Eléments de sociologie", 4ème éd. (Colin, Paris).
- MONANE, J.H. (1967), "A Sociology of Human Systems" (Appleton-Century-Crofts, New York).
- MUCCHIELLI, A. & MUCCHIELLI, R. (1969), "Lexique des sciences sociales" (Entreprise Moderne d'Edition/Editions Sociales Françaises, Paris).
- ROSE, A.M. (1968), Minorities, *Int. Encycl. Soc. Sci.* (Sills, D.L., Ed.) Vol. 10 (Macmillan/Free Press, New York) 365-371.
- ROSE, A.M. & ROSE, C.B. (1969), "Sociology", 3rd ed., (Knopf, New York).
- ROUCEK, J.S. & WARREN, R.L., (1972), "Sociology" (Littlefield, Adams & Co., Totowa, N.J.).
- SCHOECK, H. (1974), "Soziologisches Wörterbuch", 8. Aufl. (Herder, Freiburg).
- SOUCHON, H. (1978), "Qu'est-ce qu'une marge? Réflexions sur les formes et l'enjeu de la marginalité sociale" (manuscrit, St Cyr au Mont-d'Or).
- THEODORSON, G.A. & THEODORSON, A.G. (1970), "A Modern Dictionary of Sociology" (Methuen, London).
- WALDMANN, P. (1974), Der Begriff der Marginalität in der neueren Soziologie, *Civitas*, 13 (1974) 127-148.
- WALDMANN, P. (1974a), Marginalgruppe – Subkultur – Minorität; ein Abgrenzungsvorschlag, *Schr. Phil. Fak. Univ. Augsburg*, 1 (1974) 51-67.
- WILLEMS, E. (1970), "Dictionnaire de sociologie", 2ème éd. (Rivière, Paris).

ETHNIZITÄT UND IDENTITÄTSMANAGEMENT¹

Ina-Maria Greverus

Institut für Kulturanthropologie und europäische Ethnologie
der Universität Frankfurt, Corneliusstrasse 34, 6000 Frankfurt/M, Deutschland.

ZUSAMMENFASSUNG

Ethnizität wird in diesem Beitrag als ein Prozess analysiert, bei dem selektierte Merkmale des Ethnos in einem Identitätsmanagement zur Stabilisierung ethnischer Identität eingesetzt werden, um spezifische gesellschaftliche Ziele zu verwirklichen. Es werden sechs Grundintentionen ethnischen Identitätsmanagements herausgearbeitet und an Beispielen gegenwärtiger ethnischer Bewegungen erläutert, wobei insbesondere auf das Spannungsfeld der an Ethnizität orientierten Erwartungen zwischen Initiatoren, Mediatoren und Anhängern hingewiesen wird.

RÉSUMÉ

Dans cet article, l'ethnizité est analysée en tant que processus par lequel des caractéristiques de l'ethnos sont investies dans un management d'identité pour stabiliser l'identité ethnique afin de réaliser des buts sociétaux spécifiques. Six intentions fondamentales du management de l'identité ethnique sont mises en évidence et illustrées par des exemples de mouvements ethniques actuels. De manière plus particulière est abordé le champ conflictuel des attentes concernant l'ethnizité entre les initiateurs, les médiateurs et les adeptes.

1. GRUNDINTENTIONEN ETHNISCHEN IDENTITÄTSMANAGEMENTS

Ethnizität wird hier als ein Prozess verstanden, bei dem menschliche Gruppen bewusst ethnische Charakteristika als Abgrenzungskriterien gegenüber anderen Gruppen einsetzen, um in ihrem gesellschaftlichen Dasein bestimmte Ziele zu erreichen. Ethnizität wird somit als eine intentionale Arbeit analysiert werden und nicht als Synonym zu Ethnos, Ethnie oder ethnischer Gruppe/Gemeinschaft (Barth, 1969; Cohen, 1974; Henry, 1974; Despres, 1975; De Vos & Romanucci-Ross, 1975; Bromlej, 1977; Greverus, 1978), deren Charakteristika nur die Grundlage dieses zielgerichteten Handelns, das ein Identitätsmanagement darstellt, bilden.

Während die ethnische Gruppe, ohne die Dynamik ihres Entstehungs- und Wandlungsprozesses infrage stellen zu wollen, eine jeweils stabile Einheit mit einem ausgeprägten Wir-Bewusstsein ist, beinhaltet Ethnizität die Bewegung auf eine solche (einschliesslich der damit verbundenen materiellen und immateriellen Ziele). Dabei werden die hervorragendsten Charakteristika des Ethnos – gemeinsame Kultur, gemeinsame Geschichte und Herkunft, gemeinsamer Lebensraum, gemeinsame physische und psychische Merkmale, die im Wir-Bewusstsein und im Sie-Bewusstsein verankert sind – selektiv für das Identitätsmanagement oder die Identitätsarbeit (Robins, 1973, 1213) eingesetzt.

¹Überarbeitetes Vortragsmanuskript, *Xth Int. Congr. Anthropol. Ethnol. Sci.*, New Delhi, 1978.

Ich ziehe hier, wo ich über gegenwärtige Bewegungen sprechen will, den Begriff Identitätsmanagement vor, weil darin stärker der organisatorische Aspekt, einschliesslich der Manipulations- und Abhängigkeitskonstellationen der "Gema-nagten", zum Ausdruck kommt. Die Identitätsarbeit oder das -management zielt auf die Bestätigung, Verteidigung und Verbesserung einer Identität: hier einer ethnischen. Allerdings handelt es sich dabei häufig nicht um die Gefährdung der ethnischen Identität, sondern um ganz anders gelagerte gesellschaftliche Erscheinungen, die mithilfe von Ethnizität verfestigt oder überwunden werden sollen.

Es kann hier nicht darum gehen, die jeweils sehr spezifischen Bedingungen der Vielzahl ethnischer Bewegungen in der gegenwärtigen Gesellschaft aufzuzeigen, sondern vielmehr darum, aufgrund dieser Erscheinungen einen Systematisierungsversuch vorzunehmen, der als Modell die Grundlage für eine synchron und diachron vergleichende Überprüfung bieten kann. Die erläuternden Beispiele können dabei selbstverständlich nur als spezifische Ausprägungen des verallgemeinerten Typus gewertet werden. Die Überschneidung sowohl der intentionalen als auch phänotypischen Ethnizitätskategorien in der Realität ethnischer Bewegungen spricht nicht gegen die idealtypische Kategorisierung, die die zentralen Positionen herauskristallisiert.

Als Grundintentionen ethnischen Identitätsmanagements lassen sich folgende Positionen herausarbeiten:

- (1) politökonomischer Machtgewinn aufgrund ethnischer "Höherwertigkeit" (Herrschaftsansprüche);
- (2) sozioökonomische und soziokulturelle Gleichberechtigung aufgrund ethnischer Gleichwertigkeit (nationaler Pluralismus);
- (3) kulturelle Autonomie aufgrund ethnischer Gleichwertigkeit ohne politische und sozioökonomische Gleichberechtigungsforderungen (einseitiger Kultureller Pluralismus);
- (4) nationale Sonderstellung aufgrund ethnischer Andersartigkeit ("geschützte Minderheit", Disengagement-Strategie);
- (5) kulturelle Eigenartbetonung ethnisch bereits weitgehend aufgelöster Gruppen unter Regression auf äussere ethnische Merkmale (subkulturelle Anti-Einheitskultur-Bewegung, Ethnizität als Attitüde);
- (6) politisch eingesetzte, ethnisch-regressive Differenzierung in öffentlich-festlichen Schaustellungen als Instrument staatlicher Affirmation (politischer Folklorismus).

Die Selektion der ethnischen Merkmale ist von der jeweiligen Zielsetzung abhängig, wobei das Management zum Wir-Bewusstsein zentrales Anliegen wird, um über diesen integrativen Faktor die segregative Stosskraft der Ethnizität zu erreichen.

2. ETHNIZITÄT UND STAATENBILDUNG

Die Intention "politökonomischer Machtgewinn" über Ethnizität kann vorrangig im Rahmen neuer Staatenbildungen gesehen werden, wobei einerseits die

bisherige ethnische Vielfalt des staatlichen Territorismus in ein neues ethnisches Bewusstsein, das das gesamte Staatsgebilde umfasst, eingeschmolzen werden soll, und andererseits bestimmte ethnische Gruppen aufgrund ihres kratischen, technologischen oder bildungsmässigen Vorsprungs, der häufig als ethnische Höherwertigkeit interpretiert wird, unter Beachtung ihrer privilegierten Stellung die neue ethnische Identität managen. Diese intendierte ethnische Identität wäre im Sinne von Bromlejs Typologie eine neue Nationalität als Ethnikos (Bromlej, 1977). Typisches Beispiel sind die U.S.A.: der "American Way of Life" als demokratische Kultur war das Identifikationsangebot dieser neuen Nationalität für die differenter Ethnien – Gunnar Myrdal bezeichnet es als ein Glaubenspostulat (Myrdal, 1944).

Aber in der Realität erwies sich die Vorherrschaft der sogenannten "White Anglo-Saxon Protestants" bis in die Gegenwart. Die im Stereotyp verankerte ethnische "Überlegenheit" zeigt sich bereits in dieser Bezeichnung, die bestimmte Charakteristika hervorhebt: Rasse (weiss), Religion (protestantisch), Sprache (angelsächsisch), gemeinsame Herkunft, einschliesslich der damit verbunden "Pionierleistung" der Eroberung des nordamerikanischen Kontinents. Je besser die übrigen Einwanderungsgruppen diesen Voraussetzungen entsprachen, desto besser konnten sie sich dieser Ethnizität einfügen und Positionen im politisch-ökonomischen Machtbereich gewinnen (Greverus, 1973).

Dass in diesem auf Nationalität zielenden Identitätsmanagement durchaus auch einzelne ethnische Merkmale ansonsten diskriminierter Gruppen integriert und zu Merkmalen der grösseren postulierten Einheit Nation erklärt werden konnten, zeigt nicht nur die amerikanische Aneignung der Blues, der Gesänge ihrer einst unterdrücktesten Minderheit, sondern ähnlich die Einschmelzung der Musik ungarischer Zigeuner in das nationale Wir-Bewusstsein. Diese aus der Geschichte der europäischen und amerikanischen Nationenbildung vielfach zu belegenden Vorgänge (Greverus, 1978, 178 ff.), lassen sich gegenwärtig am deutlichsten am Beispiel der sogenannten Dritten Welt zeigen.

Die Schaffung einer "neuen Volkskultur" bedingt die Auflösung der alten Stammeskulturen sowohl von ihrer segregativen Wirkung als auch von ihren traditionellen Inhalten der (Stummann, 1976, 272 ff.). Es sei denn, dass die Traditionen eines Stammes für die herrschende nationale Ideologie angeeignet werden können. So heisst es bei Museveni in einer "Verifikation von Fanons Theorie der Gewalt für das befreite Mozambik": "Kultur ist und muss zeitgenössisch sein – indem sie das Wachstum der Gesellschaft, wie es durch die Entwicklung der Wissenschaften bestimmt wird, reflektiert... Die alten ausgestorbenen Bräuche der Makonde: die Tätowierung des Körpers, das Feilen der Zähne und die Durchbohrung der Lippen waren in der jungen Generation verschwunden... aber sie sind durch die kriegerische Kultur der Revolution wieder eingesetzt worden" (Museveni, 1972, 22).

Auch in den anderen Staaten Ostafrikas sind Bestandteile der ethnischen Kultur der Makonde für die Nationalkultur angeeignet worden, so insbesondere ihre Holzschnitzerei: für Tanzania stärker unter dem Konzept des nationalen

Identitätsmanagements ("Höhe der nationalen Kunst"), für Kenia unter dem kommerziellen Umsetzungsaspekt (Kunst? 1975). Charakteristisch für diese auf Nationalität zielende Ethnizität ist es, dass die für das gemeinsame Bewusstsein übernommenen Merkmale der auf politökonomischem Gebiet weniger privilegierten Ethnien dem "farbigen" ästhetischen Bereich ihrer Kultur – Musik, Malerei, Tanz, Erzählung, Kleidung – entnommen werden. Dabei muss man deutlich sehen, dass diese Faktoren einerseits das einzig "Spezifische", und damit integrativ und segregativ Wirksame, in einem auf ökonomischen Fortschritt angelegten Konzept sind und zum anderen Beschwichtigungsfunktion für jene ethnischen Gruppen haben, die an der instrumentalen Bereicherung zwar nicht teilhaben, aber dafür zur "Blüte der Nation" über den symbolisch-ästhetischen Bereich beitragen.

3. STRATEGIEN ETHNISCHER MINDERHEITEN

Diese Überbetonung der zumeist aus der Vergangenheit einer ethnischen Gruppe entnommenen Kulturspezifika gilt weitgehend für alle Kategorien der neuen Ethnizität. Die pluralistischen Versionen stehen dabei allerdings ideologisch in einem strikten Gegensatz zu der praktizierten Integrationsideologie der nationalen ethnischen Bewegungen, in der "die Massen von einer Region bzw. ethnischen Gruppe die Werte der anderen Region als ihre eigenen" annehmen sollen (Frelimo, Interview mit Joaquim Chissano, Stummann, 1976, 238). Allerdings muss bei den verschiedenen Ausprägungen des Pluralismus im nationalen Kontext – abgesehen von seinen Überschneidungen – zwischen den Forderungen und Interessen der die Ethnizität tragenden ethnischen Minderheiten, den Interessen ihrer Vertreter und den Duldungen bzw. Zugeständnissen der herrschenden Institutionen unterschieden werden.

Als Rahmenbedingung für diese pluralistischen Ethnizitätsbewegungen, die besonders in Europa mit regionalistischen zusammenfallen, müssen wir die entwickelten, multiethnischen Nationalstaaten sehen, in denen insbesondere jene ethnischen Gruppen, die am Rande des nationalen Fortschritts standen, ihr Identitätsmanagement als Anpassungsstrategie aufgeben und ethnische Spezifika als strategisches Potential einsetzen (Howard, 1970; Novak, 1972; Gustafsson, 1976; Blaschke, 1980), neben die Sprache und ästhetisch-kulturelle Faktoren, wie Tracht, Musik, Tanz, und die selten eingesetzte ökonomische Sonderleistung können auch physische Spezifika treten, wie sie in Losungen wie "black is beautiful" zum Ausdruck kommen. "Black is beautiful" bedeutet dabei nicht das ästhetische Ziel der Ethnizität, sondern den Einsatz bei dem hervorstechendsten und alle anderen Identitätsfaktoren überlagernden Stigmatisierungsmerkmal, um über dessen Aufwertung sowohl Identitätsresignation als auch negative Identitäten und Anpassungsbemühungen bei einer ethnischen Gruppe zu überwinden, d.h. um die Masse der ethnischen Minderheit überhaupt erst einmal zu mobilisieren.

Zu diesem übergreifenden äusseren ethnischen Merkmal kommen die Identitätsfaktoren der gemeinsamen Herkunft und des gemeinsamen Schicksals (einschliesslich der aus diesem Schicksal entstandenen kulturellen Objektivationen).

Die für die Ethnizität selektierten Faktoren sind diejenigen eines neu entstandenen afro-amerikanischen Ethnos, das mit den ursprünglichen ethnischen Herkunftsgruppen und dem Herkunftskontinent an sich nichts mehr zu tun hat. Die Forderungen dieses Ethnizitätskonzepts zielten zunächst auf einen nationalen Pluralismus innerhalb des Staates, waren aber darüberhinaus durchaus eine Klassenkampfstrategie, die vor allem dem Binnenkolonialismus galt.

Die ideologische Übertragung dieser amerikanischen Bewegung auf die schwarze Bevölkerung überhaupt übersieht die binnenkolonialen Erscheinungen in Afrika zwischen schwarzen und schwarzen Ethnien. Wenn diese von weissen subkulturellen Intellektuellen getragene Ideologie dann noch durch eine Identifikationsideologie, die sich durch Übernahme äusserer Merkmale (wie den sogenannten "Afro-Look") auszeichnet, unterstrichen wird, kann genau jener Bumerang-Effekt eintreten, der über den politisch geduldeten zum politisch instrumental eingesetzten bis zum kommerziell ausgebeuteten ethnischen Folklorismus führt und das ursprüngliche Konzept der über Ethnizität zu erreichenden Verbesserung der Klassenlage, die eine ethnische Gruppe betroffen hat, eliminiert. Denn das dafür notwendige Identitätsmanagement als Redefinition des sich erkennenden, erkannt und anerkannt werdenden Ichs in einer Gruppe, die ihre eigene Identität als Übereinstimmung in Raum-Zeit und Lebensplan gefunden hat, ist durch die verallgemeinernde Entgrenzung in eine ausserordentlich heterogene und durch keinerlei echte Identitätsmerkmale zusammengehörige Gruppe nicht mehr einsetzbar.

Ethnizität deshalb automatisch als Verweigerung der sozialen Realität des Klassenkonflikts und der Klassenideologie zu sehen (Wallerstein, 1972) oder mit einem Rückzug aus dem sozialpolitischen Feld der Gesellschaft gleichzusetzen (Aronson, 1976), ist eine Position, die m.E. weniger aus Ethnizität als solcher, sondern aus ihrer Adaption durch andersethnische Klassenkampfideologen, materiell oder ideell personalistisch engagierte, gleichethnische Interessenvertreter oder polit-ökonomische Herrschaftsapparate resultiert.

Das Konzept des Rückzugs aus dem soziopolitischen Feld des Staates durch Ethnizität hat Aronson am Beispiel der Afro-Amerikaner als "Ideologie des Disengagements" thematisiert. Ähnlich argumentiert Gorter für die sogenannte "Lappische Bewegung" (Gorter, 1975). Beide Bewegungen gehen letztendlich über die nationalen Grenzen hinaus und beziehen das ethnische Identitätsmanagement auf rassische Merkmale sowie Herkunft und Schicksal (Afro-Amerikaner) oder Wirtschaftsform und Schicksal (Samen) vernationaler und erst im nationalen Rahmen zu unterprivilegierten Ethnien gemachter Gruppen. Während allerdings für die afro-amerikanische Ethnizität intentional die Disengagement-Strategie nicht zutrifft, baut die sogenannte "Lappische Bewegung", die nach Gorter ("abgesehen von einigen wohlmeinenden Sozialwissenschaftlern") von reichen Rentierherdenbesitzern kontrolliert wird, von vornherein auf dieser Disengagement-Ideologie auf. Sie schliesst allerdings die nicht-herdenbesitzenden Samen aus und erweist sich als Machtkampf zwischen den sogenannten Okkupationalisten, für die "Ethnizität vor allem das Recht beinhaltet, Rentiere zu besitzen und bestimmte Ressourcen auszuschöpfen (Snell, 1975, 173) und den sogenannten Kulturalisten, die eine weniger

angepasste Ökonomie entwickelt haben und auf die Beibehaltung ihres kulturellen Wertsystems insistieren. Die Ideologie der letzteren bereitet wiederum die Affirmation über einen politischen oder kommerziellen Folklorismus vor (Greverus, 1978, 249 ff.).

4. DAS BEISPIEL ZIGEUNER

Eine für Europa (und die europäischen Ethnologen) gegenwärtig besonders "auffällige" ethnische Gruppe sind die Zigeuner, deren Ethnizität, zumindest für Westeuropa, nicht zu übersehen ist. Allerdings kristallisieren sich hier spezifische "Bewegungen" heraus, die das über Ethnizität getragene Identitätsmanagement ebenso infrage stellen, wie eine internationale Strategie zur Behebung der diskriminierten Klassenlage. Auf dem Romano-Kongress 1978 in Genf, dessen Promotoren und Leiter durchaus ökonomisch angepasste und saturierte Zigeuner, wie ein Schweizer Arzt als Kongresspräsident und der Schauspieler Yul Brynner als Präsident der abschliessenden Pressekonferenz waren, stand einerseits als ethnische Forderung die ethnische Gruppe der Zigeuner im Zentrum ("Roms du monde entier" – "tous les Roms seront des frères, et seulement de cette façon nous serons vraiment forts"), andererseits die staatsbürgerliche Forderung, allerdings unter Beibehaltung eines Sonderstatus (eigene Sprache, Wirtschaftsform der Fahrenden), der nicht nur zum Disengagement, sondern in hochindustrialisierten und -bürokratisierten Staaten auch zur Wohlfahrt führen muss, und drittens die abgehoben kulturell-ästhetischen Artefakte ("Nos contes, notre langue, nos belles chansons tsiganes, c'est ça notre philosophie") (Greverus, 1979 b; Michel-Schilling, 1979).

Die von diesen Interessenvertretern vorgetragene ethnische Ideologie würde ich als eine von ideellen Aussprüchen (die eine materielle "Umsetzung", sei's über Publicity, nicht ausschliessen) bedingte personalistische Profilierung über Ethnizität bezeichnen, in der aus Unkenntnis oder Missachtung der tatsächlichen Lage der Mehrheit der Zigeuner und einer Nichtbeachtung der nationalstaatlichen Konzepte eine Mischung aller pluralistischen Konzepte vorgetragen wird. Dabei wird nicht nur das im Wir-Bewusstsein der Zigeuner selbst verankerte Trennende in zigeunerische Nationalitäten, in "Stämme" innerhalb der Nationen in Sesshafte und Fahrende, in sozial Arrivierte und Undergrounds übersehen, sondern auch die Gefahr der direkten Umsetzung dieser "idealistischen" Ethnizität in personalistische und gruppenspezifische materielle Interessen, bei denen im Profitinteresse Einzelner ethnische Charakteristika selektiert und kommerziell umgesetzt werden. Dabei handelt es sich wiederum insbesondere um die "farbigen" Elemente einer sogenannten Zigeunerkultur, die dem bürgerlichen Konsumenten als vorübergehendem "Auszug aus dem Alltag" kompensativ angeboten werden: das kann die von der Bühne oder in touristischen Ausnahme-Strassensituationen dargebotene Zigeunermusik sein (als Flamenco oder Geigenmusik ungarischer Provenienz), das kann Wahrsagung sein, aber auch Handeln und Betteln, ja selbst kriminelle Bedrohung, sofern das vom Konsumenten in seinem Alltag vermisste "zigeunerische Temperament" eingebracht wird (Greverus, 1979 b; Heilmann-Rambalski, 1979; Michel-Schilling, 1979).

Ethnizität als Identitätsarbeit wird hier in extremer Form in ihr Gegenteil verkehrt: sie ist nicht nur Identitätsmanagement, das die Abhängigkeit der Gemaagten besonders deutlich zum Ausdruck bringt, sondern zielt eigentlich auf eine – wenn auch temporäre – Bestätigung der Identität fremder und "überlegener" Personen und Gruppen, die ihre alltagsweltliche neofeudalistische Absetzung (Hoffmann-Novotny, 1973) in diesen "Begegnungen" ebenso kompensieren können, wie die kreative Leere ihres eigenen Daseins in der Gesellschaft eines gelenkten bürokratischen Konsums" (Lefèbvre, 1972, 99 ff.).

5. ZUM PROBLEM DER PSEUDO-ETHNIZITÄT

Dagegen sind die Übernahmen ethnospezifischer Charakteristika – von Verhaltensweisen bis zu äusseren Merkmalen wie Haartracht, Schmuck, Kleidung, zumeist in einer bunten Anleihe aus den verschiedensten Ethnien – durch jugendliche Subkulturen oft der Versuch, nicht nur eine zeitweilige Flucht aus dem Alltag, sondern tatsächliche Gegenmodelle zu inszenieren (Greverus, 1981). Allerdings tragen auch diese Gegenentwürfe, insbesondere hinsichtlich der äusseren Merkmale, zu ihrer Kommerzialisierung bei. Und: ob Afro-Look, Indian-Look oder Zigeuner-Look nehmen diese "Moden" den eigentlichen ethnischen Bewegungen nicht nur ihre Spitze im Bewusstsein der "anderen", d.h. der auf jene Diskriminierungen einer Minderheit aufmerksam zu machenden mehrheitlichen Öffentlichkeit, sondern der Gruppe selbst wesentliche Symbole, die für ihre Identität wichtig sind. Damit entsteht für die Betroffenen ein ähnlicher Effekt der "Verharmlosung", wie bei der politischen und kommerziellen Zurschaustellung ihrer "Sonderart". Ethnizität steht unter der Programmierung von Aussenstehenden und wird nichts anderes als ein farbiges Konsumschauspiel: Pseudo-Ethnizität.

Diese Pseudo-Ethnizität dürfte für die Bundesrepublik Deutschland charakteristisch sein. Ihre "fremden" ethnischen Minderheiten – von den Zigeunern über die südeuropäischen Arbeitnehmer bis zu den Studierenden aus der Dritten Welt – haben nicht nur keine eigene Lobby, sondern stehen sich aufgrund der relativ guten Arbeitsbedingungen noch in wechselseitig neofeudalistischen Absetzungen gegenüber. Dazu wird ihnen im politischen Folklorismus durchaus die Chance "gleichberechtigter" Identitätsdarstellung geboten. Das festliche Erleben ethnischer Besonderung in Tracht, Musik und Tanz bei Grossveranstaltungen (Folklorismus, 1969; Bimmer, 1973), zumeist von Jugendlichen getragen, findet seine Vorbereitung und Fortsetzung in Freizeitbewegungen, die über die gemeinsame Interaktion und kreative Selbstdarstellung trotz der ausgewählten ethnischen Momente weniger ein Identitätsmanagement zum ethnischen als vielmehr zum jugendlichen Wir-Bewusstsein darstellt.

Unter dieser Perspektive muss selbst der regressive Trend jener Enkel der deutschen Flüchtlinge des 2. Weltkrieges gesehen werden, die sich nicht wie ihre Grosseltern als "Heimatvertriebene" verstehen, sondern deren farbigere Kulturphänomene als Requisiten einer allerdings integrativ-segregativen Jugendkultur benutzen. Diese neue "Freizeit-Ethnizität" hat, selbst wenn sie auf sogenannten

Flüchtlingstreffen eingesetzt wird, wenig mit jener vorübergehenden Ethnizität der Nachkriegszeit zu tun, mit der die Flüchtlinge sowohl ihrem Identitätsverlust als auch der Stigmatisierung ihrer Identität durch die "Einheimischen" zu begegnen versuchten (und die intentional auf einen nationalen Pluralismus gerichtet war), noch mit der landsmannschaftlichen "Recht auf Heimat"-Ideologie deren aus der Situation in den Herkunftsländern hergeleitete ethnische Ideologie zwischen Herrschaftsansprüchen aufgrund postulierter ethnischer Höherwertigkeit und Sonderstellungsansprüchen aufgrund ethnischer Andersartigkeit stand (Greverus, 1972, 202 ff.).

6. ETHNIZITÄT GEGEN IDENTITÄTSDIFFUSION

Allerdings muss auch in dieser Pseudo-Ethnizität jugendlicher Gruppen ihre Einsetzbarkeit für sowohl kratisch-verändernde als auch kratisch-affirmative und kommerzielle Intentionen gesehen werden, die Pseudo-Ethnizität ebenso einbauen können wie echte Ethnizität. Denn auch Pseudo-Ethnizität stellt eine Form des Identitätsmanagements dar, hinter dem sehr deutlich jene Verluste und Diffusionen von Identität stehen, die eine zentralistisch verwaltete Einheitskultur bewirkt. Sie eliminiert das "definierte Ich", das sich im Erkennen und Anerkennen einer Gruppe, deren Lebensplan und deren raum-zeitliche Perspektive es teilt, findet.

Die von anonymen Apparaten verwalteten Menschen greifen auf ihrer Suche nach Identität nach zahlreichen Alternativen, die sich als Gegenbewegungen zeigen (vgl. u.a. Roszak, 1971; Schwendter, 1972; Glätzer, 1978; Kraushaar, 1978; Greverus, 1979a), die allerdings weder gegen politische Affirmation noch kommerziellen Einbau gefeit sind: vom Ökoregionalismus über Stadtviertelinitiativen und von religiösen bis zu ethnischen Bewegungen. In allen diesen Adaptionen wirkt neben dem eigentlichen Zentralgedanken (Umweltschutz, gesunde Ernährung, Religion, Ethnos) das Prinzip der gemeinsamen Aktion, der Interaktion, der menschlichen Kommunikation und Nähe.

Auch durch Pseudo-Ethnizität wird jene Identitätsdiffusion aufzuheben versucht, die dem Menschen in einer zentralistisch verwalteten Welt widerfährt. Wenn Gorter davon spricht, "dass auf einer lokalen Ebene formale Organisationen, die auf ethnischer Identität basieren, nur die existierenden Probleme vermehren, indem sie innerhalb einer kleinen Gemeinde Gruppen gegeneinander mobilisieren" (Gorter, 1975, 160), dann gilt dies nur, solange ungleiche Machtverhältnisse herrschen und die Kontrolle des Gemeinwesens in den Händen einer ethnischen Gruppe liegt. Die multiethnische Gemeinde entspricht dann durchaus jenen multiethnischen Staaten, in denen Herrschaft einseitig bei einem Ethnos liegt. Dass allerdings in der von Gorter beschriebenen nordnorwegischen Gemeinde, in der Skolten, Samen, Finnen und Norweger leben, ethnische Identität problemlos wurde, dürfte an dem quasi autonomen organisatorischen System liegen, bei dem alle Gemeindeglieder sowohl hinsichtlich der Ressourcenverwaltung als auch der Freizeitgestaltung Aktivitäten entwickeln können, d.h. jeder einzelne am Lebensplan

dieser räumlichen Gruppe teilhat.

Ethnizität in ihren vielfältigen Formen ist ein Identitätsmanagement, dessen sowohl segregative als auch integrative Intentionen auf ein neues Selbstbewusstsein einer Gruppe mithilfe der Aufwertung bestimmter "einmaliger" (ethnischer Merkmale) zielen. Die hinter dieser Ethnizität stehenden Erwartungen ihrer Initiatoren und Mediatoren einerseits und ihrer Anhänger andererseits liegen allerdings in einem (oft in der gleichen Bewegung vorhandenen) Spannungsfeld zwischen politischen Herrschaftsansprüchen, politischer Affirmation, kommerzieller Benutzung, Gleichheitsforderungen, Forderungen nach Sonderrechten und kultureller Eigenartbetonung als Gruppenmerkmal, wie es in den eingangs gebrachten sieben Kategorien aufscheint. Nicht die Phänomenologie der in aller Welt virulenten neuen Ethnizität bringt uns darüber Aufschluss, sondern erst die Einstellungs- und Erwartungsanalyse der Träger (als Manager und Gemanagter) jener zumeist sehr farbigen Segregationsbewegungen.

LITERATUR

- ARONSON, D.R. (1976), *Ethnicity as a Cultural System: An Introductory Essay*, *Ethnicity in the Americas*, (Henry, Ed.) (The Hague/Paris).
- BARTH, F., Ed. (1969) "Ethnic Groups and Boundaries. The Social Organisation of Culture Difference" (Bergen/Oslo/London).
- BIMMER, A.C. (1973), "Hessentag: Ein Fest der Hessen" (Marburg).
- BLASCHKE, J. (1980), "Handbuch der westeuropäischen Regionalbewegungen" (Frankfurt/M.).
- BROMLEJ, J.V. (1977), "Ethnos und Ethnographie" (Berlin).
- COHEN, A., Ed. (1974), "Urban Ethnicity" (London).
- DESPRES, L.A., Ed. (1975), "Ethnicity and Resource Competition in Plural Societies" (The Hague/Paris).
- DE VOS, G. & ROMANUCCI-ROSS, L., Ed. (1975) "Ethnic Identity. Cultural Continuities and Change" (Palo Alto).
- Folklorismus in Europa, *Z. f. Volkskunde*, 65 (1969), 1-64.
- FRELIMO (1976), Interview mit J. Chissano; zit. nach Stummann 238.
- GLÄTZER, H. (1979), "Landkommunen in der BRD – Flucht oder konkrete Utopie" (Bielefeld).
- GORTER, W.T. (1975), "Ethnic Identity, Resource Management and Nation Building in Northern Norway", *Beyond the Community: Social Process in Europe* (Boissevain, J. & Friedl, J., Eds.) (The Hague) 147-164.
- GREVERUS, I.-M. (1972), "Der territoriale Mensch. Ein literaturanthropologischer Versuch zum Heimatphänomen" (Frankfurt/M.).
- GREVERUS, I.-M. (1973), Auswanderung und Anpassungsbarrieren. Hypothesen zur Integration von Minderheiten, *Kultureller Wandel im 19. Jahrhundert* (Wiegmann, G., Ed.) (Göttingen) 204-218.
- GREVERUS, I.-M. (1978), "Kultur und Alltagswelt. Eine Einführung in Fragen der Kultur-anthropologie" (München).
- GREVERUS, I.-M. (1979a), "Auf der Suche nach Heimat" (München).
- GREVERUS, I.-M. (1979b), "Auf der Suche nach Identität. Zigeuner und Kulturanthropologen auf einer Wallfahrt nach Saintes-Maries-de-la-Mer, *Zigeuner und wir* (Notizen, Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie, Universität Frankfurt/M., Nr. 9) (Frankfurt/M.) 46 ff.
- GREVERUS, I.-M. (1981), "Kleidung, Notwendigkeit, Prinzip Hoffnung oder Danaergeschenk". Festschrift Linda Degh (Bloomington, IN).
- GUSTAFSSON, L. Ed. (1976), "Tintenfisch 10, Thema Regionalismus" (Berlin).
- HEILMANN, M. & RAMBALSKI, B. (1979), "Die Folkloreschau ist Kultur! Beobachtungen

- bei Touristen und Zigeunern, *Zigeuner und wir* (Notizen, Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie, Universität Frankfurt/M., Nr. 9) (Frankfurt/M.) 101 ff.
- HENRY, F., Ed. (1976), "Ethnicity in the Americas" (The Hague/Paris).
- HOFFMANN-NOVOTNY, H.-J. (1973), "Soziologie des Fremdarbeiterproblems. Eine theoretische und empirische Analyse am Beispiel der Schweiz" (Stuttgart).
- HOWARD, J.R. (1970), "Awakening Minorities. American Indians, Mexican Americans, Puerto Ricans" (TA Book 18).
- KRAUSHAAR, W., Ed. (1978), "Autonomie oder Getto? Kontroversen über die Alternativbewegung" (Frankfurt/M.).
- KUNST? Handwerk in Afrika im Wandel, *Roter Faden zur Ausstellung* (Museum für Völkerkunde, 1975, Frankfurt/M., 1975).
- LEFÈBVRE, H. (1972), "Das Alltagsleben in der modernen Welt" (Frankfurt/M.).
- MICHEL, T. & SCHILLING, H. (1979), Integration oder eigene Kultur. Zur Interessenvertretung und politischen Bewegung von Zigeunern, *Zigeuner und wir* (Notizen, Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie, Universität Frankfurt/M., Nr. 9) Frankfurt/M.) 195 ff.
- MUSEVENI, T. (1972), Fanon's Theory on Violence. Its Verification in Liberated Mozambique, *Essays on the Liberation of Southern Africa. Studies in Political Science*, 3 (Shamuraria, N.M. Ed.) (Dar-es-Salam).
- MYRDAL, A. & G. (1944), "Kontakt mit Amerika" (Stockholm).
- NOVAK, M. (1972), "The Rise of the Unmeltable Ethnics" (New York).
- ROBINS, R.H. (1973), Identity, Culture, and Behavior, *Handb. Soc. Cult. Anthropol.* (Honigmann, J.J., Ed.) (Chicago).
- ROSZAK, T. (1971), "Gegenkultur. Gedanken über die technokratische Gesellschaft und die Opposition der Jugend" (Düsseldorf-Wien).
- SCHWENDTER, R. (1972), "Theorie der Subkultur" (München).
- SNELL, H.G. & T. (1975), Samish Responses to Processes of National Integration, *Beyond the Community: Social Process in Europe* (Boissevain, J. & Friedl J., Eds.) (The Hague) 147-164.
- STUMMANN, F.J. (1976), "Aktion Dritte Welt. Eine Fallstudie zur entwicklungspolitischen Bewusstseinsbildung der Jugend" (Frankfurt/M., Berlin).
- WALLERSTEIN, I. (1972), Social Conflict in Post-Independence Black Africa, *Racial Tensions and National Identity* (Campbell, E.Q., Ed.) (Nashville, TN).

LA STRUCTURE PROFONDE DE LA XENOPHOBIE Analyse thématique ou socio-cognitive?

Uli Windisch

Département de sociologie, Faculté SES, Université de Genève, 1211 Genève 4.

RÉSUMÉ

La sociologie a une prédilection pour l'étude des mouvements sociaux novateurs (minorités nationales, écologistes, féministes, jeunes, etc.). Toute dynamique sociale, surtout en situation de changement social intense et accéléré, comprend cependant toujours un double mouvement. A côté des mouvements qui sont *pour* autre chose, il y a ceux qui sont *contre ceux qui sont pour*. Logique de l'évolution et logique de l'involution vont de pair, même si la seconde est moins analysée. L'étude des mouvements xénophobes proposée vise à pallier cette dissymétrie. Etude non des dirigeants ou des journaux de ces mouvements mais de la *base*, à l'aide d'un demi-millier de lettres de lecteurs, envoyées lors de l'une de ces initiatives (en 1974) à divers journaux et aux mass-media. Une typologie des partisans et des adversaires de ces mouvements est proposée. A l'analyse de contenu thématique classique est opposée une approche visant à dégager les structures socio-cognitives sous-jacentes aux thèmes et propres à chacun des types de partisans et d'adversaires. Une prise de position politique ne se véhicule pas à travers n'importe quelles structures cognitive et discursive. L'ouverture vers des disciplines telles que la logique, la "logique naturelle", certains travaux de psychologie sociale, l'étude des mythes, la psychanalyse et la sociolinguistique notamment, représentera à l'avenir une condition pour une connaissance plus adéquate d'un phénomène comme celui de la redoutable efficacité de certains discours idéologiques.

ZUSAMMENFASSUNG

Die Soziologie hat eine ausgesprochene Vorliebe für die Erforschung von bahnbrechenden sozialen Bewegungen (nationale Minderheiten, Umweltschutz, Frauenrecht, Jugend, usw.). Jede soziale Dynamik, vor allem in Zeiten intensiven und beschleunigten Wechsels, besteht jedoch immer aus einer Doppelbewegung. Ausser den Bewegungen, die sich *für* eine Sache einsetzen, gibt es auch immer jene, die *gegen die Befürwortenden* sind. Logik der Entwicklung und Logik der Involution sind parallel, auch wenn die zweite weniger analysiert ist. Die vorliegende Studie der Xenophobie-Bewegung hat zum Ziel, diese Dissymmetrie zu beheben. Diese Studie betrifft nicht die Anführer dieser Bewegungen oder ihre Zeitungen, sondern die *Basis* und dies aufgrund von einem halben Tausend Leserbriefen, die während einer dieser Initiativen (im Jahre 1974) an verschiedene Zeitungen und an die Massenmedien gesandt wurden. Eine Typologie der Befürworter und der Gegner dieser Bewegungen wird vorgeschlagen. Der Analyse der klassischen thematischen Inhalte wird ein Angehen entgegengesetzt, das die dem thematischen Stoff eigenen untergründigen sozio-kognitiven Strukturen der Befürworter und Gegner herauschält. Eine politische Einstellung wird nicht von irgendeiner kognitiven und diskursiven Struktur getragen. Der Zugang zu Disziplinen wie die Logik, die "logique naturelle", gewisse sozialpsychologische Studien, die Erforschung der Mythen, insbesondere die Psychanalyse und die Sozial-Linguistik, wird in Zukunft für eine bessere Kenntnis eines Phänomens wie das der gefährvollen Wirkungskraft von gewissen ideologischen Diskursen eine unerlässliche Bedingung sein.

1. INTRODUCTION: LOGIQUE DE L'ÉVOLUTION – LOGIQUE DE L'INVOLUTION

Les problèmes d'identité, d'ethnicité, d'intégration et les tensions sociales et conflits qui en résultent peuvent recevoir un éclairage supplémentaire si on les met

en rapport avec l'accélération des transformations sociales qui caractérisent les sociétés industrielles avancées depuis quelques décennies.

Toute situation sociale d'accélération du changement entraîne nécessairement une accentuation des tensions et une redéfinition des acteurs sociaux. Et lorsque le changement prend une intensité toute particulière, on se rapproche d'une situation de crise, donc d'incertitude; incertitude quant à l'identité des acteurs sociaux, à la détermination des problèmes fondamentaux, aux enjeux et aux options à prendre. Incertitude aussi quant aux issues possibles de la situation de tension et/ou de crise. Il existe au moins trois possibilités de résolution, voire de dépassement d'une situation de crise :

- le retour au statu quo;
- la progression;
- la régression.

Très schématiquement, on peut admettre qu'une société choisit la voie de la progression — une logique évolutive — si elle réussit à intégrer la nouveauté et la diversité. Intégration non pas au sens de récupération — qui revient en fait à annuler les nouveautés et les différences — mais de capacité d'enrichissement au contact du nouveau et des différences. Une société qui est capable de "faire avec" le nouveau, le différent, le bruit, la perturbation et les perturbateurs est susceptible d'atteindre un équilibre — bien sûr toujours relatif — plus souple et plus mobile. Cette capacité de restructuration pourrait même devenir un critère déterminant de la *viabilité d'une société viable*.

Une société qui aujourd'hui ne se modifie pas, qui ne peut pas ou ne veut pas changer, qui voit dans les multiples enrichissements possibles une simple menace, n'est pas une société qui maintient le statu quo mais qui meurt. L'opposition à toute modification ne revient pas simplement à maintenir le statu quo mais conduit inévitablement à la régression. Elle induit une logique de l'involution. Il n'est pas exclu qu'une telle société signe son arrêt de mort en croyant lutter pour préserver l'acquis.

La sociologie rappelle volontiers l'évidence du rapport conflictuel entre évolution et involution. Société et conflits sont indissociablement liés et condamnés à faire plus ou moins mauvais ménage ensemble.

Mais le sociologue est peut-être davantage attiré par la logique de l'évolution, par la progression, par les acteurs sociaux qui veulent modifier, enrichir, faire évoluer le social. L'intérêt pour les "nouveaux mouvements sociaux" (minorités nationales, ethniques, écologistes, féministes, etc.) en est un signe¹.

Ces études sont de toute première importance pour comprendre les fondements de certaines voies innovatrices de nos sociétés, de certaines voies possibles de transformation².

¹ J'ai essayé de contribuer à ce champ de recherches en analysant un exemple de mouvement de minorité nationale, celui du séparatisme jurassien.

² Les études actuelles d'A. Touraine et de ses proches collaborateurs sur certains de ces nouveaux mouvements sociaux représentent sans aucun doute l'une des plus remarquables tentatives dans ce sens.

Ce serait cependant un leurre, une forme d'optimisme utopique de sociologue que de penser toucher l'ensemble de la dynamique sociale d'une société en ne considérant que ces mouvements novateurs. S'il existe des mouvements qui sont *pour* autre chose, il y en a d'autres qui sont *contre ceux qui sont pour*. Négliger ces derniers reviendrait à ne considérer qu'un volet de toute dynamique sociale.

Faut-il, en outre, rappeler qu'une société est quelque chose de délicat, de fragile, de vulnérable? L'explosion de joie n'est pas la seule forme d'explosion sociale possible.

En rappelant l'existence de forces d'involution, de ré-action, de certaines "pesanteurs" sociologiques et politico-culturelles particulièrement lourdes, je ne voudrais pas jouer le rôle de rabat-joie mais simplement restituer une autre dimension propre à toute dynamique sociale.

Même au niveau social, un agaçant principe de réalité vient toujours contrarier le principe de plaisir.

En proposant une brève et trop partielle analyse des "mouvements xénophobes", nous voulons réintroduire concrètement ce problème des forces d'involution. Il va de soi que ce n'est pas le seul exemple possible ni peut-être le meilleur. Mais il nous semble représentatif de ces courants ré-actifs qui se manifestent toujours lors de situations de changement social intense et accéléré.

Et il ne s'agit pas de considérer ces mouvements comme un repoussoir. Le but, ici, n'est pas de condamner mais d'essayer de comprendre. Plutôt que de sublimer dans une explication-accusation, nous optons pour une démarche qui vise à comprendre de l'intérieur la façon de voir la réalité sociale et d'agir sur elle chez de tels acteurs sociaux.

2. PARTICULARITÉS, OBJECTIFS ET MÉTHODE DE LA RECHERCHE

Concrètement, nous voulons présenter quelques éléments d'une recherche sur certaines dimensions peu étudiées du phénomène de la xénophobie, mais qui nous semblent fondamentales pour une compréhension et une explication adéquates. Cette étude a été précédée d'autres recherches sur le problème des travailleurs immigrés et sur celui de leur rapport avec la population autochtone. Ces recherches, de nature plus classique, étaient conformes aux canons des enquêtes basées sur des questionnaires standards, fermés et appliqués à grande échelle (généralement à plusieurs milliers de personnes³).

Précisons quelque peu le contexte et les spécificités de la recherche dont il est question⁴. Les circonstances dans lesquelles elle a pris naissance constituent une première particularité. Lors des récentes initiatives populaires xénophobes un journal genevois a fait appel à nous afin d'utiliser les résultats de nos recherches pour leur information du public. Pendant les jours qui ont précédé ces différents votes populaires, les quotidiens ont reçu une avalanche tout à fait inhabituelle de

³ Bohnet, Windisch, in Hagman et Livi-Bacci (1971).

⁴ Windisch, Jaeggi & de Rham (1978).

lettres de lecteurs⁵. Le travail qui nous était demandé devait consister en une brève analyse du contenu de ces lettres, analyse qui devait être accessible au grand public. L'initiative xénophobe prise en considération dans le cas présent est celle de l'Action nationale, soumise à la votation populaire le 20 octobre 1974.

On peut dire que c'est avec la lecture de ces lettres de lecteurs qu'a commencé notre recherche⁶. Cette première lecture a fait apparaître des dimensions de la "xénophobie" qu'il n'avait jamais été possible de dégager, ni même d'entrevoir, à l'aide des enquêtes classiques. La richesse du matériel était tout-à-fait exceptionnelle. Ce matériel revêtait un aspect vécu et spontané (les lecteurs avaient bien entendu écrit de leur propre gré au journal). Pour élargir notre matériel, nous avons demandé à d'autres journaux ainsi qu'à la Télévision de nous mettre à disposition leur courrier des lecteurs. Pour abrégé, disons qu'au total nous disposons d'environ un millier de lettres et autres messages envoyés à la Télévision Suisse romande et à plusieurs journaux de Suisse Romande⁷.

Le matériel empirique de base peut ainsi se définir par trois caractéristiques essentielles: il est relativement *brut*, *spontané* et *produit "à chaud"*.

Le caractère *spontané* est évident. C'est l'absence d'intervention du chercheur. Le caractère *brut* est lié au précédent: la situation de production de ce discours n'impose pas les contraintes de la formalisation de l'expression qui sont celles du questionnaire standard. Le matériel est en fait *relativement brut*, tant il est évident que le brut pur est un mythe. Il est en effet impossible d'atteindre un individu ou un groupe dans toute son identité irréductible.

Le caractère *spontané* est relatif au rôle du chercheur, le caractère *brut*, à la nature du matériel. Le troisième trait, la production "*à chaud*", est d'ordre méthodologique: il est lié au postulat qui veut qu'un individu ou un groupe dit et fait, dans une situation de tension ou de crise, certaines choses qui n'apparaissent pas en temps "*normal*". La crise, individuelle ou collective, est considérée comme un révélateur privilégié. Cette optique est très proche de la démarche des ethnométhodologues qui postulent que la réalité quotidienne nous est tellement immédiate qu'elle doit être "*dérangée*" pour se révéler.

Les individus, tant "xénophobes" que "non-xénophobes", se sont en effet exprimés au moment même où une votation sur une initiative "xénophobe" s'est présentée.

Ces quelques traits particuliers du matériel empirique sont présentés comme des avantages. Or, les inconvénients ne manquent pas. Ce millier de lettres ne cons-

⁵ Cette abondance du "courrier des lecteurs" était due à la tension très vive créée dans la population suisse autour de ces initiatives projetant d'expulser (certains disent déporter) des travailleurs immigrés par centaines de milliers.

⁶ Les travaux sont financés par le Fonds national suisse de la recherche scientifique.

⁷ De ce millier de lettres, la moitié environ émanait de "xénophobes" et l'autre moitié de "non-xénophobes". Notre analyse sera en effet comparative. Les "non-xénophobes" seront analysés en termes de degré de rupture par rapport aux "xénophobes". L'analyse des lettres n'est d'ailleurs qu'une première étape. Dans un second temps, nous avons interviewé de façon approfondie et répétée une cinquantaine d'individus représentatifs des divers types de "xénophobie" et de "non-xénophobie".

titue pas un échantillon représentatif (au sens statistique du terme), que ce soit de la population suisse romande ou même genevoise. Les variables sociologiques lourdes habituelles (âge, sexe, profession, etc.) ne sont évidemment pas strictement représentées. En fait, les distorsions, par rapport aux critères d'un échantillon vraiment représentatif, se révèlent, après un classement des auteurs de lettres en fonction de ces variables, beaucoup moins importantes que prévues. Mais là n'est pas le problème. C'est la *méthode* qui est spécifique. Elle est de nature essentiellement *qualitative*. Ainsi, ce n'est pas la représentativité statistique de tel ou tel trait qui est le critère déterminant mais le *degré de profondeur* de la saisie du phénomène (ici la xénophobie). La démarche est davantage casuistique, clinique que statistique.

Nous ne nous attachons pas à opérationnaliser des concepts mais à fonder l'analyse sur la concrétisation et l'illustration d'aspects peu étudiés de la xénophobie (restituant le vécu des locuteurs. Renonçant à une standardisation qui refoule cette dimension vécue, nous cherchons à dégager la perception et la définition de la réalité sociale *par la population elle-même*. Cette démarche résulte de la critique de certaines catégorisations sociologiques qui atrophient et aseptisent à l'excès les phénomènes sociaux. Elle consiste à atteindre le plus social à partir du plus individuel.

Contrairement à la logique de la quantification des fréquences, on pourrait dire, comme dans la théorie de l'information, que plus faible est la probabilité d'occurrence d'un thème, plus grande est la quantité d'informations qu'il apporte.

La technique de base de notre recherche consiste à lire et à relire les lettres afin d'arriver à une véritable imprégnation. On se souviendra à ce propos que Lévi-Strauss prenait un temps tel pour s'imprégner de la substance des mythes qu'il les savait tous pratiquement par coeur.

En d'autres termes, on pourrait dire qu'il s'agit d'une approche de l'"intérieur" par opposition à l'extériorité du langage des variables propre à la quantification.

D'un autre point de vue, nous ne partons pas d'une théorie a priori ou préfabriquée pour aborder le phénomène de la xénophobie. Si dans l'analyse classique on va de la théorie aux données, nous voulons tenter l'inverse. Cela ne signifie pas que nous refusons toute théorisation, bien au contraire. Si nous l'écartons au départ, ce n'est que pour mieux y revenir. C'est pour éviter de limiter notre perception et nos investigations aux cadres étroits d'une théorie toute faite que nous inversons la logique classique. Le remplacement du chemin conduisant de la théorie aux données par celui qui veut aller des Données à la Théorie devrait enrichir à la fois les données et la théorie. On peut d'autre part relever le fait qu'en matière de xénophobie, on a davantage analysé ses aspects à travers des documents écrits classiques (presse, manifestes de ces mouvements) et à partir du point de vue des dirigeants. Dans le cas présent, en revanche aucune priorité n'est accordée aux dirigeants ou à la presse officielle, puisque nous analysons le courrier des lecteurs de journaux, soit la *base* de ces mouvements, la partie de la population dans laquelle ils trouvent leur électorat.

Nous cherchons à dégager les *traits essentiels*, les fondements les plus géné-

raux et déterminants à la xénophobie. Une telle optique diffère également de celle présente dans les études centrées sur la recherche des *thèmes* ou *leitmotive* qui reviennent le plus fréquemment dans le discours xénophobe. En la matière, les recherches sont d'ailleurs nombreuses. Ainsi, on a pu constater que la xénophobie va de pair avec l'anti-communisme, le corporatisme, le catastrophisme, la peur du surpeuplement, la "décadence morale", l'effritement des valeurs traditionnelles, etc. Dans la lutte contre la xénophobie, les opposants à ces initiatives en restent précisément à ce niveau, en opposant d'autres thèmes à ceux évoqués par les xénophobes et en essayant par exemple de montrer leur fausseté ou aberration⁸. Or, le discours xénophobe est efficace⁹. D'où l'orientation des investigations vers des niveaux plus profonds, vers les mécanismes généraux qui sous-tendent le fonctionnement de la pensée des xénophobes. Concrètement, trois grands objectifs guident le développement de nos investigations. Nous cherchons à appréhender :

- la structure et le fonctionnement général de la pensée des partisans et des adversaires¹⁰ des mouvements xénophobes (mécanismes cognitifs, structure du raisonnement et de l'argumentation);
- la perception et la définition de la réalité sociale;
- la vision générale de l'homme, de la société et de l'histoire.

De tels objectifs sont considérables, beaucoup trop vastes pour être pleinement atteints par nos premières recherches. Sans du tout avoir la prétention de répondre à tous ces objectifs, nous pensons néanmoins que les problèmes doivent être posés à ce niveau si l'on veut apporter quelques éléments d'information, aussi modestes soient-ils, sur ces *mécanismes fondamentaux*.

Parmi les nombreuses limites de notre travail, l'une doit être clairement précisée afin d'éviter certaines confusions: le phénomène de la xénophobie doit évidemment être réinséré dans le contexte économique, social et politique qui l'a engendré. Nous le ferons, mais ultérieurement, car nous voulons d'abord approfondir le phénomène en lui-même. Si l'on admet que le progrès scientifique passe par le découpage et la délimitation des phénomènes, il se révèle néanmoins que les remembrements ultérieurs de la connaissance sont d'autant plus riches que des préoccupations autres que purement empiristes ont été présentes dès le départ. Le reproche de psychologisme, par exemple, ne nous paraît, par conséquent, nullement pertinent.

Un autre reproche qui pourrait être adressé à la présente recherche réside dans l'apparente orientation *culturaliste*. Notre objectif consiste en effet à dégager

⁸ C'est un ethnocentrisme d'intellectuel que de croire que la mise au jour des "erreurs" ou "contradictions" d'une idéologie suffit à la neutraliser. Certaines idéologies foisonnent de contradictions sans que cela n'ébranle leurs pouvoirs d'attraction.

⁹ Ce phénomène est connu de la sociologie du langage: un discours ne doit pas être vrai pour être efficace.

¹⁰ L'opposition partisans/adversaires est plus adéquate que celle entre xénophobes et non-xénophobes. Elle seule sera dorénavant utilisée. En effet on peut avoir voté contre ces initiatives et être néanmoins xénophobe; inversement, un vote pour ces initiatives n'implique pas forcément, même si c'est souvent le cas, une attitude xénophobe.

les traits généraux et structuraux de la xénophobie davantage que ses variations selon les classes sociales, la profession, l'âge ou le sexe, par exemple. Ainsi, une lettre de lecteur ne nous intéresse pas en fonction des caractéristiques individuelles de l'auteur, mais dans la mesure où elle permet d'approfondir la connaissance de la structure profonde de la xénophobie. Le problème des variations, tout à fait primordial certes, retiendra notre attention ultérieurement. Le reproche de culturalisme serait néanmoins injustifié car à partir de cette structure profonde, nous allons construire une *typologie* aussi bien des partisans que des adversaires, ceci en fonction des différentes combinaisons des éléments de base de cette structure profonde, combinaisons incarnées par tel ou tel groupe réel.

3. PREMIERS RÉSULTATS DE LA RECHERCHE

La structure profonde de la pensée des partisans se révèle notamment à partir

- (a) de la perception qu'ils ont des rapports sociaux
- (b) de leur opposition à la "surpopulation et à l'emprise étrangère".

Leur perception des rapports sociaux est elle-même fonction de trois critères essentiels :

- la nationalité
- l'opposition dirigeants/reste de la population
- l'opposition entre le normal et le déviant.

3.1. La nationalité

L'importance du critère de la *nationalité* n'a pas de quoi surprendre. La xénophobie, en tant que rejet de l'étranger, implique le nationalisme. Ce qui frappe cependant c'est la force, la profondeur et le caractère de généralité déterminante de ce critère. Il constitue même l'élément de référence pour juger les Suisses eux-mêmes : l'opposition entre les "vrais" et les "mauvais" Suisses, opposition qui révèle à son tour l'importance du caractère moral de leur pensée. Le *moralisme* constitue en effet un premier mécanisme de base de la structure profonde de la pensée xénophobe, un élément-clé de son système d'argumentation. Parmi les "vrais" Suisses sont rangés la population laborieuse et les "petits"; ce sont eux les détenteurs des "valeurs suisses." Eux peuvent parler au nom du pays entier, contrairement aux "mauvais" Suisses qui font passer leurs intérêts personnels, égoïstes, avant la solidarité nationale. Les "vrais" Suisses savent faire des sacrifices au nom de la solidarité nationale.

S39¹¹ "Mon message va débiter avec des félicitation à l'attention de M. James Schwarzenbach, notre ex-dirigeant. D'abord pour avoir eu le courage d'exprimer publiquement ses opinions personnelles à l'encontre de la surpopulation étrangère, d'avoir dit très haut ce que beaucoup d'entre nous (les vrais Suisses) pensent tout bas..."

¹¹ Définition des sigles: S = Journal "La Suisse", J = Journal "Tribune de Genève", T = Télévision suisse romande.

"N'avons-nous pas déjà assez de "faux" Suisses (naturalisés s'entend) au pouvoir? où donc sont les vrais? Ceux vraiment capables de comprendre et de diriger courageusement notre pays, en sachant affronter et surmonter toutes nos difficultés et nos problèmes internes?"

Il y a aussi les "faux" Suisses: les immigrés naturalisés. La nationalité ne se définit pas par le passeport mais par l'identité culturelle. Un étranger reste un étranger tant que la moindre spécificité linguistique, culturelle, n'a pas disparu. Un "bon" étranger ne peut être qu'un étranger invisible (une telle "intégration" s'apparente à l'ethnocide).

T 32 "Pour conclure, je vous laisse méditer cette phrase que j'avais entendue et qui m'est toujours restée: un naturalisé fait un Suisse de plus, mais pas un étranger de moins."

T 44 "Je suis contre la naturalisation. Nous sommes déjà saturés. Et ces nouveaux Suisses resteront toujours dans leur cœur profondément Italiens, Espagnols, du pays de leurs parents."

Les valeurs suisse ne sont cependant jamais définies, explicitées; elles apparaissent indirectement, par opposition aux griefs adressés aux étrangers. La mise au jour des défauts des immigrés devient une mise en valeur des qualités des Suisses.

T 50 "Quantités d'étrangers sont de vraies couleuvres. Ils ne travaillent pas assez s'il n'y a pas de chefs derrière. Ils discutent et le travail n'avance pas."

Un bref exemple peut faire comprendre la profondeur d'ancrage de l'ethnocentrisme foncier que constitue ici le nationalisme. Il transcende en fait toute une série d'autres critères de surface. Ainsi en est-il du sentiment de justice. Pour les partisans, la justice n'est pas synonyme d'égalité mais de priorité, de priorité aux Suisses; il y a justice dans la mesure où les Suisses ont la priorité, en toutes circonstances, sur les travailleurs immigrés. Du même, la solidarité nationale prime sur la solidarité ouvrière: justice et solidarité nationalistes de classe.

J 4 "On nous dit aussi que, nous Suisses, nous ne ferions pas les travaux que font les étrangers (voiries, poubelles, etc.). Mais combien y en a-t-il qui le font? sur les 1'500'000 étrangers habitant en Suisse quel pourcentage cela représente-t-il? Si les Suisses ne veulent pas le faire, ils ont raison. Pourquoi faudrait-il qu'ils fassent ce travail et que le beau travail soit fait par les étrangers?"

Dans ce cadre de référence ethnocentrique, la dévalorisation des étrangers est une conséquence immédiate de la valorisation inconditionnelle des Suisses. Les travailleurs immigrés occupant généralement des postes de travail non qualifiés, on constate un glissement de la fonction à l'homme. Ce glissement a une fonction idéologique en ce sens qu'il permet de justifier les positions subalternes des immigrés en même temps qu'il légitime la mobilité professionnelle ascendante des ouvriers suisses.

S 1 "Nous Suisses pouvons affirmer que si un jour nous refusions de travailler avec les étrangers, une bonne partie de ces gens pourraient repartir dans leur pays. Car de la présence de l'ouvrier Suisse dépend souvent le travail de l'étranger. Enlever dans une usine les ouvriers suisses qualifiés, ce sont des milliers d'étrangers qui peuvent retourner chez eux. Il est d'ailleurs calomnieux de prétendre que les Suisses ne veulent pas se salir les mains..."

“...Dès qu'ils le peuvent, ils trouvent un travail moins pénible comme à la Migros; une année après, ils sont huissier dans une banque pendant que le Suisse, lui, reste fidèle à sa place de travail.”

Au mécanisme de base que constitue la dévalorisation des étrangers sont liés deux autres mécanismes : la *généralisation* et l'*homogénéisation*. Les partisans ne disent pas que *tous* les étrangers sont des délinquants, mais que tout étranger est susceptible d'être délinquant. L'étranger est un délinquant en puissance. Les étrangers sont *homogénéisés* dans l'Etranger. Une logique d'*essentialisation* et de *naturalisation* est sous-jacente. L'Etranger devient un archétype et un accumulateur de traits négatifs : la généralisation de la suspicion fonde la racisation.

- S 3 “Ce sont les étrangers qui gueulaient dans nos rues. Ha, c'était beau à voir. Qu'attendons-nous pour renvoyer cette clique chez eux, ces voleurs qui remplissent nos prisons. Ce serait une belle occasion de mettre de l'ordre chez nous.”
- T 44 “Et les Italiens et autres nous amènent par leur manque d'hygiène de la vermine. La preuve, la Tribune de Genève, nous a révélé en son temps que nous étions envahis de blattes et de cafards que nous apportaient les ouvriers étrangers.”

On relèvera l'appréhension biologisante de la société. Les étrangers diffèrent des Suisses non par des traits culturels mais par leur nature même. La délinquance étrangère n'étonne pas, celle des Suisses surprend. Un Italien est italien comme un Noir est noir. Généralisation racisante et biologisation du social constituent deux mécanismes socio-cognitifs étroitement liés.

Dans la “philosophie” fondamentale du racisme, les conflits ne sont pas solubles, les contradictions impossibles à dépasser. D'où les modes de négation-destruction de l'étranger, de l'Autre, qui vont du refus de voir (le bon étranger est l'étranger invisible) à l'expulsion (la déportation), voire à l'extermination dans certains cas historiques limites, mais bien réels.

Le discours des “bons” Suisses sur les immigrés fait apparaître d'autres mécanismes généraux. L'émigration est considérée comme résultant d'*actes individuels* et *volontaires*, comme si tous les immigrés se trouvaient face au choix libre et simple de rester dans leur pays ou de le quitter. Le moralisme fait dès lors considérer l'immigré comme un traître à sa patrie.

- T 61 “D'ailleurs, c'est aussi immoral de la part de ces gens qui, *pour de l'argent, abandonnent et désertent* leurs pays respectifs qui sont tous plongés dans la plus grande misère et qui ont besoin de bras pour travailler.”
“Mais dans tout ceci, chacun ne voit que son intérêt personnel avant le bien de la nation.”

Ces éléments sont indicatifs d'une perception atomistique et kaléidoscopique du social. Une telle structure socio-cognitive se situe à l'opposé d'une pensée structurale et relationnelle tenant compte du poids des déterminismes économiques et sociaux. Pour les partisans, tout se passe comme si la liberté et la capacité d'action d'un individu ne connaissaient aucune limite. Pour eux, les déterminismes sociaux n'existent pas. Il suffit de vouloir pour pouvoir. Le *volontarisme* est un autre mécanisme à insérer dans la structure socio-cognitive de base propre aux partisans.

Volontarisme et moralisme sont, eux aussi, étroitement dépendants. On trouve une véritable moralisation des problèmes sociaux. Un ordre moral régit l'histoire et cet ordre est immuable, nullement historique ou relatif à un contexte économique, social et politique donné. Cette vision moralisatrice exclut la prise en considération des facteurs matériels. Moralisme morbide¹².

3.2. *La distinction entre le peuple et les dirigeants*

Pour les xénophobes, la société ne se définit pas en termes de classes sociales et de lutte de classes, de gauche ou de droite, etc. Il y a d'un côté les *dirigeants*, de l'autre le reste de la population, le *peuple*. Il n'est jamais question des intérêts spécifiques d'une classe sociale, mais d'*intérêt général*. Ne sont jamais mis en cause la position sociale, de classe, des dirigeants ou du patronat, mais leur "égoïsme", leur "goût effréné du profit", bref leur attitude incompatible avec l'intérêt général. Il y a ainsi des profits justes et des profits injustes (exagérés). La notion même de profit n'est jamais mise en cause. La critique porte non sur un système social donné mais sur des individus donnés.

L'explication des difficultés économiques et sociales de la Suisse parmi lesquelles figurent "la surpopulation et l'emprise étrangères" se fonde sur les erreurs individuelles des dirigeants économiques et politiques, accusés d'avoir "vu trop grand". Leur faute (moralisme) est de nature quantitative.

T 20 "Vous parlez de l'immigré, vous parlez des industriels et patrons, mais alors vous ne parlez pas du Suisse en Suisse (en tant que Suisse)...
"J'espère que dans l'émission de TV il y aura : des Suisses partisans ou opposés, mais pas des industriels et des patrons..."

S 15 "Je suis stupéfait et démoralisé quand je vois ce que la HAUTE FINANCE fait pour son propre porte-monnaie sans penser un seul instant à la Suisse qui devrait être notre pays. C'est d'un égoïsme pur. Car ces gens de la Haute Finance, ayant tous déjà atteint un certain âge pensent : "Après moi, la fin du monde". Ils ne se soucient pas de ce qu'advientra notre pays, et dans quel pétrin devront vivre nos enfants quand ils auront atteint l'âge adulte..."

Une politique "fausse" suppose qu'une politique "juste" soit possible. Il suffirait que les dirigeants économiques se contentent de profits moins importants et que les quelques "mauvais" dirigeants politiques, ceux qui ont laissé faire les dirigeants économiques par exemple, soient remplacés.

On remarquera que les liens entre pouvoir économique et pouvoir politique ne sont point perçus. Si les dirigeants économiques se soucient surtout de leurs intérêts économiques particuliers, les dirigeants politiques sont là pour défendre l'intérêt national.

S 2 "Cher vieux Palais Fédéral,
Te souviens-tu de ce jeune garçon de la bourgade de Lucerne, qui en 1343, ayant surpris les propos tenus par les membres de la conjuration des Manchés rouges, fut découvert et à qui l'on fit jurer de ne rien révéler sans quoi les conjurés le mettraient à mort ?

¹²Gabel (1962).

"Il se rendit peu après dans la Salle du Conseil où siégeaient les notables et raconta tout ce qu'il savait.

"Comme je ne veux attaquer personne, je m'adresse à toi pour te dire une bonne fois tout ce qu'un citoyen suisse a sur le cœur depuis pas mal de temps...

"Cher Vieux Palais, il faut remettre de l'ordre dans la maison. Renvoie ces mauvais conseillers, chasse ces pharisiens du temple qui ne songent qu'à leurs intérêts et à ceux de leurs amis. Quand tu auras fait preuve de justice et de paix sociale, alors je recommencerai à te respecter comme te respectaient nos aïeux.

Ne m'en veux pas de ma franchise mais il fallait que ça sorte."

D'un point de vue épistémologique, les xénophobes seraient nettement taxés d'*idéisme*. Se retrouve ici leur pensée a-structurelle, a-relationnelle et a-déterministe.

Ce qui frappe dans le système de pensée des partisans, c'est l'étroite *interdépendance* des différents mécanismes, leur *caractère de système*. Chaque trait ou mécanisme appelle les autres. C'est une preuve que l'on se situe à un niveau de profondeur certain, au niveau d'une structure qui détermine l'ensemble des attitudes et comportements des individus. Cette *structure socio-cognitive* nous semble plus fondamentale et déterminante que le concept d'attitude des psychologues sociaux.

3.3. L'opposition normal/déviant

Cette catégorie fondamentale et omniprésente est *implicite*, ce qui traduit sans doute son caractère déterminant. On peut en effet la repérer à tous les niveaux. Si l'on considère la perception de l'histoire suisse, cette dernière était normale jusqu'à il y a quelques années. Puis il y a eu déviation, déviance par rapport à cette norme. Il s'agit là d'un autre trait fondamental de cette forme de pensée : la *spatialisation* (phénomène plus profond que le *passéisme*), soit la saisie de la réalité présente à partir des catégories de perception du passé.

S 19 "Il est grand temps de penser à l'avenir de notre petit pays et de son peuple. Il est grand temps de serrer les coudes au lieu de créer stupidement un mur... entre "xénophobes" et "suissophobes". Car seulement si nous sommes capables de retrouver le sens de la mesure, d'abandonner cet héritage haïeux du siècle dernier, la lutte des classes et d'accepter dans un grand élan de *solidarité nationale* les sacrifices qui s'imposeront, nous serons dignes de nos pères et nos fils pourront fêter le 700^e anniversaire de la Confédération en paix."

J 14 "Chers concitoyens, concitoyennes de toutes classes, nous n'allons pas nous insulter. Quand nous sommes constipés, nous prenons une purge cela fait un peu mal mais ensuite on est beaucoup mieux. Votez l'initiative et vous aurez sauvé la Suisse."

La Suisse du passé est idyllique, immortelle; son histoire est a-historique. Et cette image de la Suisse a comme pénétré le code génétique de chaque Suisse.

Cette intimité est également en rapport avec une *perception du social sur le mode familial* : régression du politique au psycho-familial dit G. Mendel¹³.

¹³Mendel (1972).

- J 6 "Notre mère patrie va-t-elle mourir ou quoi? Va-t-on trouver un médicament pour la soigner?"
- T 55 "Nous demandons à nos autorités de renoncer à leurs gros salaires, de travailler pour la MÈRE PATRIE en renonçant à tous leurs avantages, et en se contentant d'un salaire d'employé comme tout le monde."

Les rapports sociaux sont assimilés aux rapports de dépendance mère-enfants. Les conflits familiaux provoquent en général la réprimande, la culpabilisation. Sur le plan socio-politique cela revient par exemple à "faire la paix" entre ouvriers et patrons, à "se donner la main".

Cette vision psychologisante et régressive reflète l'intériorisation des rapports sociaux de dépendance.

L'opposition norme/déviance se retrouve dans la perception du changement social. Le changement est par définition quelque chose de néfaste. Il ne s'agit pas seulement d'une attitude traditionaliste, mais d'une appréhension du changement comme résultant de l'action maléfique de tel ou tel groupe social ou de tels ou tels individus. C'est ce que J. Gabel dénomme la *perception policière de l'histoire*¹⁴: le changement est toujours le fruit de la déviance, du comportement anormal de certains individus ou groupes sociaux (l'égoïsme des patrons ou la trahison des immigrés); il n'est pas dû à des facteurs structurels mais à des comportements non conformes à un système de normes immuables. Il est évident que les travailleurs immigrés sont considérés par les partisans comme la cause essentielle du changement et de la déviance.

L'argument de base réside dans la formule: "il y a trop d'étrangers". Cet aspect quantitatif n'est qu'une manifestation de surface d'un mécanisme plus général et profond: la *réfication quantitative du social*. C'est l'importance donnée aux chiffres:

- T 1 "L'Allemagne, pays très industrialisé compte environ 3 millions d'étrangers; par rapport à la Suisse, elle devrait avoir environ 12 millions d'habitants étrangers."

aux critères quantitatifs. L'homme, et tout particulièrement l'immigré, n'est plus qu'une unité numérique. Cet univers du nombre est dissocié de tout contexte économique et social. La population d'un pays se règle comme le niveau d'un barrage: s'il y a trop d'eau, il suffit d'ouvrir les vannes. Le monde du social devient géométrique, la causalité linéaire. Le mieux-être est fonction d'une variation quantitative.

- S 28 "Conséquence d'un OUI le 20 octobre:
Exemple à Genève: la population diminuera de 25%. Cela donnera 25% d'appartements disponibles pour les Suisses qui pourront enfin loger décemment. Les prix des appartements, le prix des marchandises baisseront du fait de la diminution de la demande, donc échec à l'inflation.
"Le travail de ces super-gardiens qui veillent sur notre bien-être, les fonctionnaires, diminueront de 25%. Ce qui permettra à notre tuteur gouvernement de rendre à l'industrie privée 25% de ces dits fonctionnaires. Etant donné leurs hautes qualifications, ils remplaceront avec bonheur la main-d'œuvre étrangère et de ce fait la production de notre industrie augmentera."

¹⁴ Gabel (op. cit.).

A ce moment, le gouvernement déchargé de son excès de fonctionnaires se sentira assez riche pour diminuer de 50% les impôts et d'avoir encore ses caisses si pleines que tout le monde vivra dans l'euphorie la plus absolue. Les services industriels qui souffrent aussi d'un excès de personnel, mais qui ne veulent pas les renvoyer, de peur de les voir sans travail, les relâcheraient alors avec plaisir, sachant que notre industrie en aura un si grand besoin. Une fois encore cette arrivée d'un personnel aussi capable, renforcera la haute qualité de nos usines, sans augmenter la population du canton. Et encore et surtout la pollution de l'air des routes, la diminution du bruit rendra à notre population force et équilibre.

A la réification quantitative, on peut ajouter la *réification morale* du social: le changement est dû aux comportements inadéquats:

- J 40 "La *"récession"* !!! Elle est à notre porte et comme l'a dit récemment M. Brugger: *"elle sera longue et dure"*. Tant mieux donc! si elle peut calmer un peu les appétits démesurés de nos affairistes et autres sordides spéculateurs immobiliers, qui après avoir vendu le tiers de notre pays aux étrangers, sont en train de tuer chez les Suisses (qui le sont encore) l'esprit civique, l'amour de la Patrie, le folklore. Refus de servir, mouvement séditieux, drogue, immoralité, pornographie, pollution de l'environnement et des esprits, etc.
- "...Dans ce cas là, nous verrions assez bien que la Suisse soit proclamée: *zone internationale* au modèle de Tanger, Hong Kong, Gibraltar...où serait rassemblé tout le ramassis, la clique, la lie d'une population étrangère, trafiquant de concert avec nos "vautours" suisses de la grosse finance et autres affairistes de tous poils, destructeurs de nos institutions démocratiques. Dans ce cas-là, alors, qu'on nous foute la paix une fois pour toutes avec les discours patriotiques, les élucubrations pleurnichardes du 1er août et les sermons lénifiants et bêtises des pasteurs et des curés. Cela n'est *absolument pas conciliable avec la surpopulation étrangère!* et qu'on foute sur nos drapeaux et sur la porte de l'Hôtel-de-Ville: 'un Suisse pour tous les étrangers et tous les étrangers pour un Suisse'."

égoïsme, culpabilité, trahison, mauvaise volonté, etc. La causalité linéaire n'exclut pas une *causalité subjective* (volonté de modifier un aspect de la réalité sans tenir compte des autres aspects) elle-même directement liée au volontarisme. On pourrait même parler de *sursaturation causale* lorsque la causalité des phénomènes sociaux est systématiquement attribuée à un même facteur, aux immigrés en l'occurrence; les partisans se sentent menacés par les immigrés sur tous les plans: économiquement, culturellement et politiquement. La possibilité d'un changement *endogène* leur semble exclue. Le Mal provient forcément et nécessairement de l'extérieur. Ne prenons que l'exemple de l'anticommunisme: de même qu'un étranger est considéré comme un délinquant en puissance, il est suspecté d'être communiste, ce qui est condamnable en soi dans l'optique d'un partisan de ces initiatives.

Il ne nous est pas possible de présenter tous les mécanismes mis au jour à partir des nombreuses lectures de ces lettres de lecteurs. Notre intention consistait simplement à montrer la différence fondamentale qu'il y a entre une analyse thématique et le recherche de mécanismes qui ne peuvent être conçus qu'en tant que système par opposition à une suite discontinue de thèmes. Les traits de système et de totalité des mécanismes sont eux-mêmes dus à leur caractère de structure profonde par opposition à la structure de surface des thèmes.

Jusqu'ici l'accent a été mis sur les traits communs aux partisans. Il est pourtant évident qu'il existe aussi des différences, même très importantes entre partisans eux-mêmes. D'où notre second objectif: l'établissement d'une *typologie*.

4. LES FONDEMENTS DE LA TYPOLOGIE DES PARTISANS DES MOUVEMENTS XÉNOPHOBES

Une analyse approfondie révèle que trois *dimensions* comportant chacune deux *tendances* constituent le noyau de base de la typologie. Ces trois dimensions sont les suivantes:

- la perception des rapports sociaux,
- la perception de l'étranger,
- l'interprétation du changement.

4.1. *La perception des rapports sociaux*

Les deux tendances présentes dans la *perception des rapports sociaux* sont les suivantes:

- absence de toute conscience de classe
- conscience nationaliste de classe.

Face à l'étranger, dans le cadre de ces deux tendances, sont valorisés la communauté des intérêts de tous les Suisses. Avec la première tendance, même si la stratification sociale est perçue, toute conscience de classe est ignorée. La seconde tendance fonctionne sur un mode dualiste, se référant à deux solidarités différentes:

- solidarité interclassiste par rapport à tout ce qui est Etranger,
- solidarité des classes populaires lorsque ces dernières sont confrontées aux seuls acteurs sociaux suisses, d'où l'expression *conscience nationaliste de classe*.

4.2. *La perception de l'étranger*

Les deux variantes de la *perception des étrangers* peuvent être qualifiées de la façon suivante:

- attitude xénophobe
- réification de l'étranger.

L'attitude xénophobe ne nécessite pas d'explication particulière. Une comparaison constante entre Suisses et étrangers, sous-tendue par une logique de dévalorisation des étrangers et de valorisation implicite des Suisses, est à la base de cette attitude.

Dans la *réification de l'étranger*, en revanche, le comportement des étrangers n'est plus condamné. Ils n'apparaissent même plus comme des êtres concrets et vivants, mais deviennent de purs objets, des abstractions numériques, des nombres en surnombre, des quantités que l'on manipule comme des marchandises.

4.3. L'interprétation du changement

Les deux formes d'interprétation du changement :

- la conception policière de l'histoire,
- la conception mécaniste de l'histoire.

Dans la conception policière de l'histoire, le changement est d'abord un phénomène négatif en soi : l'évolution négative est attribuée à la culpabilité de certains individus ou groupes et si la responsabilité de quelques-uns ne suffit pas, surgit la théorie du complot : le changement est attribué à l'action clandestine et concertée de "meneurs" (qu'il suffit de mettre hors d'état de nuire). Une telle optique est bien sûr tributaire de mécanismes tels le volontarisme, le moralisme et la personnalisation de la trame sociale.

La conception mécaniste de l'histoire est en rapport avec la *réification quantitative* du social et la causalité linéaire. Tout étant lié de façon linéaire, il suffit par exemple de modifier le facteur population (réduire la population étrangère) pour que les équilibres se rétablissent. Une telle conception suppose une réversibilité du temps et de l'espace : pensée a-historique et a-structurelle.

La combinaison de ces dimensions et tendances ainsi que la confrontation de cette combinatoire avec les groupes d'individus étudiés permet de définir trois groupes que nous conceptualisons de la façon suivante :

- les nationalistes xénophobes,
- les nationalistes populistes,
- les nationalistes technocrates.

Cette conceptualisation prouve que ce n'est pas l'attitude xénophobe en soi qui est le critère déterminant mais le *nationalisme*. Tous les partisans sont nationalistes mais seul un groupe de nationalistes est véritablement xénophobe.

4.3.1. Les nationalistes xénophobes

Par rapport aux trois dimensions ci-dessus, ils se caractérisent par une absence de conscience de classe, une attitude xénophobe, bien sûr, et une conception policière de l'histoire. Il y a toujours communauté d'intérêts chez les ressortissants d'un même pays, d'où aussi une vision non conflictuelle du social. La réification morale des étrangers est fortement présente, de même que leur dévalorisation. Le refus de la différence n'est qu'un premier stade car l'autre est non seulement Autre mais encore cause de tous les maux. Le changement social est dû au comportement "déviant"; l'action sociale est dissociée des conditions objectives et le passéisme très marqué. Le critère pertinent n'est pas la position sociale mais l'opposition implicite normal/déviant. Le changement social est dû au dérèglement des mœurs, au laisser-aller coupable. Cette réification morale est liée à la conception policière de l'histoire. L'histoire se développe comme un roman policier.

4.3.2. Caractéristiques des *nationalistes populistes* : conscience nationaliste de classe et réification marchande de l'étranger. La perception du changement

n'est pas pertinente ici. Ces nationalistes populistes ont une perception conflictuelle des rapports sociaux, pour autant qu'il s'agisse des Suisses. Seraient-ils xénophobes par accident? S'ils appuient les initiatives xénophobes, c'est qu'ils y voient un moyen de défense *immédiat* de leurs intérêts. Ils parlent même de l'exploitation des travailleurs immigrés, mais ils sont nationalistes. Sur nombre de points, ils sont "de gauche", mais "s'il n'y a plus de travail c'est quand même pas les Suisses qui vont partir". Un scepticisme certain envers les partis politiques leur est propre aussi. En revanche, ils ne sont ni nostalgiques, ni passéistes ou visionnaires catastrophistes; au contraire, ils apprécient leurs acquis matériels et tiennent à tout prix à les conserver.

4.3.3. Caractéristiques des *nationalistes technocrates*: absence de conscience de classe, réification marchande de l'étranger et conception mécaniste du changement.

Il existe chez eux un souci très net de présenter une Suisse sans conflits graves. Ils attribuent comme cause première aux divergences d'intérêts l'*incompétence* des dirigeants. Attachement à la *hiérarchie*, à la *compétence*, discours sur le pouvoir en termes de confiance, primauté de l'intérêt national, "nationalisme de qualité" (*made in Switzerland*) constituent d'autres thèmes spécifiques. Les immigrés, bien qu'objets du discours, en sont en fait les grands absents. Ils deviennent des entités abstraites que l'on doit déplacer si le coût excède le profit. Le social devient un univers de chiffres et de quantités en déplacement.

5. LES ADVERSAIRES DES MOUVEMENTS XÉNOPHOBES

Voyons maintenant en quelques mots les mécanismes socio-cognitifs à l'œuvre chez les adversaires des initiatives xénophobes. L'objectif consiste à établir une typologie, non pour elle-même, mais par opposition aux partisans, en termes de *degré de rupture* par rapport à la structure de base du fonctionnement socio-cognitif des partisans. Quels mécanismes persistent ou disparaissent chez les adversaires? D'autres mécanismes les caractérisent-ils?

L'ordre de présentation des types d'adversaires est fonction du degré de rupture par rapport aux partisans: de la rupture minimale (quasi-identité entre partisans et adversaires) jusqu'à la rupture maximale.

5.1. *Degré de rupture minimum: les arguments économes.*

Dans ce premier groupe, la réification marchande subsiste. L'opposition aux initiatives est due à la thèse du "suicide économique": expulser les immigrés reviendrait à aggraver la situation présente. Les immigrés étant utiles, il faut les garder. Ce qui signifie aussi que s'ils étaient inutiles, il faudrait les renvoyer.

S135 "Deux fois moins d'étrangers? alors!

1. qui conduira les camions de la voirie?
2. qui videra les poubelles?
3. qui fera le nettoyage des rues?
4. qui conduira les camions à 5h. du matin, qui balayera et lavera nos rues?

Ce ne sera pas les Suisses; en France, ce sont les Arabes qui font ce travail.

5.2. Degré de rupture intermédiaire : le discours humaniste

Ce discours a comme caractéristique de ne pas tenir compte des liens qui existent entre la nature du système économique et les conditions d'existence concrètes des individus. Le volontarisme et le moralisme y sont fortement présents.

On peut distinguer :

- la tendance humanitaire,
- la tendance humaniste.

5.2.1. Dans cette optique, les immigrés sont presque identifiés à des réfugiés ou à des victimes de guerre que la Suisse, par tradition, doit secourir. C'est l'idée de la Suisse comme bon samaritain international. Dans ce discours n'apparaissent pas les phénomènes de l'exploitation et de la ségrégation sociale. Il y a aussi refus de voir le problème sous ses aspects politiques. Le discours se veut explicitement apolitique :

J135 "Je suis profondément peiné en pensant à ce que doivent ressentir les étrangers, à leurs inquiétudes et peut-être à leur déception, au sujet de notre peuple. La Suisse, terre d'asile, patrie de Henri Dunant, qu'est-ce que cela signifie aujourd'hui? Est-ce que vraiment les Suisses ont perdu tout sens de l'hospitalité, tout sens du respect humain, en un mot tout sentiment?"

La générosité de ce discours se développe néanmoins sur un fond d'ethnocentrisme. Expulser des immigrés est indigne de la Suisse. Qu'en serait-il de sa réputation. Orgueil blessé? Beaucoup ne parlent en fait que des conséquences qu'auraient de telles expulsions pour les Suisses (le sort des Suisses qui se trouvent à l'étranger, les couples mixtes, les vacances à l'étranger, etc.).

S136 "Nous, peuple suisse, nous ne pourrions plus passer nos vacances à l'étranger. Ni en Italie, ni en Espagne, ni en France, ni ailleurs. Ils nous casseront la figure et brûleront nos voitures."

5.2.2. Dans l'optique *humaniste*, en revanche, les conditions concrètes des immigrés sont prises en considération. L'attitude est de nature compréhensive, on essaye de se mettre à la place de l'immigré. Le refus de la perspective volontariste est actif : l'immigré ne quitte pas son pays par volonté de s'enrichir, mais à cause de la situation économique générale des pays d'émigration. La réification morale ("trahison", "égoïsme", etc.) disparaît également.

S101 "Ils sont venus parce que dans leur pays, ils avaient faim. Ils avaient une femme, des enfants, ils les ont quittés pour pouvoir les nourrir. Ils ont tout accepté de nous (les baraquements, cela vous dit-il quelque chose?) Et maintenant, nous voudrions en mettre la moitié à la porte. Autrement dit, on en renverrait une bonne partie à la misère d'autrefois."

Ce discours ne différencie ni groupes sociaux, ni classes sociales. La Suisse devient une unité homogénéisée : "nous", "on", "les Suisses" doivent aider les immigrés. Il se veut apolitique.

On y trouve ensuite un refus actif des arguments économistes. Ce discours débouche parfois sur une sorte d'humanisme abstrait pour lequel importe davantage l'image de l'étranger que sa situation concrète.

5.3. *Le niveau de critique le plus radical: la défense des immigrés en Suisse.*

Dans ce cas il ne s'agit plus seulement d'empêcher leur expulsion, mais d'améliorer leurs conditions en Suisse. En bref, on se trouve en présence d'un humanisme concret nettement politique, par opposition à l'humanisme abstrait apolitique. Même les catégories nationales sont remises en cause.

- T 13 "Pourquoi jusqu'à ce jour, aucun parti politique n'a encore lancé une initiative pour donner le droit de vote aux étrangers, car en ayant le droit de vote cela donnerait aux étrangers le droit de faire du service militaire et pourquoi pas, par la suite, de devenir Conseiller fédéral...
... Je pense qu'une partie de ces Messieurs, autour de la table, aiment seulement les étrangers à titre de travailleurs et que cela ne va pas plus loin. Si cela n'est pas le cas qu'on accorde aux étrangers les mêmes droits qu'aux Suisses."

Chez d'autres, encore plus minoritaires, cette remise en cause débouche sur un discours en terme de solidarité de classe et de critique du capitalisme.

- J 10 "La main-d'œuvre étrangère a été acceptée et désirée pour jouer sur les salaires, ce qui n'est pas d'aujourd'hui, ou pour créer un climat anti-social, afin de reprendre en mains une masse qui leur échappe de plus en plus...
» La main-d'œuvre étrangère n'est qu'un potentiel de production. De ce fait, le côté humain n'entre même pas en ligne de compte...
» Nous n'oublions pas que nous sommes en pays capitaliste d'où découle que c'est la finance qui gouverne et rien d'autre."

Au terme de cette analyse, nous pensons avoir atteint au moins un objectif essentiel, celui de dépasser les limites d'une analyse purement thématique. Au-delà de la structure de surface du phénomène de la xénophobie, nous pensons avoir esquissé l'analyse de sa structure profonde.

Plus généralement, nous pensons que les mécanismes socio-cognitifs dégagés ne constituent pas seulement la structure profonde du phénomène de la xénophobie mais représentent certains traits culturels et idéologico-politiques parmi les plus profonds de nos sociétés. En ce sens, ces mécanismes devraient permettre de "prévoir" et d'expliquer les comportements sociaux et politiques les plus divers, même et surtout ceux jugés "aberrants" dans une perspective parfois trop schématique, voire simpliste, de déterminisme économique ou d'opposition classiste dichotomique.

Ces mécanismes et le système qu'ils constituent devront évidemment être complétés et analysés davantage. C'est le caractère de profondeur de ces mécanismes qui importe et non leur nombre. Mécanismes socio-cognitifs avons-nous dit. Cognitifs, car ils ont façonné la pensée, le raisonnement et le discours. Mais ce ne sont pas des mécanismes purement psychologiques. Ils sont fonction des déterminations (économiques certes, mais aussi sociales, culturelles, idéologiques et politiques) les plus profondes de notre société, voire de notre civilisation; ils ne sont ni purement psychologiques, ni même purement sociologiques ou psychosociologiques. La psychologie se limite par trop aux aspects exclusivement cognitifs. Les régularités dégagées par la sociologie sont souvent trop générales, insuffisamment profondes et nuancées. La psycho-sociologie s'intéresse davantage aux formes et aux structures générales et abstraites des mécanismes cognitifs qu'à leur

insertion dans la pratique sociale concrète des acteurs sociaux et dans le contexte sociétal et civilisationnel. D'où le terme de socio-cognologie.

Cette dernière, simple titre de programme de recherche à peine esquissé pour l'instant, vise à mettre au jour l'ancrage social des schémas cognitifs, des schèmes et structures de la connaissance de la vie quotidienne.

Qui dit ancrage social dit nécessairement *variations sociales*. Les deux typologies dégagées ci-dessus indiquent bien qu'il n'existe pas de schèmes généraux et universels de connaissance. Ces derniers varient socialement, diffèrent d'un groupe social à un autre. Mais nous ne partons pas d'une conception a priori du social en ce sens qu'une société donnée serait, par exemple, constituée d'un nombre fixe de classes sociales ou de groupes sociaux. C'est l'analyse empirique elle-même qui permet de distinguer les groupes sociaux pertinents, tandis qu'une sociologie normative admettrait un nombre fixe et prédéterminé de groupes sociaux ou classes sociales.

De telles recherches pourraient ainsi contribuer à une classification plus nuancée et fine des groupes sociaux constituant une société donnée à un moment donné.

Nos travaux ont un rapport avec la sociologie de la connaissance mais il ne s'agit pas d'une sociologie de la connaissance savante; plutôt d'une *sociologie de la connaissance de la vie quotidienne*.

Une analogie avec la linguistique peut faire mieux comprendre cette différence. Certains linguistes se basent sur une "langue idéale", un "locuteur idéal". Une telle conception aboutit à une homogénéisation, à une idéalisation, c'est le cas de dire, de la langue. On postule l'existence d'UNE langue générale, universelle, égale pour tous les individus et groupes sociaux. C'est, par exemple, la "compétence" de N. Chomsky opposée à la "performance". Par opposition à une telle approche universalisante, voire réifiante de la langue, les sociolinguistes mettent l'accent sur les variations sociales du langage selon les groupes sociaux, sur la compétence sociale. Dans cette dernière perspective, il est par exemple question de "code élaboré" et de "code restreint", en sachant que chaque code se définit par un vocabulaire, une organisation grammaticale et logico-discursive très différents, incommensurables. L'accent mis sur les variations sociales n'est qu'un premier exemple de différences. En étudiant le langage ou la pensée *en usage, en acte*, plutôt que des énoncés idéalisés et abstraits, hors contexte et hors situation, on évite aussi de les réifier, de les considérer comme des entités en soi, autonomes, indépendantes des autres niveaux de la réalité sociale.

Ensuite, si le langage varie socialement, il se trouve qu'il n'est pas seulement *structuré* mais *structurant*. Le langage est non seulement agi, il est lui-même action. Parler c'est agir. Dire, c'est faire. Une telle conception se situe à l'opposé d'un déterminisme strict et unilatéral, d'une théorie mécaniste du reflet. Qu'il s'agisse du langage ou de la pensée, ils sont tous les deux à la fois *structurés* par le social et *structurant*, c'est-à-dire agissants, formateurs, transformateurs. Ici, la causalité est de l'ordre du circulaire, du *feed-back* pour paraphraser la cybernétique.

Notre point de vue est constructiviste. Tout en étant toujours déjà déter-

miné socialement, le langage et la pensée en usage, en acte, jouissent d'une relative autonomie; ils ont une logique de fonctionnement relativement autonome qui leur permet de devenir agissant et structurant à leur tour.

Anticipons quelque peu sur les résultats de nos recherches, non encore publiées, pour mieux, illustrer nos thèses¹⁵.

La typologie des partisans des initiatives xénophobes nous a montré l'importance déterminante du *nationalisme* dans leur façon de connaître et de penser la réalité sociale. Or, le nationalisme est bien une forme de centration; dans le cas présent, une absence de décentration par rapport à l'appartenance nationale. Le nationalisme est une forme de sociocentrisme; le terme à la mode étant celui d'ethnocentrisme. Un individu appartenant au groupe des "nationalistes xénophobes" ne peut appréhender un phénomène social en dehors de l'opposition Suisse/étrangers. Tout est pensé en fonction de cette centration cognitive nationaliste. Nous l'avons vu, les individus de ce groupe manifestent constamment leur souci de justice sociale, mais, pour eux, il n'y a justice sociale que dans la mesure où les Suisses ont la priorité, etc.

Piaget a montré que le développement cognitif de l'enfant obéissait à un passage, selon des étapes bien déterminées, d'une centration première (égocentrisme) à une décentration progressive, le dernier stade du développement cognitif (la réversibilité, etc.) étant atteint vers l'âge de 14-15 ans. Dès cet âge, un individu est donc *potentiellement* capable de décentration. Mais Piaget s'intéressait au sujet épistémique et non au sujet acteur social concret, à l'homme quotidien en acte. Or, il n'est pas nécessaire de faire de longues recherches pour montrer que malgré cette capacité de décentration potentielle, de nombreux sujets adultes, tous les sujets adultes à un degré ou à un autre, restent tributaires de multiples formes de centrations: sociales, affectives, idéologiques, politiques, nationales, ethniques. Ceci nous a conduit à procéder à un quadruple déplacement de la conception piagétienne:

— déplacement de l'univers cognitif de l'enfant à celui de l'adulte. Considération de la pensée non pas de l'enfant mais de l'adulte. *Pensée sociale*. L'égocentrisme fait place à de multiples formes de sociocentrisme (le nationalisme est une forme de sociocentrisme).

— Piaget s'occupait du niveau cognitif, de la pensée. Nous voulons considérer à la fois la pensée (sociale) et le *langage*. Nous intéressent à la fois le contenu de la pensée (les structures socio-cognitives) et les structures discursives à travers lesquelles se véhiculent telle ou telle structure socio-cognitive. Nous aimerions faire ressortir le caractère de totalité et d'indissociable de la pensée, du langage, du social et de l'affectivité, notamment. On a toujours reproché à Piaget de ne pas tenir compte de l'affectivité. Il existe, en effet, des liens de dépendance très étroits entre les structures cognitive, discursive, affective et sociale. A titre d'exemple, un

¹⁵ L'ensemble des travaux relatifs à ces recherches seront publiés dans un ouvrage en trois volumes.

individu à qui est posée la question : "Quand on dit la Suisse à quoi pensez-vous?" répond : "La Suisse, ma Suisse, ma petite Suisse", puis fond en larmes tant l'émotion est grande et ne peut continuer à parler pendant un certain laps de temps.

C'est un cas extrême, mais il indique bien qu'à telle structure affective (ici le caractère affectif du langage est très marqué alors qu'il peut être nul ou presque dans d'autres cas) correspondent des structures cognitive, discursive et des caractéristiques sociales spécifiques.

— Piaget a cherché des structures cognitives *universelles*. Nous analysons les structures cognitives en fonction de leurs *variations sociales*, soit des structures *socio-cognitives* précisément.

— Un dernier déplacement est relatif à la conception de *l'idéologie*. Piaget voyait dans l'idéologie une pensée pré-logique, pré-scientifique, appelée tôt ou tard à disparaître au profit du raisonnement scientifique. Nous voyons dans l'idéologie une dimension constitutive de toute société, une réalité en soi, obéissant à d'autres critères que la pensée déductive et formelle de la science, mais tout aussi réelle et présente. L'idéologie obéit à des "logiques autres", qui restent en grande partie à définir malgré l'omniprésence de ce terme d'idéologie dans le discours des sciences sociales.

Une étude empirique approfondie de ces phénomènes de centration sociale nous a permis de distinguer cinq degrés de centration/décentration qui se rangent sur un continuum allant d'une centration maximale à une décentration maximale¹⁶.

— L'absence totale de décentration ou une centration très forte (un socio-centrisme); ici, un nationalisme forcené.

— Une centration intériorisée mais délibérée (alors que la première forme de centration est comme "inconsciente"), où le sujet est comme "agi" par la centration.

— Acceptation de l'Autre comme fait, mais sans compréhension de de l'Autre, ni essai de dialogue.

— La décentration, soit une acceptation et une compréhension de l'Autre, et de son système de valeurs différent. Ici, il y a recherche de dialogue, d'équilibre et de compromis.

— Enfin, l'excès de décentration; état proche de ce que les sociologues appellent l'anomie, soit une absence totale de cadre de référence. C'est l'incertitude généralisée; la réalité sociale est considérée comme une sorte de kaléidoscope, elle est incompréhensible. La désorientation est complète et généralisée. Il y a incapacité d'analyser et de comprendre la réalité. Au niveau discursif, on trouve quantité de "je ne sais pas", "je ne comprends pas", "peut-être", etc.

¹⁶ Parmi les auteurs de lettres, une cinquantaine, les plus représentatifs des divers sous-groupes des deux typologies, ont été retenus pour être soumis à des entretiens en profondeur répétés (entre 2 à 8 heures d'entretien par individu) sur des sujets tels que la centration/décentration, la conception du temps, la causalité (manière d'expliquer les phénomènes sociaux), etc.

Chacun de ces cinq degrés de centration/décentration constitue une structure, avec ses déterminismes et ses propriétés spécifiques, qui induit des dynamismes spécifiques et en exclut d'autres. La façon de penser la réalité sociale n'est pas du tout la même au premier niveau qu'au quatrième. Chacun de ces cinq niveaux représente ce que nous appelons une *structure socio-cognitive* ou un style cognitif.

Ainsi, on n'aura pas de peine à comprendre que les nationalistes xénophobes sont nombreux à se trouver aux premier et second niveaux mais très rares, voire inexistantes au quatrième. En revanche, les adversaires des mouvements xénophobes, qui représentent une rupture maximale par rapport à la structure socio-cognitive des nationalistes xénophobes, se retrouveront nombreux au quatrième niveau et seront absents des premier et second.

La différence entre analyse thématique et analyse en termes de structures socio-cognitives devrait apparaître plus nettement. Elle se trouve, en outre, fondée empiriquement. Ainsi, un individu ou un groupe social donné ne va pas adhérer à un discours comme celui des dirigeants des mouvements xénophobes parce que ce dernier évoque tel ou tel *thème* particulier, mais bien en vertu de sa façon d'appréhender et de penser l'ensemble de la réalité sociale, à cause de la spécificité de cette façon de penser, à cause de la structure socio-cognitive sous-jacente au discours.

Une telle structure socio-cognitive, fortement centrée, va de pair avec d'autres traits fondamentaux. Elle ne se véhicule pas à travers n'importe quelle forme de discours. Un tel discours sera fortement modalisé et tendu, chargé affectivement (il loue et condamne avec véhémence plus qu'il ne décrit et analyse); le sujet de l'énonciation n'a plus de distance par rapport à son discours, il s'investit pleinement dans son discours¹⁷. La situation sera toute différente avec la structure cognitive décentrée du quatrième niveau; ici, le sujet a une certaine distance par rapport à son discours, il analyse, cherche à comprendre, ne se contente pas de louer ou de condamner. Il y a un véritable *travail discursif*; le discours est analytique, descriptif, didactique, le discours n'est pas le simple prolongement d'états affectifs. Il devient instrument d'analyse, moyen de compréhension.

Ces très brefs exemples suffisent à illustrer nos thèses: pas plus qu'il n'existe de pensée générale, il n'existe de langage général et universel. La pensée et le langage en usage sont fonction de facteurs sociaux, culturels, politiques, affectifs, etc. Pensée et langage sont ensuite indissociables: à tel style cognitif correspond tel style discursif, etc.

Mais dans ces liens de dépendance, il n'y a rien de mécanique non plus. Introduisons encore le niveau idéologique pour élargir le raisonnement. Dans la réalité quotidienne en acte, les cinq niveaux de centration/décentration n'apparaissent pas de façon aussi tranchée. Ainsi le discours idéologique des dirigeants des mou-

¹⁷ Au sujet de l'énonciation: Dubois (1969); Benveniste (1966); Jakobson (1963); Todorov (1970); à propos des aspects affectifs du langage en usage: Bally (1965/1944); (1965/1925).

vements xénophobes comprendra plusieurs de ces cinq niveaux à la fois. Ce discours va ainsi réussir à donner satisfaction à des groupements sociaux assez divers. Il se présente de façon telle que des groupes différents, ayant une structure socio-cognitive différente, trouvent néanmoins satisfaction. Il est connu que les idéologies ne sont pas gênées par leurs nombreuses contradictions internes. C'est là tout le problème de l'efficacité des discours idéologiques. Un tel discours n'est jamais un simple reflet de réalités infrastructurelles. Le discours est action. Dire, c'est faire, avons-nous dit précédemment : tout en étant structuré socialement, un discours est à son tour structurant.

Un discours idéologique qui réussit à rassembler près de la moitié de la population d'un pays en l'espace de quelques années, même si ce n'est que momentanément, a, ce faisant, entraîné une restructuration des rapports sociaux et politiques de la société en question.

Plus généralement, nous voudrions montrer à quel point il est vain de qualifier hâtivement les discours idéologiques d' "aberrants", d' "illogiques", d' "irrationnels", etc. Procéder ainsi n'a plus rien à voir avec une analyse effective du fonctionnement spécifique des discours idéologiques; l'idéologie devient alors simplement un repoussoir.

Or, l'idéologie a ses lois de fonctionnement propres qui sont différentes de celles de la pensée rationnelle et de la logique formelle, déductive. L'idéologie a sa logique propre. C'est dans ce sens que nous parlons d'idéologie. Il faut cependant signaler qu'à l'heure actuelle, de plus en plus de disciplines des sciences humaines prennent au sérieux ce genre de problèmes et tente de les aborder avec leurs instruments spécifiques. Même les logiciens parlent de "logique naturelle" et forgent de nouveaux instruments pour analyser empiriquement la pensée, le langage, les discours sociaux et idéologiques en usage. Eux aussi partent du fait que les schèmes logico-discursifs à l'œuvre dans le discours quotidien ne sont pas du même ordre que les opérations de la pensée formelle.

Contribuer au passage de l'explication-accusation à la compréhension et à l'analyse empiriquement fondées des "logiques autres", qu'elles soient socio-cognitives, logico-discursives ou idéologiques — en réalité, ces dernières sont indissociables et attendent d'être unifiées — tel est l'objectif de nos futurs travaux.

BIBLIOGRAPHIE

- ANSART, P. (1974), "Les Idéologies Politiques" (P.U.F., Paris).
 ADORNO, T.W.; FRENKEL-BRUNSWICK, E.; LEWINSON, D.J. & SANFORD, N.R. (1950), "The Authoritarian Personality" (Harper & Brothers, N.Y.).
 BAKHTINE, M. (1929), Ed. 1977), "Le Marxisme et la Philosophie du Langage, Essai d'Application de la Méthode Sociologique en Linguistique" (Ed. de Minuit, Paris).
 BALLY, Ch. (1944), (Ed. 1965), "Traité de Stylistique Française" (Ed. Francke, Berne).
 BALLY, Ch. (1925), (Ed. 1965), "Le Langage et la Vie" (Ed. Droz, Genève).
 BENVENISTE, E. (1966), "Problèmes de Linguistique Générale" (Paris) 225-288.
 BERNSTEIN, B. (1975), "Langage et Classes Sociales" (Ed. de Minuit, Paris).
 BOHNET, R. & WINDISCH, U. in HAGMAN H.M. & LIVI-BACCI M., (1971), *Report on the Demographic and Social Pattern of Migrants in Europe, especially with Regard to Interna-*

- tional Migrations*. 2e Conférence démographique européenne, Conseil de l'Europe, Strasbourg (septembre 1971).
- BOURDIEU, P. (1977), L'Économie des Echanges Linguistiques, *Langue Française*, 34 (1977) 17-34.
- DUBOIS, P. (1969), Enoncé et Enonciation, *Langages*, 13 (1969) 100-110.
- FISHMAN, J.A. (1971), "Sociolinguistique" (Labor et Nathan, Bruxelles-Paris).
- GABEL, J. (1962), "La Fausse Conscience" (Ed. de Minuit, Paris).
- GREEN, A. (1973), "Le Discours Vivant" (P.U.F., Paris).
- GRIZE, J.-B. (1974), Argumentation, Schématisation et Logique Naturelle, *Rev. Europ. Sci. Soc.*, 12/32 (1974) 185-191.
- GRIZE, J.-B. (1976), "Matériaux pour une Logique Naturelle" (Univ. de Neuchâtel, Travaux du Centre de Recherches).
- GRIZE, J.-B.; BOREL, M.J. & MIÉVILLE, D. "Essai de Logique Naturelle" (Ed. l'Age d'Homme, Lausanne) (A paraître).
- GUILLAUMIN, C. (1972), "L'idéologie raciste" (Mouton, Paris).
- HARRIS, P. & HEELAS, P. (1980), Cognitive Processes and Collective Representations, *Arch. Europ. de Sociol.* (Mars 1980).
- HYMES, D. & al. (1972), "Sociolinguistics" (Penguin, Harmondsworth).
- JAKOBSON, R. (1966), "Essais de Linguistique Générale" (Seuil, Paris) 176-196.
- LABOW, W. (1976), "Sociolinguistique" (Ed. de Minuit, Paris).
- LABOW, W. (1978), "Le Parler Ordinaire" (Ed. de Minuit), 2 vol.
- MARCELLESI, J.-B. & GARDIN, B. (1974), "Introduction à la Sociolinguistique" (Larousse, Paris).
- MENDEL, G. (1972), *Socio-psychanalyse* 2, (Payot, Paris).
- MORIN, E. (1968), Pour une Sociologie de la Crise, *Communications*, 12 (1968).
- MORIN, E., "La Méthode" (Seuil, Paris) Vol. 1 et 2.
- MOSCOVICI, S. (1961), "La Psychanalyse, son Image et son Public" (P.U.F., Paris).
- MOSCOVICI, S. (1972), "Introduction à la Psychologie Sociale" (Larousse, Paris) 2 Vol.
- MOSCOVICI, S. (à paraître) "Les Représentations Sociales"
- PIAGET, J. (1923), (Ed. 1962), "Le Langage et la Pensée chez l'Enfant" (Delachaux et Niestlé, Neuchâtel).
- PIAGET, J. (1927), "La Causalité Physique chez l'Enfant" (Alcan, Paris).
- PIAGET, J. (1932) (Ed. 1957), "Le Jugement Moral chez l'Enfants" (P.U.F., Paris).
- PIAGET, J. (1937) (Ed. 1950), "La Construction du Réel chez l'Enfant" (Delachaux et Niestlé, Neuchâtel).
- PIAGET, J. (1946), "Le Développement de la Notion de Temps chez l'Enfant" (P.U.F., Paris).
- PIAGET, J. (1947), "La Psychologie de l'Intelligence" (A.Colin, Paris).
- PIAGET, J. (1949) (Ed. 1972), "Essai de Logique Opératoire" (Dunod, Paris).
- PIAGET, J. (1950), "Introduction à l'Epistémologie" (P.U.F., Paris) 3 Vol.
- TODOROV, T. (1970), L'Enonciation, *Langages* 17 (1970).
- TOURAINE, A. (1978), "La Voix et le Regard" (Seuil, Paris), et ses études en voie de parution sur les antinucléaires, le mouvement occitan, le mouvement des femmes et d'autres nouveaux mouvements sociaux.
- WERMUS, H. (1976), Essai de Représentation de Certaines Activités Cognitives à l'Aide des Prédicats avec Composantes Contextuelles, *Arch. Psychol.* (1976).
- WERMUS, H. (1981), Le Sentier Etroit, *Actes du Colloque sur les Critères de Vérité* (APUG, Genève) (A paraître).
- WHORF, B.L. (1956), (Ed. 1969), "Linguistique et Anthropologie" (Ed. Denoël).
- WINDISCH, U.; JAEGGI, J.-M. & DE RHAM, G. (1978), "Xénophobie? Logique de la Pensée Populaire" (Ed. L'Age d'Homme, Lausanne).

DETERMINANTEN DER SOZIOKULTURELLEN INTEGRATION¹

Anja Dobler-Mikola

Psychiatrische Universitätsklinik, Forschungsdirektion, Postfach 68,
8029 Zürich, Schweiz.

ZUSAMMENFASSUNG

Die dem vorliegenden Artikel zugrundeliegende Studie befasst sich mit einer privilegierten Ausländergruppe, die keine besonderen strukturellen Barrieren und/oder keine objektive Diskrimination in Form negativer Vorurteile erfährt. Unter Berücksichtigung dieser speziellen Randbedingungen wurde das Schwergewicht der theoretischen und empirischen Analyse – im Gegensatz zu den traditionellen Migrationsstudien – auf das Problem der soziokulturellen Integration gelegt. Infolge dieser spezifischen Perspektive wurden in der Untersuchung die besonderen Probleme der strukturellen Integration nur am Rande berücksichtigt. Sie ermöglichte jedoch insofern einen innovativen Beitrag zu bisher geleisteten theoretischen Ansätzen und empirischen Analysen im Rahmen der Integrationsproblematik von Migranten, als eine differenzierte Analyse der Anpassung im soziokulturellen Bereich durchgeführt werden konnte. In der empirischen Analyse (am Beispiel von Finninnen in der Schweiz) konnte gezeigt werden, dass das persönliche Beziehungsfeld im Prozess der soziokulturellen Integration eine zentrale Rolle spielt. Während die objektive Distanz zur autochthonen Bevölkerung einen positiven Zusammenhang mit der subkulturellen Differenzierung aufwies, bildet die ethnische Subkultur eine wichtige Alternative zur soziokulturellen Integration auf subjektiver Dimension. Die Interaktionsmustern auf Mikroebene positiv assoziiert. Ein weiterer wichtiger Determinanten-Komplex bezieht sich auf die Ausgangslage der Migrantinnen in der Schweiz. Die strukturelle Integration unmittelbar nach der Ankunft ist besonders wichtig. Findet sie nicht statt, erhält die Migrantin die soziale Distanz aufrecht zur autochthonen Bevölkerung. Im Gegensatz zu den meisten Migrationsstudien konnte aber die zentrale Bedeutung der aktuellen strukturellen Lage nicht bestätigt werden.

RÉSUMÉ

L'étude qui est à la base du présent article concerne un groupe privilégié d'étrangers qui ne rencontrent pas de barrières structurelles particulières et/ou ne font pas l'objet de discriminations, telles que des préjugés défavorables. Compte tenu de ces restrictions particulières, l'analyse théorique et empirique a été centrée – contrairement aux études traditionnelles des phénomènes de migration – sur le problème de l'intégration socio-culturelle. Dans cette perspective spécifique, notre recherche n'a fait qu'effleurer les problèmes inhérents à l'intégration structurelle. Elle a toutefois permis d'apporter une contribution créatrice aux élaborations théoriques et aux analyses jusqu'alors utilisées dans le cadre de la problématique de l'intégration des migrants, sous la forme d'une analyse différenciée de l'adaptation dans la sphère socio-culturelle.

A travers l'analyse empirique on a pu démontrer que le champ des relations personnelles joue un rôle primordial dans le processus d'intégration socio-culturelle. Tandis que la distance objective à la population autochtone est corrélée positivement avec la différenciation sub-culturelle, la sub-culture ethnique représente, dans sa dimension subjective, une alternative importante à l'intégration socio-culturelle. Par contre, l'intégration socio-culturelle au niveau macro-social est positivement associée avec une série d'interactions pluralistes, au niveau micro-social. Un autre déterminisme important concerne les conditions d'entrée en Suisse des

¹ Der vorliegende Artikel ist eine Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse einer empirischen Studie über die Probleme der soziokulturellen Integration. Sie wurde als Lizenziatsarbeit am soziologischen Institut der Universität Zürich verfasst.

immigrantes. Leur intégration structurelle dès le moment de l'arrivée a une importance toute particulière. Si elle n'a pas lieu, la distance sociale qui sépare l'immigrante de la population autochtone est conservée. Contrairement à la plupart des études faites sur les migrations, la signification primordiale de la situation structurelle actuelle n'a pas pu être établie.

1. EINLEITUNG

Im vorliegenden Artikel werden Resultate aus einer Studie über die Anpassungsproblematik von Immigranten dargestellt. Im Zentrum steht die Frage nach der soziokulturellen Integration von Einwanderern, die genügend Ressourcen haben, um eine strukturelle Integration innerhalb der aufnehmenden Gesellschaft in hohem Mass zu verwirklichen und die demzufolge keine offensichtliche Diskrimination erfahren.

Die hier anfallenden Probleme sind lange nicht so manifest wie diejenigen bei Arbeiterimmigranten, die sich auf der untersten Sprosse der gesellschaftlichen Hierarchie konzentrieren und nicht den strukturellen Zugang in die aufnehmende Gesellschaft haben. Aber auch eine Migration, die keine oder nur wenige Probleme für den Einwanderungskontext verursacht, verlangt von Migranten einen Einsatz bei der Anpassung an die neue Umgebung. Diese Anpassung ist fast immer mit kulturellen Konflikten verbunden. Jeder Migrant fühlt sich bei seiner Ankunft am zukünftigen Wohnort als Fremder. Er ist mit dem Problem konfrontiert, dass seine erlernten Verhaltensmuster im neuen Kontext eventuell nicht verstanden werden.

Die oben angedeuteten Probleme werden oft von konkreteren und schwerwiegenderen strukturellen Schwierigkeiten überschattet. Ein Ziel der im vorliegenden Artikel dargestellten Studie war es, in einer *nichtdiskriminierten* Gruppe Hypothesen über die besonderen Probleme der soziokulturellen Integration zu entwickeln.

2. KONZEPTUELLER RAHMEN DER ANALYSE

Aus dieser Verlagerung der Fragestellung ergeben sich einige Anforderungen für den theoretischen Bezugsrahmen der Analyse. Es ist v.a. notwendig, der Frage der Mehrdimensionalität der Integration nachzugehen. Dies erfordert eine differenzierte Konzeptualisierung der Integration. Es wird davon ausgegangen, dass die Möglichkeit, zentrale Bedürfnisse nach materiellen Gütern wie auch nach Anerkennung, Selbstverwirklichung und zwischenmenschlicher Zuwendung zu befriedigen, eine notwendige Voraussetzung des menschlichen Wohlbefindens bildet (Allardt, 1976). Artikulation und individuelle Befriedigung solcher Bedürfnisse sind eng mit der Partizipation an verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen² verbunden. Dabei sind die persönlichen Ressourcen von besonderer Wichtigkeit: einerseits bilden die Ressourcen eine Voraussetzung zur befriedigenden Partizipation, andererseits aber kann der Einzelne durch die Partizipation an verschiedenen Tauschbeziehungen

² In diesem Zusammenhang relevante Bereiche sind z.B. Beschäftigungsstruktur, das kulturelle System und auf gesellschaftlicher Mikroebene die Familie, die Nachbarschaft und der Freundeskreis.

innerhalb der Gesellschaft weitere für ihn wichtige Ressourcen erwerben. Es scheint somit plausibel, die strukturelle und soziokulturelle Integration mit Hilfe der Möglichkeiten der Migranten, ihre zentralen Bedürfnisse zu befriedigen, zu definieren; d.h. mit Hilfe der den Migranten zugänglichen Ressourcen.

2.1. *Strukturelle und soziokulturelle Integration von Migranten*

Die Anpassungsproblematik der Migranten bezieht sich vor allem auf die strukturelle und kulturelle Partizipation der Einwanderer an der neuen Umgebung. Der Charakter dieser Partizipation, d.h. ob sie innerhalb der neuen Gesellschaft oder am Rand derselben stattfindet, bestimmt die Integration der Migranten. Unter Berücksichtigung des Ressourcenaspektes im Zusammenhang mit der sozialen Partizipation können verschiedene Dimensionen der Integration definiert werden.

2.1.1. Strukturelle Integration

Ein Migrant ist dann strukturell integriert in die neue Umgebung, wenn er die gleichen Möglichkeiten hat wie die Einheimischen, seine materiellen Bedürfnisse zu befriedigen. Die strukturelle Integration impliziert also, dass aufgrund des Migrantenstatus keine strukturellen Barrieren vorhanden sind. Dies schließt aber nicht aus, dass immer noch schicht- oder geschlechtsspezifische Barrieren wirksam sind. Solche nachteilige Effekte kumulieren häufig. Die wichtigsten Implikationen dieser Definition beziehen sich auf das ökonomische System in der aufnehmenden Gesellschaft. Damit hängen auch die sozialen Aufstiegsmöglichkeiten der Migranten eng zusammen, oder genereller ausgedrückt, der soziale Status des Einwanderers in der neuen Umgebung.

2.1.2. Soziokulturelle Integration

Während die strukturelle Integration vor allem die Teilnahme (bzw. Möglichkeiten der Teilnahme) an den materiellen Gütern der Gesellschaft beinhaltet, basiert die soziokulturelle Integration in erster Linie auf der Partizipation der Migranten an den immateriellen Gütern in der neuen Umgebung. Dabei kann zwischen der Partizipation auf der gesellschaftlichen Mikro- und derjenigen auf der gesellschaftlichen Makroebene unterschieden werden.

(a) *Soziokulturelle Partizipation auf gesellschaftlicher Makroebene.* Auf der gesellschaftlichen Makroebene ist ein Migrant dann integriert, wenn er in gleichem Masse am soziokulturellen System partizipiert wie die Einheimischen. In den meisten Ländern ist aber eine umfassende soziokulturelle Integration auf gesellschaftlicher Makroebene grundsätzlich nicht möglich, da das politische System den Einwanderern nicht offen steht. Die Massenmedien bilden einen weiteren wichtigen Bereich des soziokulturellen Systems. Für die soziokulturelle Integration ist aber nicht nur die Teilnahme an den Massenmedien von Bedeutung, sondern auch inwiefern diese die Teilnahme am Tages- und kulturellen Geschehen des aufnehmenden Kontextes widerspiegelt.

(b) *Soziokulturelle Partizipation auf gesellschaftlicher Mikroebene.* Ein Migrant ist auf gesellschaftlicher Mikroebene dann integriert, wenn seine relevanten sozialen Netzwerke zum grössten Teil aus Einheimischen bestehen. Dabei ist es wichtig, dass diese Netzwerke nicht automatisch aus der strukturellen Situation resultieren, sondern den Präferenzen der Einwanderer entsprechen. Konkret ausgedrückt bedeutet dies, dass die Frage, ob der Migrant mit Schweizern zusammenarbeitet, mit der strukturellen Integration zusammenhängt, aber ob solche Kontakte in der Freizeit aufrechterhalten werden, gehört wiederum zum Bereich der soziokulturellen Integration. Ein soziokulturell integrierter Migrant befriedigt seine Bedürfnisse nach Anerkennung und Zuneigung somit innerhalb des soziokulturellen Systems der neuen Umgebung.

2.1.3. Objektiver und subjektiver Aspekt der Integration

Eine wichtige Unterscheidung im Anpassungsprozess ist die Unterscheidung zwischen subjektiver und objektiver Anpassung. Dies kann mit Hilfe des Konzeptes der subjektiven und objektiven sozialen Distanz erläutert werden. Die beiden Termini werden v.a. im Zusammenhang mit der Erforschung sozialer Netzwerke (Mitchell, 1971, lff., Laumann, 1973, 2ff) verwendet. *Laumann* führt dazu folgende Definitionen ein:

“objective social distance refers to actually observed differential likelihood of having friend, neighbor, or in relations with persons of different (...) backgrounds. This phenomenon will also be called differential association.”

und

“subjective social distance is defined as an attribute of ego toward a person (alter) with particular status attribute (...) that broadly defines the character of the interactions that ego would undertake with the attitude object.”

Nach dieser Definition beschreiben die subjektive und objektive soziale Distanz die Integriertheit des Einzelnen innerhalb der verschiedenen sozialen Netzwerke – sowohl auf der gesellschaftlicher Mikro- wie auch der Makroebene. Die verschiedenen Dimensionen der Integration implizieren die Abwesenheit sozialer Distanz zwischen Immigranten und autochthoner Bevölkerung.

Der Begriff der objektiven sozialen Distanz hängt in erster Linie mit der formalen gesellschaftlichen Partizipation zusammen. Auf der strukturellen Dimension ist eine objektive soziale Distanz dann vorhanden, wenn die Migranten sich in verschiedenen sozialen Bereichen (z.B. Beschäftigungssystem, Wohnquartiere, usw.) nicht gleichmässig mit den Einheimischen verteilen, sondern sich auf einige strukturelle Bereiche konzentrieren. Bei den soziokulturellen Dimensionen bedeutet das Vorhandensein objektiver Distanz, dass die Immigranten nicht am soziokulturellen System der neuen Umgebung partizipieren.

Die Integration wird meistens als einseitiger Prozess dargestellt. Dies mag auch allgemein für die Integration von Minoritäten in dominierende soziokulturelle Strukturen zutreffen. In einer theoretischen Analyse sollte aber die Zweiseitigkeit dieses Prozesses berücksichtigt werden. Mit dem Konzept der subjektiven sozialen Distanz wird die Möglichkeit der Migranten, sich an diesem Prozess aktiv zu betei-

ligen, hervorgehoben. In der Fragestellung dieses Artikels ist der subjektive Aspekt der soziokulturellen Integration von besonderer Bedeutung. Er dürfte vor allem dann Aktualität gewinnen, wenn es um Migranten geht, die strukturell und soziokulturell nicht offensichtlich diskriminiert werden, und über Ressourcen verfügen, die ihnen eine Integration erleichtern.

Diese Problematik kann wie folgt erläutert werden: Auch wenn es normalerweise die aufnehmende Gruppe ist, welche die Barrieren für die strukturelle und soziokulturelle Partizipation der Immigranten errichtet, so können doch auch die Einwanderer den Wunsch haben, ihre Ursprungskultur aufrechtzuerhalten und die Kontakte mit der autochthonen Bevölkerung auf das Notwendige zu beschränken. Ein wichtiges Mittel zur Abgrenzung der eigenen Gruppe ist die Aufrechterhaltung der subjektiven Distanz mit Hilfe sozialer Vorurteile und der Bildung von Stereotypen. Im Falle der Migration wird dieser Prozess noch dadurch begünstigt, dass die Migranten, wie auch der grösste Teil der autochthonen Bevölkerung, aufgrund ihrer strukturellen Situation meistens nicht die Möglichkeit haben, die gesamte Vielfalt beider Kontexte – des Emigrations- und des Immigrationskontextes – zu überblicken. Eine partielle Perzeption kann dazu führen, dass die eigenen partikularistischen Erfahrungen als universelle Eigenschaften des Kontextes betrachtet werden (Heintz et al., 1978, 312 ff).

2.2. Interdependenz der strukturellen und soziokulturellen Integration

2.2.1. Hypothesen zur gegenseitigen Beeinflussung der Prozesse

Strukturelle und soziokulturelle Integration können nicht als zwei voneinander unabhängige Prozesse angesehen werden; sie beeinflussen einander gegenseitig. Diese Interdependenz kann insofern als asymmetrisch bezeichnet werden, als die materielle Dimension die immaterielle stärker beeinflusst als umgekehrt (Hoffmann-Nowotny, 1973).

Ausgehend von einer solchen Asymmetrie kann folgende Hypothese formuliert werden:

Hypothese 1: Je besser der Migrant in seiner Umgebung strukturell integriert ist – oder anders ausgedrückt: je mehr Ressourcen ihm innerhalb der neuen Umgebung zugänglich sind – desto grösser ist die Wahrscheinlichkeit, dass er auch am soziokulturellen System der aufnehmenden Gesellschaft, auf der Mikro- wie auch der Makroebene, partizipiert.

Da die strukturelle Integration eng mit materiellen Ressourcen verbunden ist, bildet sie eine wichtige Voraussetzung für die soziokulturelle Partizipation. Es kann postuliert werden, dass die Bedürfnisse, die mit soziokultureller Integration zusammenhängen, aktuell werden, wenn der Migrant seine materiellen Bedürfnisse befriedigen kann; d.h. wenn er strukturell integriert ist (Allardt, 1976; Maslow, 1943, p. 370ff).

Die erste Hypothese kann noch spezifiziert werden, wenn die soziokulturelle Integration in die Primärgruppen hervorgehoben wird:

Hypothese 2: Die soziokulturelle Integration auf gesellschaftlicher Mikro-

ebene verstärkt den Zusammenhang zwischen struktureller und soziokultureller Integration auf der gesellschaftlicher Makroebene.

Die soziokulturelle Integration auf gesellschaftlicher Mikroebene impliziert eine Mitgliedschaft in den autochthonen Primärgruppen. Diese werden dann auch als Referenzgruppen gewählt, aus denen die soziokulturelle Orientierung auf Makroebene der neuen Umgebung bezogen wird (Kitt et al. 1963; Gordon, 1964).

Es scheint auch plausibel, zu postulieren, dass die soziokulturelle Orientierung stärker von der neuen Gruppenzugehörigkeit beeinflusst wird, wenn die subjektive Distanz gering ist.

Hypothese 3: Die Verringerung der subjektiven sozialen Distanz ist v.a. dann zu erwarten, wenn die objektive Distanz zwischen den verschiedenen ethnischen Gruppen minim ist.

Diese Hypothese beinhaltet die Annahme, dass die Individuen dazu neigen, ihre subjektiven Präferenzen der objektiven Situation anzupassen (Festinger, 1957).

2.3.2. Partielle Integration

Die Prozesse struktureller und soziokultureller Integration laufen nicht notwendigerweise parallel. Die Problematik der partiellen Integration ist in folgenden Thesen zusammengefasst:

- der Fall, wo die beiden Prozesse praktisch gleichzeitig stattfinden, verursacht dem Migranten die geringsten sozialen Kosten in Form kultureller Konflikte und anomischer Spannungen. Dies wäre somit der Idealfall der Anpassung.

- Erfolgt eine strukturelle Integration ohne gleichzeitige soziokulturelle Anpassung, so entstehen dem Migranten Schwierigkeiten in Form kultureller Konflikte, da eine Diskrepanz zwischen struktureller Situation und soziokulturellen Orientierungsmustern auftritt.

- Erfolgt soziokulturelle Eingliederung ohne gleichzeitige strukturelle Integration, ergibt sich eine anomische Spannung, die darauf beruht, dass der Migrant zwar die kulturelle Ziele der aufnehmenden Gesellschaft internalisiert hat, infolge mangelnder Ressourcen aber nicht in der Lage ist, sie zu verwirklichen.

2.3. Determinanten der Integration

2.3.1. Bedeutung der ethnischen Subkultur

Ein wichtiger Faktor in der Anpassungsproblematik ist das Vorhandensein einer ethnischen Subkultur als Integrationsalternative. Die Bedeutung der Integration in eine nationale Subkultur kann in zwei Hypothesen ausgedrückt werden:

Hypothese 4: Die Integration in eine ethnische Subkultur hemmt die soziokulturelle Integration in die aufnehmende Gesellschaft.

Die subkulturelle Integration ermöglicht dem Migranten die Befriedigung eines grossen Teils seiner immateriellen Bedürfnisse, ohne dass er am soziokulturellen System der aufnehmenden Gesellschaft zu partizipieren braucht. Die subkulturelle Integration kann also als Alternative zur soziokulturellen Integration in die

aufnehmende Gesellschaft betrachtet werden. Die nationale Subkultur hat eine besonders wichtige Funktion dadurch, dass sie den Migranten vor vielen Begleitererscheinungen der Emigration zu schützen vermag (Binder et al., 1978; Haavio-Mannila et al., 1975). Sie hat aber auch ihre problematische Seiten. Jaakkola (1976, 1972) stellt fest, dass die Subkultur beschränktere Möglichkeiten bietet als die Integration in die aufnehmende Gesellschaft.

Hypothese 5: Je weniger der Migrant in die neue Gesellschaft strukturell integriert ist und/oder je mehr strukturelle Möglichkeiten vorhanden sind, die Kontakte mit der eigenen ethnischen Gruppe zu pflegen, desto wahrscheinlicher erfolgt die subkulturelle Integration als Alternative zur soziokulturellen Integration.

Diese Hypothese geht von der Annahme aus, dass die soziokulturelle Partizipation des Einzelnen weitgehend strukturell bestimmt ist. Wenn die Einwanderer von der einheimischen Bevölkerung isoliert werden, sind sie auf die Partizipation am subkulturellen System angewiesen, um ihre immateriellen Bedürfnisse befriedigen zu können.

2.3.2. Persönliche Merkmale des Migranten und Integration

Die Integration hängt nicht nur von den Gegebenheiten der aktuellen Situation zusammen, sondern wird auch von persönlichen Charakteristika des Migranten beeinflusst. Dabei sind u.a. zwei Faktorengruppen von Bedeutung:

1) Persönliche Ressourcen, die dem Migrant bei seiner Ankunft zur Verfügung stehen. Diese Ressourcen können entweder auf die Beschaffenheit des Herkunftskontextes zurückführen sein (z.B. Herkunftsstatus, Urbanisierung des Herkunftskontextes) oder mit dem Ankunftstatus des Migranten (Bildung, Sprachkenntnisse) zusammenhängen. Das Vorhandensein solcher Anfangsressourcen erleichtert die Orientierung in der neuen Umgebung. Sie können auch als "Tauschmittel" innerhalb des neuen Systems eingesetzt werden. Damit beeinflussen sie die Partizipationsfähigkeit und die Möglichkeiten sozialer Interaktion des Migranten in der aufnehmenden Gesellschaft.

2) *Integrationsmotivation* des Migranten: Sie hängt eng mit den individuellen Aspirationen des Migranten zusammen. Die Migration beinhaltet nicht notwendigerweise die subjektive Ansicht, sich nach der neuen Umgebung soziokulturell zu orientieren. Von Bedeutung dabei ist auch die Verbundenheit mit der Heimat auch nach der Auswanderung. Ähnlich wie die nationale Subkultur in der neuen Umgebung kann auch die Verbundenheit mit der Heimat als Alternative zur Partizipation am aufnehmenden System betrachtet werden. Anstatt sich neue soziale Netzwerke zu schaffen, hält der Einwanderer seine Beziehungen zur Heimat aufrecht. Dies dürfte vor allem als Reaktion auf die Perzeption des Vorhandenseins struktureller Barrieren auftreten (Braun, 1969).

Während angenommen werden kann, dass persönliche Ressourcen als objektive Faktoren den Anpassungsprozess fördern, ist die Richtung des Zusammenhangs zwischen der Integrationsmotivation und der Anpassung nicht eindeutig bestimmbar. Der Migrant dürfte sich einerseits selbst aktiv um die Integration bemühen,

falls seine Aspirationen die Integration beinhalten. Diese Aspirationen können aber auf die strukturelle Situation angepasst werden; d.h. Migranten, die strukturelle Barrieren erfahren, werden dadurch weniger motiviert, sich zu integrieren (Festinger, 1957; Merton et al., 1969).

Die verschiedenen Effekte dieser Faktoren können in folgenden Hypothesen zusammengefasst werden:

Hypothese 6: Die persönlichen Ressourcen des Migranten fördern seine strukturelle Integration.

Hypothese 7: Eine starke Verbundenheit mit der Heimat ist mit einer schwachen Integrationsmotivation verbunden. Sie ist v.a. dann zu erwarten, wenn sich der Migrant strukturell nicht integrieren kann.

Die im Abschnitt 2 dargestellten Zusammenhänge sind im folgenden Modell veranschaulicht (Abb. 1).

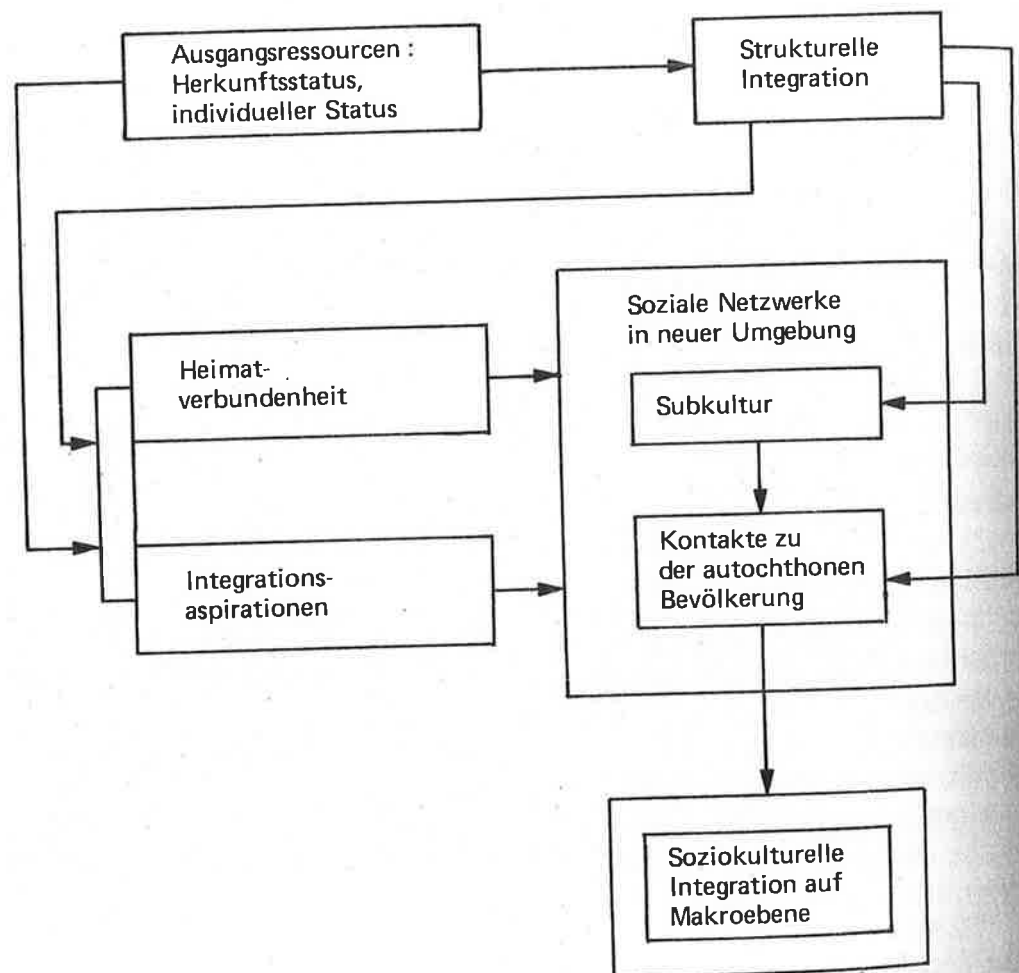


Abbildung 1.

3. UNTERSUCHUNGSANLAGE UND METHODIK

3.1. Stichprobe

Die empirischen Daten wurden in einer Befragung der finnischen Mitglieder der Schweizerischen Vereinigung der Freunde Finnlands (Sektion Ostschweiz³) erhoben. Die Sektion Ostschweiz hat ungefähr 500 finnische Mitglieder. Diese Quelle der Adressen wurde aus zwei Gründen gewählt:

- die finnische Botschaft führt keine Adressen der in der Schweiz wohnhaften Finnen, und
- die Adresskartei der SVFF hat gegenüber der Einwohnerkontrolle den Vorteil, dass darin auch Adressen von Finninnen, die durch die Heirat das Schweizer Bürgerrecht erhalten haben, enthalten sind.

Nachteilig dagegen dürfte die Tatsache sein, dass keine erschöpfende Erfassung der Finnen in der Schweiz gewährleistet ist. Dieses Problem muss aber nicht als schwerwiegend eingestuft werden, wenn der explorative Charakter der Studie berücksichtigt wird (Hyman, 1955, 66ff).

Den Finnen wurde im Juli 1977 ein dreissigseitiger Fragebogen zugesandt, der Fragen nach ihrer strukturellen und soziokulturellen Situation in der Schweiz wie auch nach ihrer sozialen Herkunft und nach Kontakten in Finnland enthielt. In der Konstruktion des Fragebogens war neben theoretischen Überlegungen auch die persönliche Erfahrung der Verfasserin massgebend. Während die theoretischen Überlegungen bestimmten, was mit den Fragen erfasst werden sollte, waren die persönlichen Erfahrungen für die inhaltliche Formulierung der Fragen von Bedeutung.

Gesamthaft kann der Rücklauf der Fragebogen als befriedigend angesehen werden. Von den 480 abgeschickten Fragebogen wurden 310 zurückgesandt, was einer Rücklaufquote von 67% entspricht. Diese hohe Quote kann als Indiz dafür betrachtet werden, dass die Fragen von den Befragten als für ihre Situation relevant und sinnvoll angesehen wurden.

Es war ursprünglich beabsichtigt, die finnischen Einwanderer beider Geschlechter in die Analyse einzubeziehen. Bei der Erhebung von Adressen wurde aber festgestellt, dass die überwiegende Mehrheit der zu Befragenden Frauen sind. Dieses Ungleichgewicht wurde bei der Vorbereitung der Daten für eine komplexere Analyse bestätigt. Da der Anteil der Männer in der befragten Gruppe so klein ist, dass er keine statistischen Analysen erlauben würde, sondern eine unkontrollierbare Verzerrung der Resultate zur Folge hätte, wurden die Männer in den weiteren Analysen ausgeschlossen und die empirische Analyse befasst sich nur mit den Finninnen, die Mitglieder der Sektion Ostschweiz sind. Die Zahl der auswertbaren Fragebogen reduziert sich somit auf 286.

³ Zur Sektion Ostschweiz gehören die Mitglieder, die in ostschweizerischen Kantonen inkl. Zürich ihren Wohnsitz haben. Von allen Mitgliedern der SVFF sind ca. die Hälfte in dieser Sektion eingeteilt.

3.2. Auswertungsverfahren: "Multiple Classification Analysis"

In der vorliegenden Arbeit wird die "Multiple Classification Analysis" (MCA) als multivariate statistische Auswertungsmethode verwendet. Diese Methode setzt als abhängige Variable eine intervallskalierte Variable oder eine dichotome Variable voraus, während als Prädiktoren Variablen mit Nominalskalenniveau erlaubt sind. Die MCA kann als eine Art kategorialer Regressionsanalyse betrachtet werden. Dabei gelten die beiden folgenden Einschränkungen:

- (1) Die Effekte der Prädiktoren sollten additiv sein (d.h. Absenz von Interaktionseffekten), und
- (2) die Multikollinearität (d.h. die Interkorrelationen der Prädiktoren) darf nicht sehr hoch sein⁴.

Die Analyse vermittelt folgende Koeffizienten:

(1) *Eta und Eta^2* , die den bivariaten Zusammenhang zwischen einem Prädiktor und der abhängigen Variable wiedergeben. Eta in der MCA entspricht Eta der einfachen Varianzanalyse. Diese Koeffizienten sind in der MCA vor allem im Vergleich mit den Beta-Koeffizienten von Interesse.

(2) *Beta und $Beta^2$* , die den Zusammenhang zwischen einem Prädiktor und der abhängigen Variable wiedergeben, wenn alle anderen Prädiktoren im Modell konstant gehalten werden. Beta-Koeffizienten definieren also den partiellen Effekt eines Prädiktors.

Da diese Koeffizienten auch kurvilineare Beziehungen (analog zur Varianzanalyse) wiedergeben können, sind sie vorzeichenlos. Die MCA vermittelt aber noch weitere Informationen, die die Feststellung, ob die Beziehungen eher negativ oder positiv sind, ermöglichen:

(3) *Empirische und adjustierte⁵ Mittelwerte der abhängigen Variable in den Kategorien der Prädiktoren und die entsprechenden Abweichungen vom Gesamtmittel*. Diese Koeffizienten dürften die interessantesten in der MCA-Analyse sein. Sie liefern Informationen über die Effekte der einzelnen Kategorien der Prädiktoren und ermöglichen somit eine Analyse, die das kategoriale Messniveau der Daten berücksichtigt.

(4) *R^2* gibt an, welcher Anteil in der Varianz der abhängigen Variable durch alle Prädiktoren zusammen erklärt wird.

⁴ Andrews & al. (1967) geben aber keine genaueren Angaben darüber, wie hohe Interkorrelationen noch zulässig sind.

⁵ Der adjustierte Mittelwert in einer Prädiktorenkategorie wird unter Konstanthaltung aller anderen Prädiktoren berechnet und entspricht dem partiellen Koeffizienten.

3.3. Operationalisierung

Theoretisches Konzept	Variablen
<i>Ausgangsressourcen:</i> sozialer "Background"	Herkunftsstatus regionaler Ursprung Wohnkontext in Finnland
persönliche Ressourcen:	Bildung Sprachkenntnisse bei der Ankunft
Anfangsstatus	berufliche Stellung in 1. Beschäftigung Branche der ersten Beschäftigung
<i>Strukturelle Integration:</i> Ausserhalb der Berufssphäre	Wohnkontext in der Schweiz indirekte Integration durch Heirat
Innerhalb des Beschäftigungssystems	Berufstätigkeit Beschäftigungsbranche berufliche Stellung oder bei Verheirateten: sozialer Status aufgrund des Status' des Partners
<i>Integrationsmotivation</i>	Aufenthaltsabsicht Interesse an der Freundschaft mit Schweizern Betonung der eigenen Eigenart
<i>Verbundenheit mit der Heimat</i>	Familienbindung Kontakte mit ehemaligen Freunden
<i>Subkulturelle Integration in der Schweiz</i> objektiver Aspekt subjektiver Aspekt	Anzahl der finnischen Freunde Intensität der Kontakte zu Finnen
Merkmal auf Gruppenebene	Geschlossenheit des finnischen Netzwerkes
<i>Soziokulturelle Integration auf gesellschaftlicher Mikroebene:</i> objektive Distanz	Anzahl der schweizerischen Freunde
subjektive Distanz	Intensität der Freundschaft mit Schweizern
Merkmal auf Gruppenebene	Geschlossenheit des schwei- zerischen Netzwerkes
<i>Soziokulturelle Integration auf gesellschaftlicher Makroebene:</i> objektive Distanz	Interesse an schweizerischem Tagesgeschehen

4. ERGEBNISSE

4.1. *Soziokulturelle Integration auf gesellschaftlicher Mikroebene*

In den Tabellen 1 und 2 werden die objektive und subjektive Distanz der Finninnen in der Schweiz zur autochthonen Bevölkerung mit verschiedenen Merkmalen ihrer persönlichen Situation in Zusammenhang gebracht. Die Ergebnisse bestätigen die Annahme, dass die Ausgangsressourcen – auch unabhängig von der aktuellen strukturellen Lage – eine wichtige Determinante der soziokulturellen Integration auf gesellschaftlicher Mikroebene darstellen. Dabei sind in erster Linie die persönlichen Ressourcen und die Ausgangslage in der neuen Umgebung von Bedeutung, während die soziale Herkunft eine untergeordnete Rolle spielt.

Die häufig vertretene Hypothese, dass die Kenntnis der fremden Sprache die soziokulturelle Integration fördere, lässt sich aber nur teilweise bestätigen. Das Vorhandensein einer gemeinsamen Sprache ist zwar mit dem Abbau der objektiven sozialen Distanz positiv assoziiert, ermöglicht aber nicht unbedingt eine Verminderung der subjektiven Distanz zur autochthonen Bevölkerung. Daraus kann geschlossen werden, dass elementare Verständigungsmöglichkeiten für die Anknüpfung von Kontakten zwar wichtig sind, nicht aber notwendigerweise den Aufbau einer intensiven Freundschaft bewirken.

Auch ein hohes Bildungsniveau hat einen positiven Einfluss auf den Abbau der objektiven Distanz. Es kann vermutet werden, dass die durch hohe Bildung vermittelte Abstraktionsfähigkeit – auch unabhängig von Sprachkenntnissen – die Verknüpfung von Kontakte in der neuen Umgebung erleichtert. Somit scheinen die schon im Ursprungskontexte erlangte Ressourcen eine zentrale Bedeutung für die soziokulturelle Integration zu haben.

Die Hypothese, dass die strukturelle Integration – im Sinne einer mit den Schweizern gleichmässigen Verteilung auf verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen – die soziokulturelle Integration fördert, wird aufgrund der Resultate bestätigt. Für den Abbau von objektiver wie auch subjektiver Distanz zur autochthonen Bevölkerung ist die Beschäftigungsbranche – in der ersten Stellung und auch aktuell – besonders wichtig. Die Befragten, die im Gesundheitswesen arbeiten, haben nur wenige Freundschaftskontakte zu Schweizern. In dieser Branche arbeiten Ausländer häufig isoliert von Schweizern. Dagegen haben die meisten Finninnen im Gesundheitswesen Möglichkeiten, Kontakte mit eigenen Landsleuten am Arbeitsplatz aufrechtzuerhalten.

Während der aktuelle soziale Status keinen bemerkenswerten Zusammenhang mit dem Abbau der subjektiven Distanz aufweist, kann festgestellt werden, dass eine relativ tiefe Stellung in der ersten Beschäftigung einen negativen Einfluss auf die Integration in schweizerische Netzwerke hat. Wenn berücksichtigt wird, dass dies jedoch für die tiefste Stellung nicht gilt, kann vermutet werden, dass es auf ein Statusungleichgewicht zurückzuführen ist⁶. Die Betroffenen distanzieren sich

⁶ In privaten Diskussionen beklagen sich vor allem finnische Krankenschwestern oft darüber, dass sie sich für ihre Arbeit in der Schweiz oft überqualifiziert fühlen.

Soziokulturelle Integration

Tabelle 1. Soziokulturelle Integration auf gesellschaftlicher Mikroebene: objektive Distanz

Prädiktor	Eta	Abweichung von Gesamt- mittel*	Beta	Adjustierte Abweichung von Gesamt- mittel*
Sprachkenntnisse	.15		.17	
– keine		–.15		–.11
– 5 Jahre Unterricht in Finnl.				.13
Grösse des Wohnortes in der Kindheit	.08		.16	
Regionale Ursprung	.03		.13	
Bildungsniveau	.13		.17	
– tief oder mittel				–.11
Herkunftsstatus	.07		.06	
Anfangsstatus	.12		.08	
Branche der ersten Beschäftigung	.14		.25	
– Gesundheitswesen				–.15
– anderes				–.11
Heirat mit einem Schweizer	.17		.11	
Sozialer Status	.09		.13	
– in Ausbildung		.10		
Beschäftigungsbranche	.20		.10	
Wohnkontext in der Schweiz	.07		.07	
Zivilstand	.12		.05	
Berufstätigkeit	.10		.10	
Betonung der eigenen Eigenart	.05		.03	
Aufenthaltsabsicht	.12		.04	
Wichtigkeit der Schweizer Freunde	.36		.40	
– sehr wichtig		.16		.16
– nicht wichtig		–.27		–.29
Anzahl finnischer Freunde	.16		.16	
– über 5 Freunde		.12		.12
Geschlossenheit des finnischen Netzwerkes	.12		.20	
– offen		–.14		–.12
Teilnahme an subkulturellen Veranstaltungen	.09		.08	
Häufigkeit der Besuche in Finnland	.10		.05	
Familienverbundenheit in Finnland	.08		.13	
Kontakte mit Freunden in Finnland	.09		.16	
Intensität der Freundschaft mit Finnen in der Schweiz	.06		.02	
	R ² = .34			

Abhängige Variable: (1) bis 5 Freunde; (2) über 5 Freunde;

N: 274

y: 1.55

* Abweichungen vom Gesamtmittel werden nur angegeben, wenn sie grösser als $|\pm 0.10|$ sind.

Tabelle 2. Soziokulturelle Distanz auf gesellschaftlicher Mikroebene: subjektive Distanz.

Prädiktor	Eta	Abweichung von Gesamt- mittel	Beta	Adjustierte Abweichung von Gesamt- mittel
Sprachkenntnisse	.11		.10	
Grösse des Wohnortes				
in der Kindheit	.11		.05	
Regionaler Ursprung	.09		.11	
Bildungsniveau	.09		.11	
Herkunftsstatus	.06		.11	
Anfangsstatus	.22		.18	
– hoch oder mittel		–.11		–.16
– unter mittel		.10		
Branche der ersten Beschäftigung	.15		.13	
Heirat mit einem Schweizer	.13		.09	
Sozialer Status	.07		.07	
Beschäftigungsbranche	.17		.14	
– Gesundheitswesen		.13		.10
Wohnkontext in der Schweiz	.16		.13	
Zivilstand	.08		.08	
Berufstätigkeit	.07		.10	
Betonung der eigenen Eigenart	.29		.20	
– hoch		.13		
– tief		–.15		
Aufenthaltsabsicht	.18		.10	
Wichtigkeit der Schweizer				
Freunde	.30		.25	
– sehr wichtig		–.17		–.13
– nicht wichtig		.20		.16
Anzahl finnischer Freunde	.25		.05	
Geschlossenheit des finnischen				
Netzwerkes	.26		.19	
Teilnahme an subkulturellen				
Veranstaltungen	.21		.15	
– oft		.13		
– eher selten				–.10
Häufigkeit der Besuche in				
Finnland	.09		.02	
Familienverbundenheit in				
Finnland	.04		.02	
Kontakte mit Freunden in				
Finnland	.17		.12	
– wenige		–.10		
Intensität der Freundschaft				
mit Finnen in der Schweiz	.25		.15	
– hoch		.11		
– tief		–.13		
$R^2 = .35$				

Abhängige Variable: (1) tief; (2) hoch; N: 280 y: 0.49

bei einem erfahrenen Statusungleichgewicht von der autochthonen Bevölkerung auf subjektiver Ebene.

Beim Zusammenhang der Integration in Schweizer Netzwerke mit Integrationsmotivation zeigt sich, dass die Befragten mit hoher Integrationsmotivation besonders häufig einen autochthonen Freundeskreis haben. Diese Resultate sollten aber nicht überbewertet werden, da sie zwei theoretische Erklärungsmuster zulassen:

(1) Motivation zur Integration in die neue Umgebung stellt eine Voraussetzung des Abbaus der sozialen Distanz zur autochthonen Bevölkerung dar.

(2) Wenn den Migranten ein Abbau der sozialen Distanz zur autochthonen Bevölkerung gelingt, so fühlen sie sich motiviert, sich auch zu integrieren. Diese Konstellation kann als Prozess der Dissonanzreduktion betrachtet werden.

Die Befragten, die ihre Beziehungen zum Ursprungs-kontext weiter pflegen, haben besonders selten intensive und umfassende Kontakte zur aufnehmenden Gesellschaft. Bei der Betrachtung des Zusammenhanges zwischen der objektiven Distanz zur autochthonen Bevölkerung und der subkulturellen Integration zeigt sich, dass nicht der Anpassungsprozess in sich im Zentrum steht, sondern vielmehr die Frage nach der Soziabilität des Einzelnen. Die Befragten mit einer geringen objektiven Distanz zur autochthonen Bevölkerung sind besonders häufig auch subkulturell integriert. Daraus lässt sich schliessen, dass es sich um besonders kontaktfreudige Personen handelt, die viele zwischenmenschliche Beziehungen sowohl innerhalb der eigenen ethnischen Gruppe als auch in der aufnehmenden Gesellschaft pflegen.

Im Fall der subjektiven sozialen Distanz kann hingegen die Hypothese der negativen Wirkung einer subkulturellen Integration bestätigt werden. Wenn aber berücksichtigt wird, dass auch diejenigen, die im Arbeitsbereich von der autochthonen Bevölkerung isoliert sind, eine hohe subjektive Distanz aufweisen, erweist sich eine situationsspezifische Interpretation als angebracht. Die Beziehung zur eigenen subkulturellen Gruppe scheinen v.a. dann eine wichtige Alternative zum Abbau der subjektiven sozialen Distanz zur autochthonen Bevölkerung zu bilden, wenn die Ausgangslage in der neuen Umgebung keine strukturelle Integration, sondern eine berufliche Segregation impliziert.

In den Tabellen 3 und 4 ist die relative Bedeutung der einzelnen Faktorengruppen für den Abbau der objektiven und subjektiven Distanz zur autochthonen Bevölkerung als Quadrat des partiellen Korrelationskoeffizienten ausgedrückt.

Wenn die anderen Faktorengruppen kontrolliert werden, ist die Bedeutung der Indikatoren der aktuellen strukturellen Situation für subjektive und objektive Dimension der soziokulturellen Integration auf gesellschaftlicher Mikroebene kaum relevant. Im Vergleich zu anderen Bereichen hat hingegen die Variablengruppe, die die Kontakte zu anderen Finnen (in der Schweiz und in Finnland) umschreibt, die grösste relative Bedeutung für die soziokulturelle Integration auf gesellschaftlicher Mikroebene. Daraus kann geschlossen werden, dass die subkulturelle Differenzierung und die Aufrechterhaltung der Kontakte zur Heimat für den Abbau der sozialen Distanz zur autochthonen Bevölkerung besonders hinderlich sind.

Tabelle 3. Relative Bedeutung der einzelnen Faktorgruppen für den Abbau der subjektiven Distanz.

Faktorgruppe	R ² part
Ausgangsressourcen	.08
Aktuelle strukturelle Situation	.06
Integrationsmotivation	.12
Kontakte zu anderen Finnen	.10

Tabelle 4. Relative Bedeutung der einzelnen Faktorgruppen für den Abbau der objektiven Distanz.

Faktorgruppe	R ² part
Ausgangsressourcen	.11
Aktuelle strukturelle Situation	.06
Integrationsmotivation	.16
Kontakte zu anderen Finnen	.11

Dies bedeutet, dass eine umfassende Integration eine innerliche Trennung der Migranten vom Ursprungs-kontext und von der Herkunftskultur voraussetzt.

Beim Vergleich der relativen Bedeutung der Ausgangsressourcen mit dem entsprechenden Koeffizienten für die Faktoren der aktuellen strukturellen Situation zeigt sich, dass die Ausgangsressourcen einen höheren Beitrag zur Erklärung leisten. Da die Komponenten der Ausgangssituation die unmittelbare strukturelle Integration nach dem Anknunft widerspiegeln, bedeutet dies, dass die strukturelle Integration nur dann auf die soziokulturelle Integration einen positiven Einfluss hat, wenn sie schon am Anfang des Aufenthaltes in der neuen Umgebung erreicht wird.

4.2. Soziokulturelle Integration auf gesellschaftlicher Makroebene

Die soziokulturelle Integration auf gesellschaftlicher Makroebene bedeutet auch die Relevanz des aufnehmenden Kontextes für den Migranten. Bei der Betrachtung der Bedeutung der einzelnen Komponenten in der Tabelle 5 kann festgestellt werden, dass nur wenige der in die Analyse einbezogenen Faktoren einen Einfluss auf die Relevanz des Kontextes Schweiz bei den Finninen aufweisen. Einige interessante Tendenzen können aber festgestellt werden.

Unter den Ausgangsressourcen kann in Falle Bildung festgestellt werden, dass gute Bildung mit der Partizipation auf Makroebene einen negativen Zusammenhang aufweist. Dies kann aber nicht nur im engen Rahmen der soziokulturellen Integration interpretiert werden, sondern es kann festgestellt werden, dass ein hohes Bildungsniveau ganz allgemein eine Erweiterung des Horizontes bewirkt. Daraus folgt, dass sich Personen mit guter Bildung in erster Linie an einer "Weltperspektive" orientieren und sich damit weniger für das lokale Tagesgeschehen interessieren.

Tabelle 5. Soziokulturelle Integration auf gesellschaftlicher Makroebene.

Prädiktor	Eta	Abweichung von Gesamt- mittel	Beta	Adjustierte Abweichung von Gesamt- mittel
Sprachkenntnisse	.13		.16	
– keine Deutschkenntnisse				.11
Grösse des Wohnortes in der Kindheit	.08		.13	
Regionaler Ursprung	.05		.09	
Bildungsniveau	.18		.16	
– tief oder mittel		–.11		
Herkunftsstatus	.05		.09	
Anfangsstatus in der Schweiz	.16		.09	
– hoch bis mittel		–.14		
Branche der ersten Beschäftigung	.22		.13	
– Gesundheitswesen		.13		
Heirat mit einem Schweizer	.19		.02	
– nein		.10		
Sozialer Status	.19		.12	
– hoch		–.11		
– tief		.11		
Beschäftigungsbranche	.20		.08	
– Gesundheitswesen		.15		
Wohnkontext in der Schweiz	.17		.11	
Zivilstand	.18		.04	
– ledig		.11		
Berufstätigkeit	.14		.07	
Betonung der eigenen Eigenart	.14		.09	
Aufenthaltsabsicht	.22		.06	
– eventuelle Auswanderung in Erwägung		.12		
– keine Auswanderungsabsicht		–.11		
Wichtigkeit der Schweizer Freunde	.14		.09	
– sehr wichtig		–.10		
Anzahl finnischer Freunde	.19		.17	
Geschlossenheit des Finnischen Netzwerkes	.19		.10	
Teilnahme an subkulturellen Veranstaltungen	.12		.12	
Häufigkeit der Besuche in Finnland	.17		.13	
– seltener als jährlich		–.10		
Familienverbundenheit in Finnland	.08		.03	
Kontakte mit Freunden in Finnland	.12		.08	
Intensität der Freundschaft mit Finnen in der Schweiz	.09		.07	
Anzahl der Schweizer Freunde	.20		.12	
Geschlossenheit des schwei- zerischen Netzwerkes	.22		.22	
Intensität der Freundschaft mit Schweizern	.16		.05	
$R^2 = .32$				

Abhängige Variable: (1) hoch; (2) tief; N: 280 y: 1.52

Die wichtigsten Zusammenhänge können bei den Komponenten des sozialen Beziehungsfeldes festgestellt werden. Der Effekt der Geschlossenheit des Freundschaftsnetzes ist hier von besonderem Interesse. Die Befragten mit teilweise offenen Netzwerken orientieren sich besonders häufig am soziokulturellen System der Schweiz auf Makroebene. Im Falle der offenen Netzwerke ist die relativ tiefe Relevanz der aufnehmenden Gesellschaft in erster Linie auf eine allgemein mangelhafte soziokulturelle Integration in die neue Umgebung zurückzuführen. Die Befragten, die in ganz geschlossenen Netzwerken integriert sind, orientieren sich hingegen vermutlich an den Mitgliedern ihres Freundeskreises, die auch "Aussenkontakte" haben. Somit bildet das Freundschaftsnetz den zentralen Bezugsrahmen,

Ein weiterer Faktor, der einen Einfluss auf die Relevanz des Kontextes Schweiz hat, ist die Häufigkeit der Besuche in der Heimat. Die Befragten, die die Reise nach Finnland nur noch selten unternahmen, orientieren sich besonders häufig am schweizerischen Tagesgeschehen. Daraus kann geschlossen werden, dass die Abnahme der Beziehungen zur Heimat in einem rein quantitativen Sinne eine Voraussetzung für die soziokulturelle Integration auf gesellschaftlicher Makroebene darstellt.

Tabelle 6. Relative Bedeutung der einzelnen Faktorgruppen für die Relevanz des Kontextes Schweiz.

Faktorgruppe	R ² part
Ausgangsressourcen	.09
Aktuelle strukturelle Situation	.05
Integrationsmotivation	.02
Soziales Beziehungsfeld	.14

Bei der Betrachtung der partiellen Bedeutung der einzelnen Variablengruppen in der Analyse der soziokulturellen Integration wird die Bedeutung des sozialen Beziehungsfeldes nochmals bestätigt.

4.3. Exkurs: Bedeutung der Aufenthaltsdauer für die soziokulturelle Integration

Bei der Betrachtung der Aufenthaltsdauer zeigt sich, dass sie keinen Zusammenhang mit der objektiven Distanz hat.

Zwischen der subjektiven Distanz und der Aufenthaltsdauer ist aber eine schwache Assoziation vorhanden. Im Vergleich der einzelnen Mittelwertabweichungen der Kategorien der Aufenthaltsdauer zeigt sich, dass die Befragten mit einem Aufenthalt von mehr als 10 Jahren mit Schweizern besonders häufig eine intensive Freundschaft pflegen.

Im Gegensatz zur soziokulturellen Distanz kann über die Aufenthaltsdauer ein starker Zusammenhang im Falle der Relevanz des aufnehmenden Kontextes festgestellt werden. Die Befragten mit einem Aufenthalt von mehr als 10 Jahren orientieren sich besonders häufig am schweizerischen Tagesgeschehen.

Tabelle 7. Zusammenhang zwischen der Aufenthaltsdauer und der soziokulturellen Integration.

Dimension der soziokulturellen Integration	Aufenthaltsdauer			
	bis 5 Jahre (N = 83)	5 bis 10 Jahre (N = 118)	über 10 Jahre (N = 70)	
	Abweichungen von Gesamtmittel			
Objektive Distanz	.02	-.01	.02	Eta = .05
Subjektive Distanz	.05	.02	-.10	Eta = .13
Relevanz des Kontextes Schweiz	.18	.04	-.30	Eta = .36

Beim Interpretation der Bedeutung der Aufenthaltsdauer als Determinante der soziokulturellen Integration muss man aber vorsichtig sein. Es muss nämlich im Auge behalten werden, dass Aufenthaltsdauer u.a. mit dem Älterwerden eng verbunden ist. Das Älterwerden bedeutet aber – infolge verschiedener struktureller Schwergewichte im Laufe der individuellen Biographie – immer auch Veränderungen und Verlagerungen im Ausmass und Schwergewicht der soziokulturellen Partizipation.

5. DISKUSSION

In der Konzeptualisierung des Prozesses der soziokulturellen Integration wurden zwei zentrale analytische Unterscheidungen getroffen:

- Die Unterscheidung zwischen einer subjektiven und einer objektiven Dimension der soziokulturellen Integration, die auch als qualitativer bzw. quantitativer Aspekt zu verstehen sind.
- Unterscheidung der soziokulturellen Integration in Prozessen auf gesellschaftlicher Mikro- und Makroebene. Die Anpassung auf Mikroebene bezieht sich unmittelbar auf das soziale Beziehungsfeld des Einzelnen, während die Anpassung auf Makroebene einen unpersönlicheren Charakter hat.

Die Relevanz dieser beiden theoretischen Unterscheidungen wurde dann auch in der empirischen Analyse bestätigt.

Das wichtigste Bereich für die soziokulturelle Analyse ist das persönliche Beziehungsfeld. Bei ihrer Betrachtung zeigt sich, dass die subkulturelle Integration keine Alternative zur soziokulturellen Integration im Sinne eines Abbaus der objektiven Distanz bildet. In der Analyse auf Mikroebene konnte gezeigt werden, dass eine subkulturelle Integration und der Abbau der objektiven Distanz als Folge einer umfassenden *sozialen Kompetenz* interpretiert werden können.

Eine wichtige *Alternative zur soziokulturellen Integration* bilden hingegen die Beziehungen zur Heimat. Auf einen Misserfolg beim Abbau der objektiven Distanz in der neuen Umgebung wird nicht mit Rückzug in die eigene ethnische Gruppe

innerhalb des aufnehmenden Systems reagiert, sondern mit einer ausgeprägten Heimatorientierung, die einer unrealistischen Idealisierung des Heimatkontextes verbunden ist.

Während die Aussagen über den Abbau der objektiven Distanz zur autochthonen Bevölkerung resp. zur aufnehmenden Gesellschaft weitgehend mit den theoretischen Schlussfolgerungen der meisten Migrationsstudien kompatibel sind (Hoffman-Nowotny, 1973; Braun, 1970; Mehrländer, 1974), erschliessen sich durch die Einführung des Konzeptes, subjektive soziale Distanz zwischen ethnischen Gruppen weitere Perspektiven der Anpassungsproblematik. Dieser Aspekt wird dann zentral, wenn die strukturelle Lage weitgehend die Voraussetzungen zu einer soziokulturellen Integration beinhaltet.

Es zeigte sich, dass die *subjektive Distanz* der Migrantinnen zur autochthonen Bevölkerung nicht mit der aktuellen strukturellen Lage, sondern mit der *Ausgangssituation* in der neuen Umgebung assoziiert ist. Die subjektive Distanz ist ein Ausdruck der persönlichen Perzeption der eigenen soziokulturellen Integration und wird weitgehend durch primäre Bilder von der aufnehmenden Gesellschaft determiniert. Anfangs erfahrene strukturelle Ungleichgewichte führen zur Aufrechterhaltung von subjektiver Distanz, auch wenn sich die strukturelle Situation im Laufe der Zeit deutlich verbessert. Die Ausgangssituation bestimmt offensichtlich die ersten Eindrücke von der neuen Umgebung und damit die erste Beurteilung. In der ersten Phase werden Bilder und Verhaltensmuster stabilisiert, die auch bei veränderten Umständen grösstenteils erhalten bleiben. Für den gesamten Anpassungsprozess dürften sie von zentraler Bedeutung sein, indem sie die Genese von Zugehörigkeitsgefühlen zur aufnehmenden Gesellschaft und somit die Identifikationsbereitschaft bestimmen.

Im Gegensatz zur objektiven Distanz bildet die subkulturelle Integration im subjektiven Bereich eine wichtige Alternative zur soziokulturellen Integration. Eine intensive Partizipation in einem der Systeme und eine ausgeprägte Binnenorientierung ist durch ihre *Ausschliesslichkeit* gekennzeichnet. Migrantinnen, die die subjektive Distanz zur autochthonen Bevölkerung aufrechterhalten, zeigen in bezug auf ihre ethnische Subkultur so etwas wie ein "in-group-Verhalten". Diese Reaktion ist vermutlich dann zu erwarten, wenn die Ausgangssituation von den Migrantinnen als strukturell unbefriedigend empfunden wurde und kann nur teilweise durch eine später erolgende strukturelle Integration aufgehoben werden⁷.

Bei der Unterscheidung zwischen Prozessen auf gesellschaftlicher Mikro- und Makroebene zeigt sich, dass die *soziokulturelle Integration auf Mikroebene* eine direkte Betroffenheit des Einzelnen widerspiegelt. Die entsprechende Partizipation besteht aus "*face-to-face-Kontakten*" und ist durch Interdependenz der Beteiligten gekennzeichnet. Somit setzt sie eine Interaktionsbereitschaft der Migrantinnen und der autochthonen Bevölkerung voraus. Es zeigte sich, dass diese Art der soziokul-

⁷ Im Rahmen der Lizentiatsarbeit, die diesem Artikel zugrunde liegt, konnten diese Resultate noch durch eine Analyse der Determinanten der subkulturellen Integration differenziert werden.

turellen Integration eng mit persönlich Integrationsmotivation der Migrantinnen assoziiert ist. Somit sind die ersten Kontakte zur autochthonen Bevölkerung entscheidend für diese Art der soziokulturellen Integration.

Die *Partizipation am soziokulturellen System* auf gesellschaftlicher *Makroebene* ist hingegen *weniger persönlich*, da sie *keine* unmittelbaren Kontakte zur autochthonen Bevölkerung impliziert. Sie kann auch nur rein instrumentell sein, indem das Bedürfnis nach Information an sich im Zentrum steht, ohne gleichzeitig die Suche nach einem neuen kulturellen Orientierungsrahmen zu implizieren. In der entsprechenden Analyse konnte festgestellt werden, dass diese Art der soziokulturellen Integration keinen Zusammenhang mit der Integrationsmotivation aufweist. Somit ist sie im Gegensatz zur Partizipation auf Mikroebene unabhängig von der Art der persönlichen Aspirationen der Migrantinnen. Es zeigte sich jedoch, dass die soziokulturelle Integration auf gesellschaftlicher Makroebene im Laufe eines längeren Aufenthaltes wächst. Diese Art der soziokulturellen Partizipation impliziert die Orientierung an den Interpretationsmustern der Gesellschaft, in der man sich niedergelassen hat, setzt aber nicht unbedingt eine umfassendere Integration voraus. Sie ist jedoch mit *pluralistischen Interaktionsmustern* auf gesellschaftlicher Mikroebene positiv assoziiert. Eine vielseitige Integration innerhalb der einheimischen Primärgruppen fördert also die Partizipation am soziokulturellen System der aufnehmenden Gesellschaft auf Makroebene.

LITERATUR

- ALLARDT, E. (1976), "Hyvinvoinnin ulottuvuusia" (Porvoo).
 ANDREWS, F.M.; MORGAN, J.N. & SONQUIST, J.A. (1967), "Multiple Classification Analysis" (Michigan).
 BINDER, J. & SIMÕES, M. (1978), Sozialpsychiatrie der Gastarbeiter, *Fortschr. Neurol. Psychiat.*, 46 (1978) 342-359.
 BRAUN, R. (1970), "Soziokulturelle Probleme der Eingliederung italienischer Arbeitskräfte in der Schweiz" (Zürich).
 DOBLER-MIKOLA, A. (1979), "Probleme der soziokulturellen Integration" (Lizentiatsarbeit, Soziol. Inst. Univ. Zürich).
 FESTINGER, L. (1957), "A Theory of Cognitive Dissonance" (Evanston).
 GORDON, M.E. (1964), "Assimilation in American Life" (New York).
 HAAVIO-MANNILA, E. & STENIUS, K. (1975), "Mental Health of Immigrants in Sweden" (Helsinki).
 HEINTZ, P. et al. (1978), Strukturelle Bedingungen von sozialen Vorurteilen, *Vorurteil* (Karsten A., Ed.) (Darmstadt) 321 ff.
 HOFFMANN-NOWOTNY, H.J. (1973), "Soziologie des Fremdarbeiterproblems" (Stuttgart).
 HYMAN, H. (1955), "Survey Design and Analysis" (Glencoe).
 JAAKKOLA, M. (1973), Hiljaiset ruotsinsuomalaiset, *Kanava*, 1 (1973) 542-548.
 JAAKKOLA, M. (1976), "Social Networks in Scandinavian Countries" (Helsinki).
 LAUMANN, E.O. (1973), "Bonds of Pluralism" (New York).
 LAUMANN, E.O. (1966), "Prestige and Association in an Urban Community" (New York).
 MASLOW, A. (1943), A Theory of Human Motivation, *Psychol. Rev.*, 50 (1973) 370 ff.
 MEHRLÄNDER, U. (1974), "Soziale Aspekte der Ausländerbeschäftigung" (Bonn-Bad Godesberg).
 MERTON, R.K. & KITT, A.S. (1963), Reference Groups, *Sociological Theory* (Coser, A.L. & Rosenberg, B., Eds.) (London) 276 ff.
 MITCHELL, J.C. (Ed.) (1971), "Social Networks in Urban Situations" (London).

LA DEUXIÈME GÉNÉRATION D'ESPAGNOLS EN SUISSE

Résultats et interrogations d'une enquête-participation*

J.-P. Gonvers, L. Monnier, G. de Rham et A. Mottaz

Université de Lausanne, Faculté des sciences sociales et politiques,
1000 Lausanne, Suisse.

RÉSUMÉ

Présentations de quelques résultats d'une enquête par questionnaire réalisée en 1978 sur la deuxième génération d'Espagnols en Suisse : situation familiale, formation scolaire et professionnelle, problème de la langue et désir de retour. Essai de réflexion sur la question de l'intégration en relation avec une problématique culturelle (identité des jeunes Espagnols), de classe (travailleurs immigrés) et de conflits de générations.

ZUSAMMENFASSUNG

Diese Studie gibt einige Resultate von einer Erhebung mit Fragebogen bekannt. Sie wurde im Jahre 1978 durchgeführt und betrifft die zweite Generation von Spaniern in der Schweiz : Familiensituation, Schul- und Berufsausbildung, Sprachprobleme und der Wunsch, nach Spanien zurückzukehren. Überlegungen über das Integrationsproblem im Zusammenhang mit der kulturellen Problematik (Identität der junge Spanier), über die Klassenproblematik (immigierte Arbeiter) und über das Generationenproblem.

1. AVANT-PROPOS

Nous évoquerons succinctement ici les conditions et certains résultats d'une expérience d'enquête-participation réalisée "en collaboration" avec les responsables d'un mouvement de jeunes Espagnols (JOC/E) ainsi que les questions qu'une telle recherche a laissé ouvertes.

Si les résultats de l'enquête peuvent servir de contribution à une problématique de l'ethnicité et de l'intégration, c'est moins par les données directement utilisables qu'ils représentent que par la nécessité à laquelle ils nous ont amenés de nous poser de nouvelles questions sur cette problématique. Le discours sur l'intégration des étrangers, dominé par une vision assimilationniste (au plan social) et fonctionnaliste (au plan sociologique), ne nous est en effet pas apparu comme opératoire dans une enquête-participation de ce genre¹.

*Le lecteur souhaitant prendre connaissance des résultats complets de l'enquête se référera à la publication qui en a été faite : JOC/E; Gonvers, J.-P.; Monnier, L.; de Rham, G. & Mottaz, A. (1980), "Qui sont-ils? Suisses et/ou Espagnols?" (Institut de science politique, Lausanne).

¹Cf. Oriol, M. (1980), "Bilan des études sur les aspects culturels et humains des migrations internationales en Europe occidentale (1918-1979)" (European Science Foundation, Strasbourg).

2. CHERCHER LE DRAME : GENÈSE DE L'ENQUÊTE

A l'automne 1975, nous avons été contactés par les responsables au niveau suisse de la Juventud Obrera Cristiana Emigrante (JOC/E) qui désiraient une aide pour le dépouillement d'une petite enquête par questionnaire réalisée en Suisse auprès de cent jeunes Espagnols, enfants d'immigrés. Cette enquête était un des volets d'une enquête européenne réalisée également en France, en Allemagne et en Belgique.

Il est tout de suite apparu que, faute d'un échantillonnage construit et contrôlé et d'une prise d'informations fiable ainsi qu'en raison de la formulation ambiguë de certaines questions, il n'était guère possible d'interpréter sérieusement des résultats découlant d'une information obtenue dans de telles conditions d'enquête. Cependant, très intéressés par le sujet, nous étions prêts à faire, avec ce groupe de jeunes militants, une nouvelle enquête plus conforme aux règles élémentaires d'une recherche empirique de ce type. En accord avec la JOC/E, nous nous sommes attelés à cette tâche sans tarder et cela a duré 4 ans, faute de ressources spécifiques en temps et en argent notamment.

La problématique générale de la recherche fut, en fait, assez difficile à circonscrire car les interrogations de la JOC/E étaient multiples. En tant que mouvement de *jeunes*, la JOC/E cherchait à mieux comprendre la situation dramatique, à ses yeux, de la "deuxième génération". En tant que mouvement *ouvrier*, elle s'intéressait à la situation professionnelle des jeunes Espagnols et à ses déterminants, notamment scolaires. En tant que mouvement *chrétien*, elle prêtait une importance particulière à l'évolution des représentations religieuses et morales, qui apparaissaient comme différentes de celles de la première génération d'immigrés. En tant que mouvement d'*émigrés*, elle était très sensible à la double appartenance culturelle des enfants d'émigrés et à la difficulté pour eux de se construire une identité culturelle, nationale stable. C'est à partir de cette problématique polyvalente, à la limite polymorphe, que nous avons été amenés, dans le cadre d'un séminaire pluridisciplinaire, à construire "en collaboration" avec eux la démarche de l'enquête.

Il s'est alors produit un phénomène qu'un certain nombre de chercheurs empiriques connaissent bien : les effets de la mise en présence de deux modes d'approche différents de la réalité, à savoir celui de l'observation systématisée et de la réflexion généralisante, et celui du vécu et de l'action sociale qui se sont traduits au début de la recherche par la confrontation de deux univers conceptuels disjoints. En effet, beaucoup de choses distançaient les deux groupes : d'une part, le monde académique dont nous étions les représentants, habitués avant tout à la réflexion sur l'objet, sur les méthodes et les moyens de capture de la réalité devant s'insérer dans un certain corpus de connaissances scientifiques, elles-mêmes fruit du consensus d'une certaine classe d'intellectuels, et d'autre part, le monde de l'action sociale représenté par des militants, pour la plupart de condition ouvrière, conditionnés par la nécessité de la lutte, du soutien social, de la revendication en vue d'atteindre certains objectifs sociaux.

Dès les premiers colloques, on s'est vite aperçu que, malgré quelques accords apparents de langage, les deux groupes avançaient dans le dialogue tout à fait parallèlement, sans que leurs modes d'approche respectifs ne se rejoignent sur des points précis. Le monde de la recherche, dont nous émanions, qui nous avait rendus conscients de la nécessaire rupture épistémologique et nous avait habitués à l'approche systématique conditionnée par tout un univers conceptuel admettant pour acquis un certain nombre de concepts définis ou redéfinis, nous engageait dans une problématique qui se voulait structurée et structurante mais qui transformait à ses fins propres, pour répondre à un modèle intelligible de la réalité de l'immigration, les faits vécus par d'autres. Nous reproduisions sans le vouloir un discours politologique et sociologique donnant une image de la réalité qui devenait alors très différente de celle perçue quotidiennement par les jeunes Espagnols et dans laquelle ils ne se reconnaissaient plus. L'expression du vécu quotidien, que les jeunes émigrés conceptualisaient surtout en des termes existentiels, devenait une source permanente de malentendus face à la grille et au modèle interprétatif d'un groupe de chercheurs qui voulaient comprendre leur réalité en l'appréhendant de "L'extérieur"².

Ce fut cependant sur ce plan-là une expérience très enrichissante par le fait même que, nous autres chercheurs qui nous voulions efficaces, c'est-à-dire être une aide pour la JOC/E, avons dû procéder à un ajustement de nos prétentions épistémologiques et nous résoudre à appliquer nos exigences méthodologiques à l'univers des indicateurs de la réalité désignés par le groupe de jeunes militants. Engagés dans l'action sociale, ils portaient l'accent sur des éléments de la réalité perçus la plupart du temps en mode "affectif" dont le répondant ou le signifié s'insérerait souvent mal dans notre propre armature conceptuelle et méthodologique de chercheurs. Comment pouvait-il en être autrement puisque ces jeunes qui s'interrogeaient sur eux-mêmes ne pouvaient le faire que dans des termes correspondant à leur propre pratique du quotidien. C'était à nous de nous adapter.

Les interviews en profondeur de plusieurs jeunes Espagnols et la discussion en groupes à laquelle participaient aussi des étudiants ont fourni la matière du questionnaire de l'enquête, composé principalement de questions fermées (99 questions) touchant les thèmes qui leur apparurent comme les plus importants ou les plus significatifs de la situation de la deuxième génération : migration familiale et personnelle, adaptation à l'école en Suisse, activité (études, apprentissage, travail non-qualifié), relations amicales et sociales, image de l'Espagne et souhait du "retour", attitude face à la sexualité et à la religion.

² Pour être plus précis, il serait même possible de distinguer quatre types de discours dans le cadre de ces échanges préliminaires à l'enquête. Du côté des émigrés, il faudrait distinguer le discours militant des dirigeants de la JOC/E dont le "vécu" était situé par rapport à un cadre conceptuel plus ou moins explicite, celui du système d'exploitation capitaliste, du discours de la base moins politisée et plus silencieuse. Le même clivage apparaissait du côté des "universitaires" suisses entre les chercheurs et les étudiants, ces derniers constituant une base plus sceptique quant à l'élaboration de la problématique.

Les interviews ont été réalisés au printemps 1978 dans toute la Suisse (Tessin excepté) auprès de 354 jeunes Espagnols âgés de 16 à 21 ans nés en Suisse ou venus rejoindre leurs parents alors qu'ils étaient en âge de scolarité ou plus jeunes. Ces interviews devant être réalisés en espagnol, ce sont des membres de la JOC/E qui fonctionnaient comme enquêteurs. Ces enquêteurs ayant été rapidement formés pour cette tâche, l'emploi du questionnaire très directif s'est révélé particulièrement judicieux. De plus, la construction de l'échantillon de type "aléatoire stratifié" a permis un contrôle régulier des enquêteurs et de la prise d'information, car ils travaillaient "sur adresse". Les contrôles faits "a posteriori", grâce aux statistiques fédérales des étrangers parues en 1978, ont montré que l'échantillon obtenu, du moins en ce qui concerne certaines variables non contrôlées au départ (telles que celles de l'âge, du sexe et de la scolarisation), est réellement représentatif de la réalité c'est-à-dire s'en écarte si peu qu'il s'inscrit dans les limites de confiance admissibles dans le cas d'un sondage de ce type.

3. SITUATION FAMILIALE

Un des points sur lesquels la JOC/E portait particulièrement son attention était celui de la rupture familiale due à l'émigration qui précède et prépare la rupture culturelle que le jeune subira inévitablement par la suite en venant rejoindre ses parents en Suisse.

Tableau 1. La séparation enfants-parents.

Durée approximative de la séparation	Ont été séparés			
	du père		de la mère	
	N	%	N	%
- 1 an	47	16,7	54	23,8
- 2 ans	43	15,3	47	20,7
- 3 ans	38	13,5	32	14,1
- 4 ans	37	13,2	25	11,0
- 5-6 ans	45	16,0	31	13,7
- 7-8 ans	29	10,3	13	5,7
- 9 ans et plus	42	14,9	25	11,0
TOTAL	281	100%	227	100%

Les résultats (Tableau 1) nous révèlent que le processus d'émigration est échelonné et qu'il provoque effectivement un éclatement familial séparant provisoirement les jeunes de leurs parents. Cette séparation est rarement brève : 80% des jeunes ont été séparés de leur père, en moyenne pendant 4 ans et demi et 65% l'ont été de leur mère durant 3 ans et demi. Restant en Espagne, les jeunes sont en général accueillis par la proche parenté.

Quant à la famille nucléaire, elle subit un processus de mobilité sociale descendante lié à l'émigration. Nous retrouvons en effet un phénomène bien connu, celui de la déqualification professionnelle des travailleurs immigrés (Tableau 2).

Tableau 2. La déqualification professionnelle.

Profession du père	Activité professionnelle en ...			
	Espagne		Suisse	
	N	%	N	%
– manœuvres	77	21,8	171	48,3
– employés non qualifiés	4	1,1	28	7,9
– ouvriers qualifiés	152	42,9	113	31,9
– artisans indépendants	19	5,4	4	1,1
– petits indépendants	8	2,3	–	–
– agriculteurs indépendants	44	12,4	–	–
– employés qualifiés	16	4,5	8	2,3
– petits cadres	5	1,4	5	1,4
– cadres moyens	3	0,8	2	0,6
– cadres supérieurs	3	0,8	4	1,1
– sans activité professionnelle	3	0,8	7	2,0
NRP	20	5,6	12	3,4
TOTAL	354	100%	354	100%

Les femmes immigrées de la première génération se trouvent pour la plupart (76%) en situation de salariées, alors que ce n'était pas le cas avant la migration (19%).

Pour les jeunes venus en Suisse, cette famille "prolétarisée" reste le lieu principal de leur relation à la culture espagnole, et ceci surtout par les relations entre parents et enfants. En effet, l'enquête montre (Tableau 3) que l'espagnol reste la langue utilisée de préférence dans les relations avec les parents. Mais apparaît, déjà dans les relations avec les frères et sœurs, l'incidence de la socialisation à la culture helvétique par l'usage de la langue locale (phénomène nettement plus marqué en Suisse romande qu'en Suisse alémanique).

Ces données permettent de comprendre pourquoi certains jeunes interviewés et surtout les responsables de la JOC/E parlent de rupture entre générations. rupture qu'ils attribuent à un fossé culturel. Pour les responsables de la JOC/E, les conflits qui peuvent naître entre parents et enfants à propos de la gestion du temps libre et des fréquentations (ainsi que de la gestion du salaire) devaient constituer un autre indicateur de cette rupture culturelle entre les parents, porteurs de la culture espagnole, et les jeunes, ayant évolué en direction de la culture suisse. Les résultats de l'enquête sont toutefois nuancés quant à l'existence de véritables conflits familiaux; en outre, lorsque de tels conflits sont ressentis par les jeunes, leur fondement générationnel est peut-être aussi important que leur dimension

Tableau 3. Les langues utilisées.

Tableau 3. Les langues utilisées.										
Langue utilisée de préférence avec ...	Les parents			Les frères et sœurs			Les amis			
	Suisse aléman.		Suisse romande	Suisse aléman.		Suisse romande	Suisse aléman.		Suisse romande	
	N	%	N %	N	%	N %	N	%	N %	
- espagnol seul	140	97,2	186 89,0	80 55,6	61 29,2	46 31,9	28 13,4			
- allemand seul	-	-	-	33 22,9	1 0,5	32 22,2	-			
- français seul	4	2,8	8 3,8	7 4,9	75 35,9	6 4,2	92 44,0			
- allemand & espagnol	-	-	-	17 11,8	-	54 37,5	-			
- français & espagnol	-	-	15 7,2	1 0,7	54 25,8	-	83 39,7			
- français & allemand	-	-	-	1 0,7	-	-	-			
- allemand & français	-	-	-	-	-	-	-			
- espagnol	-	-	-	-	-	5 3,5	3 1,4			
- NRP	-	-	-	5 3,5	18 8,6	1 0,7	3 1,4			
TOTAL	144	100%	209 100%	144 100%	209 100%	144 100%	209 100%			

nationale-culturelle. Seule une enquête comparative portant sur les jeunes suisses et les jeunes d'autres nationalités permettrait de dégager la dimension culturelle des relations intrafamiliales, traduisant une adaptation différenciée dans le pays d'immigration selon les générations.

4. FORMATION SCOLAIRE ET PROFESSIONNELLE

Il faut distinguer trois catégories dans la seconde génération espagnole, selon le niveau de formation :

- les "étudiants" : 23,5% (soit 14,1% formation supérieure
9,3% scolarité obligatoire)
- les travailleurs *qualifiés* : 46,8% (soit 38,4% apprentissage en cours
ou achevé
8,5% école professionnelle
en cours ou achevée)
- les travailleurs *non qualifiés* : 29,1%

De l'avis des responsables de la JOC/E, un des aspects dramatiques de la situation de la deuxième génération résidait dans la marginalisation qui découle de la discrimination s'exerçant à l'école et dans la formation professionnelle (apprentissage, écoles professionnelles). Il était donc intéressant d'établir le cursus scolaire des jeunes Espagnols (Tableau 4) et leurs possibilités de formation professionnelle, ainsi que les relations entre ces deux phénomènes. Les jeunes Espagnols de la deuxième génération fréquentent en général une école suisse. Cela tient d'une part à notre définition de la deuxième génération et d'autre part à l'absence d'écoles espagnoles assurant la scolarité obligatoire en Suisse ou près de la frontière – situation qui diffère notamment de celle des Italiens. La durée moyenne de cette scolarité suisse est d'environ sept ans. Cette scolarisation ne se fait évidemment pas sans rencontrer certaines difficultés. Du reste 51 % des jeunes avouent en avoir rencontré et pour 83% d'entre eux, elles étaient avant tout d'ordre linguistique.

Tableau.4. Le niveau scolaire.

Niveau scolaire atteint	N	%
– primaire	198	59,3
– "primaire supérieure"	49	14,7
– collège secondaire	62	18,5
– école supérieure de type "supérieur" + gymnase	8	2,4
– uniquement dans une école professionnelle	3	0,9
– ne précise pas	14	4,2
TOTAL	334	100%

S'il est banal de constater que le niveau de scolarité ne s'élève au-dessus du primaire, dans une mesure significative, que lorsque la scolarité en Suisse est suffisamment longue (au moins 5 ans), il l'est moins de relever que la probabilité d'accéder à une formation professionnelle, et davantage encore à une formation supérieure (école de commerce, technique et autres écoles semi-professionnelles, gymnase, université), augmente nettement avec la durée de la scolarité en Suisse (Tableau 5).

Tableau 5. Activité professionnelle et nombre d'années d'école suivies en Suisse.

Nombre d'années d'école en Suisse	Activité professionnelle					
	Etudiants		Travailleurs qualifiés		Travailleurs non qualifiés	
	N	%	N	%	N	%
– jusqu'à 2 ans	2	2,9	18	10,8	42	40,7
– 3-4 ans	6	8,6	27	16,3	24	23,3
– 5-6 ans	12	17,1	22	13,2	13	12,6
– 7-8 ans	9	12,9	24	14,5	9	8,7
– 9 ans et plus	40	57,1	73	44,0	6	5,8
NRP	1	1,4	2	1,2	9	8,7
TOTAL	70	100%	166	100%	103	100%

On est ainsi amené à poser le constat d'une certaine efficacité de l'insertion des jeunes Espagnols dans la filière de formation scolaire et professionnelle. Mais cette insertion est sélective, en ce sens que 10,5% seulement des jeunes suivent ou ont suivi une formation débouchant sur une maturité (gymnase, école de commerce), de plus, moins de 4% fréquentent un technicum ou une école de même niveau. Les données de l'enquête ne permettent pas de distinguer l'effet de sélection lié à la nationalité (ou à la culture espagnole) de celui qui tient à l'appartenance à la classe ouvrière.

5. LES TRAVAILLEURS NON QUALIFIÉS : LES LAISSÉS-POUR-COMPTÉ DE L'INSERTION

Cette catégorie de non qualifiés (29,1% du total) se compose en majorité de femmes (61%) qui travaillent en nombre à peu près égal dans le secteur secondaire et le tertiaire, alors que les hommes sont actifs pour 2/3 dans l'industrie et 1/4 dans le tertiaire. Les raisons de leur non-qualification professionnelle peuvent s'expliquer par l'entrelas de circonstances extérieures et personnelles. En effet, 37% d'entre eux avouent des connaissances insuffisantes de la langue, 30% n'ont pas pu trouver de place d'apprentissage, alors que 25% ont voulu gagner de l'argent dès la fin de leur scolarité.

Tableau 6. Conséquences de la crise économique en Suisse.

Conséquences	Travailleurs			
	Non qualifiés		Qualifiés	
	N	%	N	%
– rien n'a changé dans son travail	64	62,1	138	83,1
– il a été au chômage partiel	14	13,6	3	1,8
– il a été au chômage total	11	10,7	1	0,6
– il a été obligé de changer d'entreprise sans changer de métier	1	1,0	5	3,0
– il a été obligé de changer de métier	5	4,9	1	0,6
– autres	5	4,9	4	2,4
NRP	3	2,9	14	8,4
TOTAL	103	100%	166	100%

Du fait de leur absence de qualification, ils sont plus vulnérables que les qualifiés aux effets de la crise économique (Tableau 6).

On peut donc considérer que l'insertion des non qualifiés dans la structure socio-économique suisse est limitée : 35% d'entre eux ont subi la crise dans leur emploi, contre 8% des qualifiés (il est vrai, souvent encore en apprentissage). Ils se trouvent en situation incertaine, soumis aux aléas de la conjoncture économique et politique (ce sont les plus sensibles à la xénophobie), et remplissent une fonction de réserve de main-d'œuvre. Ils sont ainsi plus proches des migrants de la première génération, et même des plus instables de ceux-ci, que des autres membres de la deuxième génération.

Cet état de fait est-il transitoire et destiné à se résorber ? On sait que les non qualifiés sont les moins scolarisés en Suisse, parce que les plus tard venus : 64% ont moins de 5 ans d'école suisse, 60% environ moins de 7 ans de séjour en Suisse. Pour la majorité d'entre eux, leur non-insertion semble principalement due à une émigration à un âge ne permettant plus l'insertion dans la filière de formation scolaire et professionnelle. Les restrictions légales au regroupement familial ayant été récemment maintenues, on a des raisons de supposer que l'éclatement familial prolongé va certainement se poursuivre pour une fraction des enfants d'immigrés, ce qui est de nature à perpétuer l'existence de cette catégorie de laissés-pour-compte.

6. LE DÉSIR DE RETOURNER EN ESPAGNE

Le résultat peut-être le plus surprenant de l'enquête, compte tenu de "l'insertion" des jeunes Espagnols dans la société suisse, et le très net désir de retourner vivre en Espagne (72%) (Tableau 7).

Tableau 7. Le jeune souhaite-t-il retourner en Espagne pour y vivre ?

Le jeune	Homme		Femme		TOTAL	
	N	%	N	%	N	%
— souhaite retourner en Espagne pour y vivre	115	70,6	138	72,6	253	71,7
— ne souhaite pas retourner en Espagne	35	21,5	47	24,7	82	23,2
— ne sait pas	9	5,5	5	2,6	14	4,0
— NRP	4	2,4	—	—	4	1,1
TOTAL	163	100%	190	100%	353	100%

Ce désir ne varie guère selon le sexe, la région linguistique (romande/alémanique) ou l'activité professionnelle. Qu'ils désirent retourner en Espagne ou rester en Suisse, les raisons invoquées spontanément par les jeunes pour expliquer et justifier leur choix relèvent premièrement du domaine de l'affectif :

- pour l'Espagne : sentiment d'appartenance à la nation espagnole (c'est ma patrie, je suis espagnol, ...) et à une famille espagnole (77%);
- pour la Suisse : sentiment d'appartenance à la société suisse et des liens qu'ils y ont tissés (54%).

A ces raisons invoquées spontanément s'en ajoutent d'autres qui semblent aussi importantes pour motiver leur choix; elles sont d'un ordre différent :

- pour ceux qui désirent retourner en Espagne, ce sont les possibilités d'intégration à la vie sociale et politique;
- alors que pour ceux qui désirent rester en Suisse, ces raisons sont de type économique : niveau de vie élevé du pays, l'organisation et le sérieux du travail, les possibilités de formation professionnelle ainsi qu'un facteur relatif aux difficultés de trouver du travail en Espagne.

Il faut cependant relever que si le sexe et la zone linguistique ne montrent pas de différences appréciables quant à l'importance des raisons évoquées retenues pour un retour en Espagne, l'"activité" du jeune a une certaine incidence. En effet, certaines raisons semblent toucher plus particulièrement les travailleurs non-qualifiés : la xénophobie et le sentiment d'être repoussé comme individu. (Tableau 8).

En comparant les raisons du choix du jeune Espagnol, il apparaît que les raisons pour retourner dans leur pays correspondent à des besoins complémentaires de ceux pouvant déterminer le choix de la Suisse. Dans le choix de l'Espagne, ils manifestent leur désir de satisfaire des besoins qui ne le sont pas en Suisse alors que le choix de la Suisse montre qu'ils apprécient en Suisse ce qu'ils pensent ne pas pouvoir trouver en Espagne. En effet, les aspects attractifs de la Suisse sont liés au haut niveau de vie du pays, à son développement et à son organisation économique, alors que ceux de l'Espagne se situent au niveau des relations sociales;

Tableau 8. Raisons de rester, raisons de retourner.

Raisons pouvant inciter le jeune à rester en Suisse N = 354			Raisons pouvant inciter à retourner vivre en Espagne N = 353		
Raisons	N	%	Raisons	N	%
- parce qu'en Suisse on gagne mieux sa vie et on peut avoir un niveau de vie plus élevé	152	43,1	- parce qu'en Espagne nous pouvons participer au développement de notre pays	150	42,4
- parce qu'en Suisse le travail est bien organisé et plus sérieux	132	37,4	- parce qu'en Espagne il fait bon vivre, les gens sont gais	147	41,5
- parce qu'en Suisse on peut acquérir une meilleure formation professionnelle	128	36,3	- parce qu'en Espagne on peut vivre près de sa famille	145	41,0
- parce qu'en Espagne il est toujours difficile de trouver du travail à cause de la crise économique	118	33,4	- parce qu'en Espagne les contacts sont plus faciles, on peut mieux se faire des amis	135	38,1
- parce qu'en Suisse on s'est fait des amis et de bonnes relations	114	32,3	- parce qu'en Suisse les lois sur les étrangers défavorisent trop les immigrants	99	28,0
- parce qu'en Suisse on vit dans un pays propre, bien organisé	95	26,9	- parce qu'en Espagne on ne se sent pas repoussé comme individu	98	27,7
- parce qu'en Espagne le travail est bien moins rémunéré qu'en Suisse	86	24,4	- parce qu'en Suisse on buse la xénophobie des Suisses	66	18,6
- parce qu'en Espagne on perd toujours beaucoup de temps, tout est mal organisé	75	21,2	- parce qu'en Espagne le rythme de travail est moins rapide et les gens plus détendus	58	16,4
- parce qu'en Suisse les différences sociales sont moins marquées	61	17,2	- parce qu'en Suisse il y a du chômage; le travail est offert aux Suisses en priorité	51	14,4
- parce qu'en Suisse on est plus libre	34	9,6	- parce qu'en Suisse on se sent déraciné	51	14,4
- parce qu'en Suisse les rapports de travail sont plus démocratiques qu'en Espagne	24	6,8	- parce qu'en Espagne on n'a pas besoin de beaucoup d'argent pour vivre	25	7,1
- parce qu'en Espagne on est trop contrôlé par la famille et on ne peut pas faire ce que l'on veut	17	4,8	- parce qu'en Espagne on est libre de faire de la politique	13	3,7
			- NRP	3	0,8

les jeunes percevant l'Espagne comme le lieu des possibilités d'affirmation et de reconnaissance de leur identité culturelle et sociale.

Pour revenir à ce désir de retour exprimé par la majorité des jeunes Espagnols, il nous paraît d'autant plus frappant que les données relatives à l'image de l'Espagne, restituées par les jeunes Espagnols eux-mêmes, font apparaître une vision forgée lors des vacances passées (en général chaque année) "au pays": l'ambiance, la gaieté, les fêtes, le soleil, le paysage, le caractère et la manière de vivre des Espagnols en sont les traits positifs marquants, alors que ce qui déplaît le plus, c'est le manque d'organisation, le désordre, la saleté, le bruit. Cette image ne diffère guère, sans doute, de celle que peuvent avoir des jeunes Suisses en vacances en Espagne. Interpréter ce désir de retour est pour nous problématique. Peut-être pourrions-nous y voir un signe exprimant l'identification du migrant de la deuxième génération à ses origines. Souhaiter retourner vivre en Espagne serait une manière d'affirmer son identité espagnole d'origine, sans que l'on puisse en tirer des indications sur la réalité future du retour.

7. A PROPOS DE LA "MUTILATION CULTURELLE"

Nous abordons ainsi ce domaine de l'identité culturelle de la deuxième génération d'Espagnols qui, pour nous sociologues, devrait faire l'objet de nouvelles recherches. En effet, il nous semble alors important de dépasser la dimension formaliste et réductionniste de certains concepts pour atteindre le niveau relationnel que ce domaine de l'identité implique.

Par exemple, la question "Qui sont-ils, Suisses ou Espagnols?" ne laisse guère d'alternative et emprisonne dans une dichotomie reflétant bien le degré de catégorisation systématique du fonctionnement de notre société. Car, il y a différentes manières de répondre à une telle question qui dépendra surtout de l'instance qui interroge. La réponse ne sera pas la même si elle est posée par l'employeur suisse ou par le voisin, au village, en Espagne, durant les vacances: et dans cette seconde éventualité, il n'y aura d'ailleurs pas de questions de ce genre, les émigrés en Suisse qui retournent en vacances en Espagne sont tout naturellement appelés "les Suisses".

"Le fait de l'immigration nous a coupés de notre culture d'origine, de nos racines. Mutilés, nous avons perdu la mémoire de notre peuple", affirment les responsables de la JOC/E dans leur prise de position sur la deuxième génération publiée en introduction à l'enquête; et aussi: "N'appartenant ni à la Suisse ni à l'Espagne, ces jeunes n'ont pour patrie que l'immigration".

Soulignons que l'enquête ne permet pas de se prononcer sur ce thème. Les questions sur les opinions touchant à la religion et à la sexualité, conçues comme indicateurs d'une évolution à partir de la "culture espagnole" en direction de la "culture suisse", ne nous servent guère à tirer des conclusions, tant est nuancé et contradictoire le tableau que l'on peut dresser à partir des réponses. Les longues soirées de discussions, lors de la rédaction du questionnaire, n'ont pas abouti à une clarification entre chercheurs et jeunes Espagnols de ce qui pourrait être révélateur, dans la vie quotidienne, de ces enjeux culturels. Et sans doute ne pouvions-

nous pas, dans une enquête quantitative, apporter de lumières nouvelles sur ce thème dont les traits fondamentaux sont encore insuffisamment élaborés.

La JOC/E établit une distinction entre l'*assimilation*, perçue comme négation de la différence, et l'*intégration*, conçue comme la recherche d'un difficile équilibre entre le respect de la personnalité et de la culture du jeune immigré et la nécessaire adaptation à la vie du pays où il vit. La JOC/E, comme la Commission fédérale consultative pour les problèmes des Etrangers, refuse l'assimilation et vise à l'intégration; elle est donc d'accord sur ce point avec la littérature officielle. Mais, est-ce en ces termes que les jeunes Espagnols vivent leurs problèmes d'identité? Ce débat entre les concepts d'assimilation et d'intégration ne pourrait-il pas plutôt être le point de départ d'une analyse sociologique de fonctionnement d'une part de la Commission fédérale, comme organisme officiel suisse, et d'autre part de la JOC/E, comme mouvement militant?

En effet, ces deux institutions à leur niveau respectif, ont fait du "problème des étrangers", et en particulier de celui de la "deuxième génération", *leur* problème. Dès lors, sous cet angle, la problématique devrait être retournée. L'hypothèse de départ en serait la suivante: Quels sont les problèmes de la Commission fédérale et de la JOC/E à propos de la deuxième génération d'immigrés? Pourquoi et comment en ont-ils fait un problème et leur problème?

A ce niveau, il conviendrait de rompre avec le postulat évolutionniste implicite, découlant du concept d'intégration — autrefois assimilation — qui suggère une histoire où l'on passerait d'une culture "étrangère" — espagnole en l'occurrence — à une culture suisse, et de construire une problématique sur la base d'un autre postulat, plus pertinent sur le plan heuristique, qui reconnaîtrait l'existence et la permanence en Suisse d'une sous-culture espagnole *émigrée*, c'est-à-dire d'une minorité "nationale" non territorialisée. La deuxième génération serait alors une séquence de l'histoire de cette minorité ou sous-culture, envisagée dans son temps social propre, consciente ou non de sa spécificité.

Sur cette nouvelle base, il serait alors possible de retravailler l'approche évolutionniste (la question de l'intégration et ses phases), mais en la relativisant selon le contexte dans lequel les jeunes de la deuxième génération se trouvent insérés et selon les relations de pouvoir auxquelles ils sont confrontés. En effet, envisagés du côté suisse ou du côté espagnol, la deuxième génération pourrait être immigrée ou émigrée; ces seuls qualificatifs étant insuffisants pour la situer de son propre point de vue, c'est-à-dire du point de vue de la vie de chaque jeune Espagnol en Suisse. Dans cette optique, la dimension relationnelle multiforme dans laquelle se situe "le vécu" du jeune serait alors privilégiée, étant entendu que ce jeune n'est pas nécessairement passif à l'égard d'organismes et d'institutions qui le conditionnent ou qui se prétendent ses porte-paroles.

8. ... L'IMPOSSIBLE IDENTITÉ?

Au demeurant, on ne voit guère comment dans la pratique des institutions, pourraient fonctionner des processus d'intégration non-assimilatrice; les deux prin-

cipes d'égalité et de différence en arrivent en effet nécessairement, dans des institutions sélectives et hiérarchisées, à se contrarier.

Prenons-en pour exemple la question de la "double école", c'est-à-dire de la fréquentation facultative de cours de langue, d'histoire et de géographie espagnols organisés par les consulats en plus du programme scolaire cantonal. Nous ne savons pas, actuellement, comment les enfants espagnols vivent cette double école quant à la gestion de leur identité culturelle. Mais nous pouvons constater que la formation, destinée à leur donner une identité espagnole, vient se juxtaposer à la formation scolaire "normale" gérée par les autorités cantonales suisses et qu'elle ne la modifie nullement. L'hispanité ainsi offerte s'ajoute à l'identité culturelle suisse (et vaudoise, zurichoise, etc.) que l'enfant doit de toute façon acquérir. Autrement dit, on lui fournit la possibilité de retrouver ses "racines" en lui imposant simultanément l'obligation de les perdre.

Si, par hypothèse, les élèves d'origine espagnole pouvaient choisir leur langue maternelle comme première langue étrangère dans leur programme scolaire "suisse", l'ignorance de l'allemand ou du français pourrait constituer un handicap dans la vie professionnelle en Suisse. La spécificité culturelle serait respectée, mais l'égalité n'y trouverait pas son compte.

A notre sens, il est donc illusoire de parler d'équilibre (fût-il reconnu difficile entre le maintien de l'identité culturelle d'origine et l'adaptation à la vie en Suisse, si l'on ne part pas du constat de la domination culturelle (c'est-à-dire aussi, indissociablement, économique et politique) de la "Suisse" sur les groupes immigrés. La recherche d'un équilibre, d'une réciprocité dans la relation, passe nécessairement par une lutte pour la construction de son identité, par un conflit culturel ouvert. C'est là le sens du "droit à la différence" revendiqué par la JOC/E.

Mais la question est plus complexe, et plus contradictoire. Une certaine convergence entre le discours de la JOC/E et celui de la Commission fédérale, un accord sur le refus de l'assimilation, a attiré notre attention sur cette contradiction. La "différence", si elle est trop grande, empêche un fonctionnement efficace de la deuxième génération dans sa fonction première (aux yeux des institutions suisses) : celle de la production. Mais une disparition de toute différence ferait disparaître à terme la possibilité de gérer l'immigration comme régulateur du marché du travail : si les jeunes Espagnols acquéraient les mêmes aspirations et comportements que les jeunes Suisses, leur retour (effectif, cette fois, et non mythique) deviendrait impossible et ainsi disparaîtrait la possibilité de "gérer le stock" de main-d'œuvre.

Revendication du droit à la différence ? Ou défense des droits des jeunes Espagnols en tant que travailleurs ? On voit bien que nous n'avons pas de "ligne correcte" à dicter, et qu'il reste du champ à la poursuite de cette enquête-participation. Il est important de souligner, ici, que si c'est un mouvement d'immigrés comme la JOC/E ou si c'est un organisme officiel comme la Commission fédérale qui utilise les résultats de l'enquête pour en déduire un politique à suivre, le résultat sera fort différent, et le sens de notre participation de chercheurs sera autre. Subie ou revendiquée, assignée ou conquise, l'identité se révèle un enjeu politique.

BUCHBESPRECHUNGEN BIBLIOGRAPHIE CRITIQUE

Quatre études sur la politique sociale et le développement économique – Sismondi

Introduction de Patrick de Laubier, Professeur à l'Université de Genève,
Editions Delta, Vevey, 1981
Frédéric Chevallay, Genève

L'humanité du XIX^{ème} siècle, selon Lénine, a créé la philosophie allemande, l'économie politique anglaise et le socialisme français. Et l'on pourrait ajouter aussi la modération suisse à travers les écrits de Sismondi. Mais ce serait le cataloguer d'une façon arbitraire.

Ces quatre études, choisies par le Professeur de Laubier, fournissent les indications historiques, sociologiques et économiques significatives de cette époque. A ce titre, elles sont difficilement criticables, puisqu'elles apportent sur le plan méthodologique général une possibilité de circonscrire le discours sismondien. De plus, ces études permettent de dégager un fil conducteur dans la recherche d'une approche de l'œuvre entière.

Mais subsiste le problème de compréhension réelle. Car nous ne voudrions en aucun cas classer Sismondi, que ce soit parmi les prémarxistes ou les précurseurs de l'école de Cambridge (Keynes, Robinson, etc.). Nous le considérons dans un ailleurs intellectuel, se démarquant de toutes les idéologies de son époque. Certes, l'influence sur Marx et Engels se révèle par moments possible. Mais, au-delà de toute genèse du socialisme, le début du XIX^{ème} siècle n'esquisse-t-il pas une quête anthropologique démesurée?

Son œuvre s'inscrit entre 1810 et 1840. Un double conflit de classe se manifeste. D'une part, les groupes dirigeants liés aux forces de l'Ancien régime affrontent la bourgeoisie; l'aristocratie tente de s'opposer à l'évolution économique, de freiner l'essor de la bourgeoisie conquérante; d'autre part cette dernière, qui voit dès les années 1830-1840 sa puissance économique reconnue sur le plan politique, se heurte à un prolétariat en formation.

La bourgeoisie tout entière pourrait faire sienne l'analyse hégélienne de la propriété: celle-ci appartient à l'essence humaine. En elle l'homme s'extériorise et se retrouve. "Dans le rapport avec les choses extérieures, ce qu'il y a de rationnel, c'est que je possède une propriété." (Hegel) La montée des classes bourgeoises, le conflit entre elles et le prolétariat prennent leur source dans la révolution industrielle. C'est dans ce climat de rupture épistémologique, économique, politique, que Sismondi le premier peut-être essaie de proposer une théorie capable d'alimenter la pensée et l'action.

Sismonde de Sismondi ne serait-il pas le petit-bourgeois du *Manifeste* et de la tradition communiste classique? Des pensées et des actes guident Sismondi; Marx le premier, tout en le critiquant, se refuse à le biffer d'un trait de plume de la scène historique et du champ du savoir. "Ce socialisme analyse avec beaucoup de sagacité les contradictions inhérentes au régime de la production moderne. Il mit à nu les

hypocrites apologies des économistes. Il démontra d'une façon irréfutable les effets meurtriers du machinisme." (Marx, Engels, *Le Manifeste du Parti Communiste*).

Une critique de l'économie politique, science insoucieuse du fait humain, de la vie concrète et réelle des hommes : voici ce qu nous offre l'œuvre de Sismondi. Partir des faits économiques, mais les envisager en présupposant le "reniement de l'homme", constitue des prémisses habituelles de la théorie économique. Elle se présente par conséquent d'emblée comme conception justificatrice et réaliste. L'intervalle entre les deux économistes Malthus, Ricardo d'une part et Sismondi est manifeste. Leur hypothèse dévoila le mécanisme d'un monde, révélation utilisée par la critique marxienne de l'économie politique. Tout au contraire, Sismondi se trouve placé en dehors du système économique. Sa perspective s'appuie sur une éthique. Et, comme Marx, c'est la déshumanisation du travailleur qu'il considère comme un crime. De ce point de vue, même si la filiation des théories se révèle difficile, il existe un certain parallélisme entre les "manuscrits" et la démarche sismondienne.

Les propositions premières du libéralisme, la non-intervention en économie, permettraient de supposer que le concept de prospérité peut être isolé des conditions de vie globale d'une nation. Or, note Sismondi, il ne s'agira que d'une "fausse prospérité". Une seule classe de la nation sera-t-elle favorisée ? Un seul groupe social participera-t-il à la richesse matérielle ? En d'autres termes, le pauvre deviendra-t-il toujours plus pauvre et le riche plus riche ? Ce serait confondre deux plans, celui des fins et celui des moyens. Or, la richesses devrait être l'instrument du "bonheur de tous". Elle ne constitue pas une fin en elle-même. La science sociale retrouve sa destinée authentique lorsqu'elle avoue que son seul but est celui du "bonheur de l'homme". Elle reconnaît alors sa spécificité par rapport au domaine des sciences de la nature. Son champ propre, c'est celui des valeurs. Par ce souci du juste et de l'injuste apparaît la ligne de clivage où l'économie affirme son vrai sens et sa marque propre.

Le rêve de Sismondi se présente somme toute comme celui d'une science économiste-humaniste, œuvrant à l'union du cœur et de la raison. Economie politique et science de gouvernement devraient obéir à l'exigence d'humanisation totale, non seulement à l'impératif de former des élites, mais à celui de faire vivre pleinement et sur tous les plans "la société en son entier". Et Sismondi d'esquisser ce bonheur universel qui ne prend sa signification réelle que lorsqu'il sort du domaine de la suppression de la souffrance.

Ce que dessine donc par moments Sismondi, c'est le thème d'une richesse devenue humaine, "répandant sur toutes les classes de la société une promesse de bonheur". Le socialisme marxien jettera l'anathème sur l'argent et la richesse, puissance aliénées de l'humanité. Un tel "ascétisme" fut totalement étranger à la pensée de Sismondi, qui entrevoit une réconciliation entre les classes, une opulence gagnant peu à peu l'univers, hors de la sphère des privilèges : analyse donc résolument "moderniste", quasi "post-marxiste" pourrait-on dire. L'argent et la prospérité peuvent être alors médiations vers la culture, vers la réalisation totale de l'humain. Ce que Marx refusera, y décelant seulement le symbole des aliénations humaines, Sismondi ne le rejette qu'à travers les excès de la civilisation industrielle naissante. Le problème : "Régler les progrès de la richesse." Là se mesure l'intervalle entre Sismondi et le penseur révolutionnaire. Contre une économie politique atteinte de cécité dans le domaine de l'homme, et finalement incapable de saisir le mécanisme profond de l'économie, de prévoir les crises, Sismondi s'attache à refaire une science pratiquant l'école de la lucidité.

Sismondi souligne, d'une part, que la valeur créée par l'ouvrier croît continuellement sous l'effet de la progression des sciences et des techniques, d'autre

part que le salaire des travailleurs ne dépasse pas les exigences de la vie biologique. S'inscrit donc l'idée qu'il existe un écart entre la valeur produite et "la valeur de la force de travail". Une pensée voisine affleure chez Sismondi et Marx : une retenue abusive est prélevée sur le travail ouvrier. L'énergie productrice de richesse se voit finalement spoliée puisque le capital retient une partie de la valeur créée. Ainsi, tout ce qui s'engendre au-delà du strict nécessaire, l'ouvrier en est dépouillé. Vol, spoliation organisent le fait économique, enserré dans une pratique où le droit n'occupe guère de place. L'économie politique, comme le système bourgeois de production, est fondée sur la possibilité, pour celui qui possède les instruments de travail, d'abuser de ce privilège. Avec Proudhon, Sismondi s'indigne de cette puissance arbitraire, de ce pouvoir absolu d'un homme sur d'autres hommes. Créer la richesse et n'y point participer, tel est donc le destin, tel est donc le "mal social".

Critique de l'économie, pressentiment du crépuscule probable des sociétés gouvernées par l'anarchie du libéralisme. A travers ces thèmes, Sismondi fournit au socialisme un puissant cadre de pensée.

Mais alors, comment modifier les rapports humains ? Comment œuvrer pour qu'une minorité cesse d'abuser de ses droits ? A la société de tenter d'imprimer le sceau de la justice sur la condition du prolétaire, de faire de la richesse le bien de tous, et du salaire une garantie de survie durant toute l'existence pour "l'homme à gages".

Prendre d'abord en considération le sort de ceux qui accomplissent le travail, les faire participer à la richesse commune, laisser entrevoir ce que serait une civilisation de bonheur, où les classes coexisteraient sans pour cela s'entre-dévorer, ce fut le projet sismondien, davantage prémarxiste par sa critique initiale que par son point d'aboutissement, mais où circule, étrangement, un vent de modernité tel que le lecteur, déconcerté, retrouve la forme de notre époque et celle de ses exigences.

La herencia doctrinal y política de Karl Marx — Fernando Moreno

Editorial Salesiana, Santiago, Chili, 1979, 271 pages

Marco A. Bordin

L'auteur, dans cet ouvrage, défend l'idée que le marxisme est l'essence doctrinale des expressions totalitaires du socialisme.

Développant des thèses de R. Aron et d'A. Besançon, avec qui il s'accorde sur l'essentiel, F. Moreno applique ces analyses au plan des orientations concrètes.

Selon lui, le socialisme, de la Révolution française à nos jours, a passé d'une incubation au plan de l'idée à la prolifération de ses expressions historiques dans des expériences diverses.

L'auteur trace un tableau de la pensée socialiste des débuts à nos jours et évoque d'abord la pensée socialiste pré-marxiste et son idéal égalitaire (ni riche, ni pauvre) à travers ses principaux penseurs. Proudhon lui paraît le plus important, parce qu'il est le seul ayant vraiment structuré une vision utopique de la vie de la société, de l'égalité, de la justice et de la solidarité compatible avec la liberté. Proudhon considère que, dans la démocratie ouvrière, la politique est le corollaire de l'économie. Sa philosophie du progrès se présente comme le fondement d'une doctrine et d'une politique économiques.

Parlant de "dépassement" marxien, F. Moreno dit que Marx prétend remplacer la réduction "économiste" du socialisme utopique par un matérialisme dialectique radical. L'anarchisme apparaît à Marx comme un "volontarisme" dans la science. La prétention de Marx de dépasser "scientifiquement" le socialisme utopique le conduit à la négation radicale de tout humanisme personnaliste. Le sujet réel de

l'histoire est la classe sociale et non la personne individuelle. Marx établit l'utopisme communiste de l'homme nouveau et de la société nouvelle.

L'auteur définit la pensée marxienne comme une "raison séminale" par rapport à la politique de Lénine. Ce dernier rendra opérationnelle la pensée de Marx, de la même manière que Marx a rendu Hegel "praticable". En tant que théorie-praxis, le marxisme est plus une "doctrine" qu'une théorie. A partir de cela nous pouvons comprendre le triomphe de l'idéologie dans "l'Etat idéologique" inauguré en Russie avec la Révolution d'octobre 1917. Lénine gardera une stricte fidélité politique et théorique à Marx. La fidélité en politique apparaît au plan de la relation fins-moyens (la fin: l'utopisme communiste; les moyens: révolution, dictature du prolétariat, collectivations...). La fidélité, au niveau théorique, va jouer le rôle d'une idéologie justificatrice.

Selon R. Aron "Lénine a pris le pouvoir... au nom d'une utopie et à la recherche d'un modèle". F. Moreno propose une autre idée explicative: la distance entre l'utopie marxienne et la réalité. De cette utopie va naître une politique totalitaire. Cette politique totalitaire se distingue par la structure institutionnelle et la pratique politique visant à diminuer cette distance entre utopie et la réalité. Dans la pratique, le totalitarisme suppose deux instances instrumentales et, d'une certaine manière, une médiation entre l'utopie et la réalité: la "science" (pseudo-science), qui donne une interprétation des situations et des tendances historiques, et le groupe politique propriétaire de la "vérité" qui surveille le pouvoir politique et militaire. L'auteur définit comme totalitarisme la vérité scientifique qui décide de tout.

F. Moreno croit que la raison principale est que le marxisme s'est présenté comme l'unique solution offerte, à la fois scientifique, culturelle, religieuse, politique et morale, à la double "exigence" fondamentale de l'homme: la totalité et la cohérence théorico-pratique, dans un contexte de prise de conscience accélérée aux situations d'injustice sociale. Cette exigence a été exprimée sur le plan religieux par la nécessité "d'unir le ciel et la terre", ainsi que la nécessité d'unir l'exercice de la liberté (dans une conception pas toujours juste du terme "liberté") et celle de l'efficacité économique.

Concernant la méthode marxiste, l'auteur paraphrase Spengler, disant que, dans sa réalisation, le marxisme n'est qu'une bureaucratie autoritaire, qui pour accomplir son idéal, exerce nécessairement la dictature. Autrement dit, un pouvoir terroriste et un pouvoir militaire entraînant l'inégalité entre maîtres et esclaves, comme en Union soviétique.

L'auteur analyse des formes et des expériences spécifiques qui ont caractérisé l'évolution historique du socialisme. Par exemple, le "rejet" du socialisme soviétique à la suite des expériences de Tito, de Mao et de Dubcek. De toute manière, elles ont gardé une fidélité théorique à Karl Marx et au marxisme.

Tito prolonge Lénine au moment de l'instauration du socialisme en Yougoslavie. Il adapte la doctrine marxiste aux conditions nationales spécifiques de son pays en conservant son indépendance. Selon l'auteur, l'expérience yougoslave serait une prolongation de l'esprit de la Commune de Paris, ou plus précisément une voie moyenne entre le proudhonisme et le blanquisme d'un côté et le marxisme de l'autre, l'autogestion venant remplacer l'étatisation. La présence de la dictature du Parti laisse ses marques dans la pratique de la vie politique du pays, comme l'a bien constaté la Ligue internationale des Droits de l'Homme à propos des prisonniers politiques.

Mao Tsétoung disait que le marxisme serait efficace seulement en s'intégrant aux caractéristiques nationales et en s'adaptant à une forme nationale définie. La théorie de Mao sur la révolution chinoise est une interprétation du marxisme-léninisme, faisant référence aux révolutions dans les pays coloniaux ou semi-coloniaux.

Selon Mao, dans les pays impérialistes, le type classique de révolution est la révolution russe d'octobre. Dans les pays coloniaux, le type classique est la révolution chinoise. En Chine, de la même manière qu'en URSS, le Parti a été l'instrument fondamental qui a conduit à une structuration staliniste de la terre.

Mao insistait : "renforcer l'Etat et le Parti comme instrument de contrôle et pour écraser les réactionnaires". De toute manière, conclut l'auteur, la Chine de Mao semble à chaque fois plus intéressante et plus inquiétante parce que, en plus du changement de régime, c'est peut-être la tentative historique qui est arrivée le plus loin dans son désir de transformer l'homme.

Dubcek, en Tchécoslovaquie, va essayer un "dépassement" humaniste du "dépassement" marxiste. Il voudrait en effet dépasser le caractère stalinien du système politique, mais la brutale répression soviétique du printemps 1968 mit fin à ce projet.

L'expression "libération des peuples" n'est qu'une conclusion pratique de la conception marxienne de la libération. La situation de "dépendance" de l'Amérique latine par rapport aux Etats Unis est vue dans une perspective marxiste (et soviétique) comme "oppression".

L'auteur explicite aussi quelques manifestations marxistes en Amérique latine : les partis communistes, Cuba, la guérilla et l'expérience chilienne de l'Unité populaire. Nous ne citons ici que deux cas :

En janvier 1959, Fidel Castro prend le pouvoir par la guérilla. En avril de la même année il proclame à Washington : "Ni pain sans liberté, ni liberté sans pain. Ni la dictature de l'homme. Ni la dictature d'une classe... le capitalisme sacrifie l'homme. L'Etat communiste pour sa conception totalitaire sacrifie les droits de l'homme. C'est pour cela que nous ne serons pas d'accord avec ni l'un ni l'autre." La position prise par Castro était vraiment intéressante : une troisième voie. Mais cela n'a pas duré longtemps, il a dû choisir : en mai 1961, Cuba a été déclarée République socialiste. Castro va affirmer plus tard : "Je suis marxiste-léniniste et le serai jusqu'à ma mort." Sans aucun doute, le Cuba d'aujourd'hui est en grande partie le Cuba de Castro. On pourrait même dire de Castro et de sa mission : le messianisme libérationniste et la rationalité politico-stratégique se sont conjugués pour sauver le monde de l'oppression capitaliste et bourgeoise. Selon le raisonnement de Revel, on pourrait demander si, après la chute du régime injuste, tout ce que l'on a fait est juste. En tout cas, tout a été fait au nom du socialisme de Marx et de Lénine !

Nous trouvons dans le cas de la voie chilienne vers le socialisme une autre expression historique ; l'expérience a commencé avec l'élection à la présidence de la République du socialiste Salvador Allende lequel, malgré sa situation de minoritaire, était à la tête de l'Unité populaire. Allende, dans son discours inaugural, disait que le chemin du socialisme passe à travers la démocratie, le pluralisme et la liberté. Il disait encore que dans leurs conditions particulières les institutions sociales et politiques du Chili sont aptes à réaliser la mutation permettant de sortir de la "dépendance" pour acquérir l'autonomie par le moyen du socialisme. Quelques mois plus tard il fera appel à la flexibilité du système institutionnel pour créer un nouveau concept institutionnel, pour vaincre légalement le capitalisme. L'étatisation programmée ou dirigée par le gouvernement lui-même, aussi bien que les expropriations, ont eu comme résultat la diminution de l'investissement de capitaux et de la production et la pénurie tant agricole qu'industrielle. Les trois grandes institutions, Eglise, Armée et Parti démocrate chrétien, ont été attaquées par l'Unité populaire qui jouait sur leurs divisions internes. Autrement dit, le gouvernement de l'Unité populaire a essayé de tranquilliser l'Eglise (hiérarchie), de neutraliser l'Armée et de liquider politiquement la Démocratie chrétienne, en même temps

qu'elle demantelait le système économique. En fin de compte, le gouvernement Allende s'est détruit lui-même et l'intervention militaire de septembre 1973 n'a été que le dernier épisode du drame.

En conclusion, F. Moreno affirme que la grande victime de la praxis marxienne est le peuple que l'on prétend libérer alors qu'en fait on *l'utilise* comme un alibi au service d'une idéologie : c'est, selon l'auteur, "l'instrumentalisation" substituée à la libération.

Il s'agit en fait d'une négation sous forme d'un "dépassement" (*superación*) de l'humanisme classique et très particulièrement de l'anthropologie chrétienne. C'est certainement la conséquence logique d'une praxis qui prétend s'identifier à la vérité de l'histoire.

Cette critique du marxisme, qui se réfère à une philosophie chrétienne, soulèvera des objections dont l'auteur est bien conscient. On aimerait suggérer qu'une application de sa méthode à des situations concrètes fasse l'objet d'analyses tenant aussi compte d'autres types d'options (libérales, conservatrices) et de leur rôle historique.

L'Habitation captive (Essai sur la spatialité du logement de masse)

Gilles Barbey

Coll. Etudes urbaines et régionales
Editions Georgi, Saint-Saphorin, 1980.
Eliane Perrin, Avenue de Frontenex 5, 1207 Genève.

"(...) le spectre des valeurs affectives qui lient l'habitant à son domicile ne peut être ramené à une simple équation entre sujet et objet. L'environnement n'étant par définition jamais de nature exclusivement "physique" (dès le moment où il compte des acteurs), on ne peut faire abstraction de sa valeur d'utilisation et des significations particulières qu'il revêt aux yeux de ses occupants. Le logement devrait nécessairement être considéré comme un *espace de comportement* (au sens du "behaviour setting" américain). (p. 115-116).

Cette proposition formulée en termes théoriques par Gilles Barbey dans le dernier chapitre de ce remarquable essai, il semble que la bourgeoisie l'ait comprise et inclue petit à petit dans les modifications successives qui marquent l'évolution du logement de masse.

La naissance du logement de masse, au 19^e siècle, nous l'observons à New-York, Paris et Berlin. Le pouvoir pare au plus pressé : Randel quadrille Manhattan, Hausmann redécoupe Paris, Hobrecht prolonge le réseau de voies déjà existantes à Berlin, délimitant ainsi îlots et parcelles. Ces tracés n'obéissent pas uniquement aux exigences de la rente foncière, mais également à des conceptions idéologiques différentes. Les tènements new-yorkais regroupent trois familles ouvrières autour d'un hall, d'un escalier et de "privés" communs. A Paris, on hésite, les solutions sont multiples : la cité ouvrière sur le modèle de la caserne, l'immeuble urbain, le pavillon ou la maison bourgeoise avec la ségrégation sociale par étage. Dans les Mietkasernen de Berlin, la ségrégation est plus subtile ; elle tient compte à la fois des étages de la cave aux combles et du côté façade (bourgeois) et du côté cour (ghetto ouvrier).

Les solutions sont donc diverses même si le profit est maximum. Mais les problèmes politiques et sociaux sont les mêmes : les classes populaires sont des classes dangereuses, les entasser présente des risques : épidémies (les microbes attaquent toutes les catégories sociales), mœurs contraires à la morale favorisées par la pro-

miscuité, solidarité, organisation et révolte (bien que les révoltes ouvrières concernant le logement soient rares).

Si, dans un premier temps, on instaure règlements et portiers, grilles et concierges, la réponse se dessine dans les modifications du plan des logis eux-mêmes, par la multiplication des chambres disposant d'une fenêtre le long d'un couloir central, puis autour d'une antichambre. Ces modifications proposent des espaces de comportements autres, plus cloisonnés, permettant la séparation des sexes, suggérant l'intimité des chambres, la réunion familiale dans la pièce commune. On élimine les "célibataires-coucheurs", mobiles et peu enracinés, dont la présence au foyer met en péril les vertus conjugales. Ces transformations ont lieu à l'initiative de sociétés charitables et visent une hygiénisation et une moralisation des classes populaires autant que leur mieux-être.

Nous voyons, illustrée par les dessins de l'auteur, s'amorcer une évolution, qui, par hybridations successives, va brouiller de plus en plus les marques apparentes de ségrégation sociale : façades monumentales, entrées majestueuses, plans d'appartements identiques (mais dimensions différentes). Cependant, il suffit de pénétrer dans l'escalier et le bruit, les odeurs et d'autres détails ténus signalent immédiatement les différences...

A travers une analyse aussi précise que sensible, passant de la morphologie au vécu, l'auteur développe l'hypothèse d'une progressive imprégnation bourgeoise des modes de vie prolétariens. Il conclut par une série d'hypothèses et de considérations sur l'habitat aujourd'hui, démontant les illusions du logement "flexible", modifiable à l'infini, comme celles d'un logement déterministe qui planifierait les comportements. Il remarque et s'interroge sur le fait que les luttes urbaines restent circonscrites à l'extérieur des maisons sans jamais toucher à l'intérieur du logis, tant l'identification de l'habitant est forte avec ce dernier.

Cet essai ne fait l'économie d'aucune dimension (urbanistique, architecturale, historique, sociologique, psychologique) et présente une synthèse nouvelle, d'une grande sensibilité.

Nations without a State. Ethnic Minorities in Western Europe — C.R. Foster (Ed.)
Praeger Special Studies, New York, 1980.

Aufstand der Provinz. Regionalismus in Westeuropa — D. Gerdes (Hrsg.)
Campus-Verlag, Frankfurt/New York, 1980.

*François Höpflinger, Soziologisches Institut der Universität Zürich,
Wiesenstrasse 9, 8008 Zürich*

Die Sozialwissenschaften nehmen soziale Phänomene zumeist erst dann zur Kenntnis, wenn sich um diese sozialen Phänomene ein politischer Konflikt entzündet hat. Dies war auch bei der Beschäftigung mit regionalistischen Ansprüchen der Fall: erst die Entstehung und politische Artikulation regionalistischer Bewegungen — inklusiv ihrer mehr oder weniger radikalen politischen Aktionen — führte auch innerhalb der Sozialwissenschaften zur Problematisierung des — unerwartet auftauchenden — Phänomens regionaler Identitäten. Die zwei vorgestellten Publikationen — die parallel entstanden — sind das Ergebnis von Bemühungen, das zuerst unerklärliche Aufkommen regionalistischer Strömungen und Bewegungen in verschiedenen Teilen Europas zu beschreiben und — möglicherweise — auch theoretisch in den Griff zu bekommen.

Da die regionalistischen Bewegungen sich in ihren historischen Traditionen und politischen Ansprüchen stark unterscheiden und in Bezug auf regionalistische Fragestellungen kein einheitlicher theoretischer Bezugsrahmen besteht, dominiert in beiden Publikationen eine mehr segmentäre Gliederung: neben einführenden Beiträgen umfassen beide Publikationen eine Reihe von Artikeln, die sich spezifisch auf eine regionalistische Bewegung Europas beziehen. In beiden Publikationen konzentrieren sich die Beiträge speziell auf die regionalistischen Strömungen in Grossbritannien, Frankreich und Spanien, d.h. auf regionalistische Bewegungen, die sich innerhalb stark zentralisierter Länder bemerkbar gemacht haben. In beiden Publikationen findet sich aber auch je ein Beitrag zur Autonomiebewegung im Schweizer Jura. Demgegenüber bleiben andere ethnische und sprachliche Minderheiten Europas, die sich in den letzten Jahren politisch nicht oder kaum artikuliert haben, in beiden Fällen weitgehend unberücksichtigt.

Obwohl sich beide Bücher auf den ersten Blick thematisch stark überschneiden, zeigen sich jedoch deutliche inhaltliche Unterschiede, dies speziell auch in der theoretischen Perspektive, mit der regionalistische Bewegungen erklärt und beurteilt werden. Während die Beiträge in "Nations without a State" eine deutliche Affinität zu historisch-strukturellen Erklärungsversuchen aufweisen, sind die Beiträge in "Aufstand der Provinz" sehr viel stärker politologisch, teilweise auch polit-ökonomisch ausgerichtet. Dies kommt etwa darin zum Ausdruck, dass sich in der deutschen Publikation verschiedene Beiträge explizit mit dem politischen Stellenwert regionalistischer Bewegungen auseinandersetzen (z.B. der Beitrag von E. Krippendorf: Minderheiten und Regionalismus – die politische Perspektive). Demgegenüber werden in der englischen Publikation die historischen Entwicklungen und sozio-kulturellen Faktoren stärker in den Vordergrund gerückt.

Diese Unterschiede in der Perspektive zeigen sich nicht nur bei den einleitenden Beiträgen, sondern teilweise auch in den einzelnen Fallstudien. So etwa in der Analyse regionalistischer Bewegungen in Spanien: die beiden englischen Beiträge – von R.P. Clark und O. Pi-Sunyer – konzentrieren sich in ihrer Analyse stark auf historische Momente kultureller und industrieller Entwicklung, während im entsprechenden deutschen Beitrag – von D. Nohlen und E. Geiselhardt – eher der polit-ökonomische "Zentrum-Peripherie-Ansatz" zum Ausgangspunkt genommen wird (und durch die Analyse aber auch wieder relativiert wird). Auch andere Beiträge in "Aufstand der Provinz" gehen von dependenztheoretischen Ansätzen aus, ein Ansatzpunkt, der in "Nations without a State" vollständig fehlt.

Insgesamt gesehen liegt die Hauptstärke von "Nations without a State" darin, dass hier historische Entwicklungen und sozio-kulturelle Faktoren, die bei der Entstehung regionalistischer Bewegungen von Bedeutung waren, recht gut dargestellt sind. Zudem bietet der Einleitungsbeitrag von R. Petrella einen guten, wenn vielleicht auch eher konventionellen, konzeptuellen Rahmen zur analytischen Lokalisierung des Phänomens (indem verschiedene endogene, exogene und intervenierende Bedingungsfaktoren aufgelistet werden).

Die Hauptstärke von "Aufstand in der Provinz" liegt – neben der ebenfalls gut dokumentierten Einzeldarstellung einzelner regionalistischer Bewegungen – darin, dass der politische Stellenwert und die Aktualisierung regionaler Probleme selbst wieder reflektiert wird (z.B. unter dem Stichwort "Protestbewegungen auf Heimatsuche" und der Frage nach der Authentizität regionaler Bewegungen). Solche Fragestellungen erscheinen mir persönlich umso zentraler, als man nicht einfach davon ausgehen kann, dass historische, strukturelle und ökonomische Faktoren eine regionale Identität "determinieren", sondern dass selbstreflexive Mechanismen sozialer und kultureller Art selbst zu den Konstitutionselementen regionalistischer Bewegungen gehören.

Language, Ethnicity and Education in Wales – Bud. B. Khleif

Contributions to the Sociology of Language No 28, Mouton Publishers,
The Hague/Paris/New York, 1980.

Jacques Amos, *Service de la recherche sociologique*,
DIP, 8 rue du 31-Décembre, 1207 Genève

Pourquoi faire dans la *Revue suisse de sociologie* la recension d'un ouvrage écrit par un Américain sur le pays de Galles, et édité à La Haye? Quelle qu'en soit la raison "officielle", j'ai personnellement pris beaucoup d'intérêt à la lecture de ce livre; moins sur un plan purement sociologique, théorique, abstrait (j'y revien-drai) que sur un plan quotidien, affectif, direct, avec mon bagage d'"honnête homme" de cette fin de 20^e siècle. Avec mon attention de citoyen à l'écoute des informations qui lui apprennent la mort de grévistes de la faim irlandais, de nou-veaux attentats commis par des Basques, des Palestiniens, des Arméniens, ..., les revendications de Corses, de Bretons, d'Occitans, de Québécois... Avec également mon appartenance à la Suisse, ce pays aux trois langues officielles et à la quatrième langue nationale en perdition. Avec enfin mon ascendance et mon passé jurassiens – nul besoin d'insister!

Liberté, indépendance, autonomie, fédéralisme; impérialisme, (néo-) colonia-lisme, domination, assimilation, intégration. Affrontements d'intérêts, violences symboliques ou physiques. "Rien n'est simple", affirmait un dessinateur humoris-tique français dans un premier album. Passéisme versus modernité. Affectivité ver-sus rationalité. "Tout se complique", renchérisait le même humoriste dans un second volume. Le passé lointain ou récent a modelé ces fameuses cartes politiques multicolores dont notre mémoire d'écolier a conservé la trace, et qui, lorsqu'elles accompagnaient les leçons d'histoire, nous montraient comment s'étaient constitués peu à peu les Etats-nations que nous connaissons aujourd'hui, et auxquels certains d'entre nous se trouvent confrontés dans des luttes régionalistes ou ethniques.

Voilà un bien long préambule pour une recension de livre, me dira-t-on. C'est qu'il m'a paru nécessaire d'exprimer le cadre général qui a donné un sens à ma lec-ture du livre de Khleif, et qui m'a motivé pour en écrire le compte-rendu. Motivation qui n'était pas évidente a priori: le pays de Galles est bien petit, bien lointain, l'au-teur du livre n'est pas un des sociologues réputés du temps présent, et une mono-graphie comme celle qu'il a écrite n'accroche pas nécessairement le lecteur. Au fil des pages, cependant, je me suis pris au jeu des événements, des descriptions, des réflexions, et des quelques ébauches théoriques. Il y en a sur de nombreux thèmes: identité collective régionale ou ethnique, mouvements autonomistes, nationalisme, sociologie linguistique, dans leurs rapports à la politique, à l'économie, à l'école, aux classes sociales, à l'histoire, au bilinguisme. Certes, l'ouvrage de Khleif n'est qu'une pierre de plus à un édifice disparate qui, un jour peut-être, nous permettra de mieux comprendre comment se génèrent, se maintiennent et parfois aboutissent ces luttes autonomistes qui font courir tant de jeunes et d'adultes, parfois jusqu'à mort d'homme, et jusqu'au sacrifice de leur propre vie. Et, au-delà, qui nous per-mettra de mieux comprendre le fonctionnement de nos sociétés, et de l'être humain en leur sein.

Bien petit, bien lointain, le pays de Galles? Voire... Comme les étudiants parisiens de mai 68 qui se voulurent un jour "tous des juifs allemands", d'autres hommes et d'autres femmes pourraient bien un jour tous se sentir Gallois, ou Pales-tiniens, ou Sarahouis, ou Bretons, ou Basques. Ou Jurassiens? Ou Suisses romands?

Quelques faits. En 1282, les Anglo-normands conquièrent le pays de Galles celtique. A quelques années près, c'est le moment où "nos" cantons primitifs au-raient pu connaître une défaite militaire qui aurait menacé leur affirmation d'indé-

pendance. En 1536, la couronne d'Angleterre annexe le pays de Galles (Act of Union); cette date rappelle-t-elle quelque chose aux Vaudois? Selon les recensements britanniques, 80% de la population du pays de Galles parle gallois au début du 18^e siècle; deux cents ans plus tard: 50%; en 1921: 37%; en 1961: 26%; en 1971: 21%. Encore faut-il préciser que ces chiffres surévaluent la proportion de la population qui maîtrise effectivement le gallois. De toute façon, seul 1% environ de celle-ci est actuellement monolingue galloise, les 20% restant de gallophones sont en réalité bilingues, les 79% complémentaires monolingues anglais, ou étrangers. Tous ces chiffres ont-ils une résonance pour mes éventuels lecteurs romanches?

Comme ces quelques faits le profilent, "Language, Ethnicity and Education in Wales" se déroule sur arrière-fond de domination, militaire, puis politico-administrative et économique. Pour, à partir de là, analyser le mouvement de renaissance galloise, qui est d'abord linguistique et culturelle, et utilise comme fer de lance l'école, notamment les "Welsh Medium Schools" (écoles en gallois), encore largement minoritaires mais, qui sait, peut-être un jour nouvelle norme et nouvelle pratique d'enseignement.

Certes, il ne faut d'abord voir dans cet ouvrage qu'une étude de cas, bien faite, mais une étude située tout de même dans un contexte plus vaste: celui des colonies internes dans les pays industrialisés, que Khleif appelle avec d'autres "the Third World in the First World". Dans cette perspective, il considère "the Welsh language as a chief determinant of ethnicity" (p. 1). On pourrait dire aussi: un point de ralliement, qui procède d'ailleurs et qui vise autre chose, et que d'autres mouvements autonomistes fondent sur la religion, sur le concept plus vague de culture, ou sur l'ethnie — mode encore disqualifié aux yeux de certains en raison de racismes passés.

Autour de la langue, Khleif met en scène trois facteurs fondamentaux qui façonnent depuis longtemps la réalité du pays de Galles: la domination politico-administrative, la domination économique et l'école, toutes trois britanniques, c'est-à-dire avant tout anglaises. Dans ces trois domaines, les exemples abondent, qui démontrent les mécanismes sous-jacents, sans toutefois en proposer une (re-)construction exhaustive et cohérente. Sans doute aurait-il été trop ambitieux de vouloir analyser simultanément les diverses dimensions de la réalité sociale et de son évolution historique. Il n'en reste pas moins que l'on sera d'autant plus séduit par les thèses de l'auteur que l'on sera soi-même convaincu d'avance de leur justesse. Affirmer cela revient implicitement à souligner les limites méthodologiques de l'étude. Khleif, sociologue de l'éducation américain spécialisé dans les problèmes de minorités, en séjour d'études au pays de Galles, n'a pas fait d'enquêtes par questionnaires ou entretiens représentatives. Il s'est contenté de quelques données statistiques de seconde main, a utilisé des "informateurs" gallois sur lesquels il nous donne peu... d'informations, a grapillé (apparemment tout au moins) dans les documents et dans la littérature scientifique. Dans beaucoup de ses développements et de ses assertions, on en est réduit à le croire sur parole ou à le réfuter par des contre-exemples, et pour bien des lecteurs cela pourrait suffire à disqualifier l'ensemble du livre. A tort, je m'empresse de le préciser, car ils perdraient alors tout ce qu'il contient d'incitation à la réflexion et de pistes de recherche sur les thèmes évoqués plus haut.

Plus particulièrement, comme l'annonce le titre, sur la langue et sur l'école, qui sont omniprésentes dans le texte. La langue d'abord. "Historically, language has been an aspect of stratification, sometimes vice versa. Masters and slaves, coloniser and colonized, conqueror and conquered spoke different languages and dialects; ... Language marks off status." (p. 34). Durant les cent dernières années surtout, les liens entre l'école (anglaise), l'économie (anglophone) et l'aspiration

presque généralisée à la promotion sociale, qui passe par l'une et l'autre, ont joué fondamentalement contre le gallois. La lutte actuelle pour le renouveau du gallois est une lutte pour l'identité nationale. Le gallois, c'est "the language of the heart" (p. 40); en comparaison, l'anglais est la langue de la raison, "the language of getting on" (Kleif rappelle la très expressive manière dont les Québécois qualifient l'anglais: "the language to make money" (p. 278)). Renouveau linguistique qui ne se veut pourtant pas retour à l'isolement dans un idiome spécifique. Le pari des Gallois sensibilisés à ce problème est le bilinguisme généralisé, officiel, et à ce titre également l'ouvrage de Khleif est susceptible d'intéresser les Suisses. Comme ressortissants d'un pays tri- ou quadrilingue, certes, mais également d'un pays de forte immigration, comprenant une population étrangère qui doit devenir le plus souvent bilingue. Très à propos Khleif rappelle que le bilinguisme a deux dimensions: l'une sociale, l'autre individuelle, avec notamment des coûts psycho-sociaux, d'identité par exemple.

Après la langue, l'école. Historiquement, l'école au pays de Galles a été l'agent d'acculturation des couches pauvres aux normes et valeurs des couches sociales supérieures, anglaises en l'occurrence, comme celui de l'anglicisation des Gallois: "One of the devices that zealous school masters employed to terrorize their monoglot Welsh charges into acquisition of English as the sole working language of the school was the Welsh Not. It was a piece of wood, suspended by a string around a child's neck, on which was written 'Welsh Stick' or 'Welsh Not'. Any child caught speaking Welsh by any other child or by the teacher had to wear this device around his neck ... until he caught another child speaking Welsh" (p. 114). En cette matière aussi, le "cas" du pays de Galles ressemble comme un frère à celui de nos régions, où les patois ont été éradiqués au profit d'un français "unificateur" à l'aide des mêmes méthodes.

Mais si l'école a contribué largement à angliciser le pays de Galles, puis à reproduire la dominance linguistique et culturelle anglaise, ne peut-elle pas aujourd'hui jouer les mêmes rôles, au profit du gallois? L'analyse de la réponse de certains Gallois à cette question forme une des parties les plus intéressantes du livre. Khleif y montre comment l'école devient le facteur primordial de la renaissance linguistique galloise et, au-delà, de la renaissance culturelle, puis nationale, plus particulièrement ici à travers la "gallicisation" de l'enseignement de l'histoire. Cette dernière problématique concerne de nombreuses régions du monde, à commencer par tous les pays qui furent colonisés et tentent aujourd'hui de se réapproprier le discours sur leur passé.

Actuellement déjà, toutes les écoles du pays de Galles, "English Medium Schools" comprises, donnent certains cours en gallois; pour une minorité déjà évoquée d'entre elles, les "Welsh Medium Schools", seules les branches scientifiques sont enseignées en anglais (question de vocabulaire...). Il s'agit là sans doute d'une des rares expériences de revitalisation d'une langue, avec celle bien sûr de l'hébreu en Israël.

Peut-être précisément à cause de ce caractère novateur de l'expérience, l'analyse de Khleif nous laisse quelque peu sur notre faim. J'aurais souhaité personnellement mieux connaître les effets actuels ou prévisibles de ce mouvement, tout au moins mieux en comprendre les attentes et les difficultés. Car il s'agit d'un problème qui concerne actuellement ou pour l'avenir de nombreux Etats, confrontés soit à la double logique du rattachement au passé et des échanges interrégionaux et internationaux, qui postulent souvent des langues différentes, soit encore confrontés à des différences internes aux plans ethnique, linguistique ou culturel. Comme Khleif avait précédemment disséqué les aspects politico-administratifs, économiques et scolaires de la domination anglaise sur le pays de Galles, il aurait pu ici tenter une

analyse des obstacles de même nature qui risquent de limiter les effets de la renaissance galloise, en la réduisant essentiellement à ses dimensions folkloriques. Le pays de Galles, "réserve" galloise, comme il y a aux USA des réserves indiennes? Peut-il y avoir revitalisation culturelle sans autonomie ou indépendance administrative et politique, et sans (ré-)appropriation économique, afin d'éviter l'effet de "getting on"? Peut-on réellement revitaliser une langue à visées culturelles en concurrence avec une langue dominante sur le plan économique? Le cadre théorique englobant de Khleif, celui des colonies internes aux pays industrialisés, évoque plus la capacité du dominant à définir et dire la réalité que celle du dominé à s'affirmer dans le rapport inégalitaire et malgré lui. Ce cadre nous permet de comprendre les luttes d'indépendance régionale ou nationale, si ce n'est les traînées de violence qui enflamment leur sillage. Les Gallois ont pris une autre route, et il serait important de savoir si elle a un véritable avenir. Autrement dit, s'il existe un moyen de concilier des antagonismes qui paraissent être aujourd'hui irréductibles, entre nations comme au sein de nombreux Etats. Le fédéralisme est une réponse possible au plan politique, mais elle ne résoud pas pour autant tous les problèmes, comme nous le savons en Suisse. A quand une contribution suisse, de ce laboratoire vivant, sur les thèmes de "Language, Ethnicity and Education"?

Mobilité spatiale: Bilan et analyse des recherches en Suisse — Michel Bassand et Marie-Claude Brulhardt

Editions Georgi, Saint-Saphorin, 1980.
Eliane Perrin, Avenue de Frontenex 5, 1207 Genève

Le lecteur ne peut manquer d'être surpris en découvrant que ce livre de 300 pages est formé pour moitié d'une bibliographie (146 pages). Il s'agit en fait d'un ouvrage de commande, exécuté à la demande du groupe d'experts du Programme national du FNRS traitant des problèmes régionaux en Suisse. Le contenu du mandat est la réalisation d'un bilan et d'une bibliographie des recherches en sciences sociales sur la mobilité spatiale en Suisse. Si ceci explique cela, c'est également une indication sur le ton du livre, rédigé nécessairement dans un style "rapport", aussi impersonnel que consciencieux. Autres précisions: ce bilan ne porte que sur la mobilité spatiale des hommes (individus, main d'œuvre, groupes, etc.), excluant la mobilité spatiale des capitaux, technologies, entreprises, informations, institutions, etc. Il ne prend pas non plus en considération la mobilité sociale, professionnelle ou culturelle. Il ne prend pas en compte les études de nature normative ou philosophique sur la question. Comme nous en avertissent les auteurs, ce livre ne contient ni une théorie nouvelle — générale ou de moyenne portée — sur la mobilité spatiale, ni une comparaison internationale systématique et exhaustive des divers types de mobilité. Il s'agit d'un ouvrage de base, d'un point de départ pour des travaux ultérieurs, d'un instrument de travail à consulter plutôt qu'à lire, s'adressant avant tout aux spécialistes des sciences sociales.

Ceci dit, que contient cet ouvrage? Dans un premier temps, les auteurs reprennent les différentes définitions et classifications de la mobilité spatiale, ses diverses explications et interprétations, en distinguant les théories à moyenne portée des théories générales. Ils soulignent le caractère indispensable de ces dernières ainsi que la nécessité de perspectives interdisciplinaires.

Dans un deuxième temps, ils s'attaquent au concret, en partant de l'esquisse d'une histoire de la mobilité spatiale en Suisse ("esquisse" n'est pas un mot trop

modeste puisque le chapitre n'a que quatre pages...), poursuivant avec les migrations internationales et l'immigration étrangère, la mobilité interrégionale (ou migrations internes), les mouvements pendulaires et frontaliers, la mobilité résidentielle et la mobilité de loisir (fin de journée, de semaine, congés annuels, retraite).

Dans un dernier temps, les politiques publiques (immigration, transports, agricole et régionale) sont rappelées. L'ouvrage se conclut par un appel à la réalisation de travaux scientifiques interdisciplinaires, de portée nationale, dépassant les monographies.

Ce type d'ouvrage est paradoxal : travail de titan, il accouche de chapitres squelettiques et d'une bibliographie, monstrueuse souris. Il ne nourrit pas son lecteur, il l'affame en lui signifiant que la nourriture est à chercher ailleurs, dans les quelques 1359 livres de la bibliographie. Tout se passe comme si la frustration des auteurs, acceptée au nom de la science, se transmettait au lecteur, lui rappelant finalement qu'une somme n'est pas encore une pensée.

SUMMARIES IN ENGLISH

Introduction : The Ethnical Factor and Societal Modernization

H. Geser (page 165)

Ethnicity : A Social Movement or Identity Management

C. Giordano

The first part of the article attempts to clarify the analogies and differences between the notions of "Ethnizität" "Ethnos" and "Ethnicity". What becomes clear is that the term ethnicity, as accepted in the cultural anthropology of continental Europe, encompasses other dimensions than those of the Anglo-American concept of "ethnicity". Two apparently contradictory conceptions of ethnicity within this relationship are compared: that of V. Lanternari, for whom ethnicity is a phenomenon induced from below and that of I.M. Greverus, for whom the phenomenon in question is considered as a manifestation induced from above. In reality, the two conceptions nevertheless only illustrate two different phases, often successive, of a combined process. Lanternari puts special emphasis on the social movement phase; Greverus, on the contrary, puts emphasis on the "institutionalised" form. In the author's opinion these phases are linked, to the extent that if one accepts that a fundamental tendency to stabilisation, and so to institutionalisation, underlies all social movement, then by consequence the same would apply to ethnicity. (page 179).

Prospects in Developmental Sociology

G. Endruweit

After a detailed discussion of the sociological concept of minority and its discrimination from related concepts, the concept of marginality is considered as being complementary to centrality, thus making it more likely than unlikely that marginality exists in every larger social system and that marginality is not always dysfunctional.

If a minimum of social organization and of common culture is a constituting element of society, then marginality is the description of a state in which a person is, at least partly, excluded from interaction in social organization and/or in which a person has cultural patterns differing essentially from those of the central region. This approach, in contrast to the usual *a priori* association of minority and marginality, brings up the question which characteristic of a minority may lead to its marginalization.

Cultural marginality is differentiated into static, dynamic-centrifugal and dynamic-centripetal forms. These forms depend, among other circumstances, upon political conditions and have different consequences e.g. in a minority's reaction

to marginalization. The article gives illustrative examples for types, causes and results of cultural marginality of minorities. Finally, the chances for an overcoming of marginality are briefly described. It is argued that marginality of "marginal groups", in its colloquial sense, can never be abolished, even not by totalitarian methods. Marginality of "national" minorities, though, may be conquerable if federalist principles gain further spread, especially in a tendency toward more and more supranational forms of organization. (page 199).

Ethnicity and Identity Management

I.-M. Greverus

In this paper, ethnicity is analysed as a process by which the characteristics of an ethnos are invested in identity management with the aim of stabilising ethnic identity in order to realise specific social goals. Six fundamental goals of ethnic identity management are put forward and illustrated by examples of current ethnic movements. More specifically, a delimitation of the conflictual area of expectation concerning ethnicity occurring between initiators, mediators and experts is made. (page 223).

Xenophobia

U. Windisch

Sociology has a predilection for the study of innovating social movements (national minorities, ecologists, feminists, youth, etc.). All social dynamics, above all in a situation of intense and accelerated social change, invariably comprise a double movement. Parallel to those movements which are *for* something, there are those which are *against that which the others are for*. Logic of evolution and logic of involution go together, even if the second is more rarely analysed. The proposed study of xenophobic movements seeks to minimise this disymetry. The study covers neither the leaders nor the publications of these movements, but the grass-roots, by means of approximately five hundred readers' letters sent at the time of one of the initiatives against foreigners (in 1974) to various newspapers and to the audio-visual media. A typology of supporters and opponents of these movements is suggested. Instead of the classical content analysis of themes, an approach is used which tries to reveal the socio-cognitive structures underlying the said themes, and peculiar to each of the types of supporter and opponent.

A political standpoint is not conveyed by no matter what cognitive and discursive structure. An increasing openness towards such different disciplines as logic, "natural logic", certain works of social psychology, the study of myths, psychoanalysis, and above all psycho-linguistics, will in the future represent the necessary condition for a better understanding of a phenomenon such as that of the dangerous efficacy of certain ideological discourses. (page 233).

Socio-cultural Integration

A. Dobler-Mikola

Finnish immigrants are one of the privileged groups among the immigrants to Switzerland. They are neither faced with high structural barriers nor with nega-

tive prejudices of the host population. In contrast to earlier migration studies, a theoretical and empirical analysis of their situation has therefore to emphasise rather the problem of socio-cultural integration than that of structural integration. This new perspective allows for a detailed analysis of the process of socio-cultural adaptation.

The results of a survey among these immigrants show the important role of the network of personal relations in the process of socio-cultural integration. Whereas the objective distance to the population of the host country is positively associated with subcultural differentiation, the ethnical subculture offers an important alternative to socio-cultural integration on a subjective dimension. On the other hand, socio-cultural integration at the social macro-level is associated with pluralistic interaction patterns on a social micro-level. Another important set of variables is related to the immigrants' situation at the moment of immigration. Most important is the structural integration immediately after immigration. If structural integration is low, the immigrant remains in high social distance to the host population. In contrast to most other immigration studies, the importance of the actual structural position could not be confirmed. (*page 257*).

Second-generation Spaniards in Switzerland

J.-P. Gonvers, L. Monnier, G. de Rham & A. Mottaz

This paper presents some of the results of a survey carried out by questionnaire in 1978, on second generation Spaniards living in Switzerland: it covers the fields of family situation, educational and professional status, language problems and the desire to return to the homeland.

From this material an attempt is made to consider the question of integration as related to a cultural problem area (the identity of young Spaniards), to class (immigrant workers), and to the conflict between generations. (*page 279*).

Book Reviews

(*page 293*)